Digitized by Google

Biogr. C. 301/2

Digitized by Google

Biogr. c. 301-2

Schröckh

<36621815010016 S

<36621815010016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

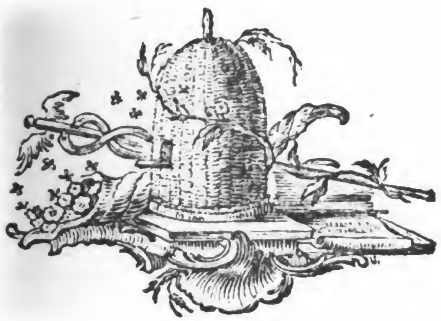
Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,

Professor zu Wittenberg.

Zweyter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius,
1769.

Wst 65|208

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Nicht, um meine Danckbarkeit gegen die Lobsprüche zu bezeigen, welche man dem Anfange dieses Wercks beygelegt hat; auch nicht, um jeden Tadel, den man unter dieselben gemischt hat, zu beantworten, schreibe ich diese Vorrede. Beydes ist in meinen Augen unnöthig: denn man weiß wohl, wie zufrieden ein Schriftsteller sey, wenn man ihm sagt, daß er seine Arbeit nicht umsonst verschwendet habe, und auf der andern Seite verlangt man nicht von ihm, zu beweisen, daß er niemals irren und fehlen könne. Beydes verrathet aber auch, wenn es gleich nicht jedermann glauben will, eine herrschende Eigenliebe. Ich habe bessere Ursachen, warum ich meine Leser bey dem Eingange zu diesem Theil etwas aufhalten will. Es ist, sehe ich, meine Bestimmung, Bücher über die Geschichte herauszugeben: mehrere, größere, geschwinder nach einander, als ich wünschte, und als es ihnen vortheilhaft ist. Noch vor kurzem hoffte ich,

Digitized by Google

diese strengere Verbindlichkeit gemildert zu sehen; aber da sie, wie ich fürchte, noch eine Zeitlang fortdauern dürfte: so habe ich mir wenigstens gewisse Gesetze vorgeschrieben, nach welchen ich die Feder führen will, und sie stehen mit den eigenthümlichen Regeln dieser Biographie in einer so genauen Verbindung, daß ich von denselben hier sehr bequem reden kann. Außerdem halte ich es vor nöthig, auch das Verhalten anzuzeigen, das ich stets bey der verschiedenen Aufnahme, welche diese und andere meiner Schriften finden dürften, beobachten werde. Das vernünftige Verhalten bey einer solchen Gelegenheit, könnte man denken, ist schon lange festgesetzt; allein man kann nicht hinzu setzen: und man trifft bey der Ausübung desselben keine Schwierigkeiten an.

Ich schreibe weder um Ruhm zu erlangen, noch um neue Entdeckungen in der Geschichte vorzutragen. Zu beyden Absichten gehört eine Vollkommenheit und Uebung, die nicht einmal immer in einem reifern Alter erworben wird. In jüngern Jahren sollten wir eigentlich die Geschichte niemals, oder doch sehr selten beschreiben, weil sie eben sowohl eine ausnehmende Klugheit voraussetzt, als sie selbst eine Lehrerinn derselben heißt. Offenherzig zu reden, ich schreibe von dieser Wissenschaft was ich weiß; was ich täglich durch fremde und eigene Untersuchungen darinne lerne; dasjenige insonderheit, was

was mich in derſelben vorzüglich unterrichtet und rühret, und was ſich für den größern Theil der Leſer am meiſten ſchickt; ich ſuche vor allen Dingen Wahrheit, forſche nach, ob ſie durchgängig erkannt worden, lange verdunckelt geweſen, oder wieder vergeſſen worden iſt, und nach dieſer Prüfung wähle oder bilde ich meine Erzählungen. Da ich jezt nicht alle meine Endzwecke nennen kann, ſo begnüge ich mich daran, zu geſtehen, daß ich gerne das lehrreichſte und menſchlichſte Vergnügen, dasjenige alſo, welches aus der genauern Geſchichte des Menſchen, ſeiner Beſtimmungen, Fähigkeiten und Gaben, ſeiner Einſichten, Entwürfe, Abſichten und Leidenſchaften, der unendlich verſchiedenen Wege, welche er zu betreten oder aufzuſuchen pflegt, der eben ſo unzählichen Stellungen und Schickſale, in welchen ihn eine weiſe Vorſehung auf der Welt ſehen läßt, ſeiner Tugenden, Verdienſte und Schwachheiten, inſonderheit auch des mannichfaltigen Lichtes, welches ihm der Himmel zu ſeiner Glückſeeligkeit angezündet hat, und aller Arten des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den er davon angeſtellet hat, entſpringt und unerſchöpflich fließt; daß ich dieſes Vergnügen in ſehr viele Gegenden der Welt leiten, ja, wenn es möglich wäre, ausſchütten wollte. Die Geſchichte iſt gleichſam ſo gutwillig, daß ſie ſich leicht dazu nüzen läßt. Ich bin kein ſcharfſichtigerer Kenner derſelben als andere, die zugleich mit mir leben. Jeder mittelmäßiger Gelehrter,

der die Quellen der Geschichte gelesen, mit einiger Schärfe geprüft, nachgedacht und gewählt hat, der außerdem Reinigkeit, Anstand und Einfalt in seiner Schreibart zu verbinden weiß, kann eben solche Lebensbeschreibungen und Bücher als die meinigen sind, und noch bessere, täglich schreiben. Woher kommt es also, daß meine Schriften einen ungleich größern Beyfall erlangt haben, als ich erwartete, oder nur wünschen konnte? Zu meiner Beschämung muß ich antworten: weil ich — so viel liegt daran früh zu kommen, — einer der ersten unter uns gewesen bin, der historische Versuche dieser Art gewagt hat. Allein derjenige, der sich in der ersten Reihe befindet, muß immer befürchten, von den folgenden übertroffen zu werden, weil sie mit geringem Bestreben über ihn wegsehen können.

Es ist einem Schriftsteller vergönnt, das Lob gelehrter und durch einen feinen Geschmack bekannter Männer, als eine schmeichelhafte Belohnung seiner Mühe, noch mehr als eine Aufmunterung zu einer größern Anstrengung seiner Kräfte, anzusehen. Aber stolz darauf zu seyn, sich vor unverbesserlich, ja nur der Vollkommenheit nahe, deswegen zu halten, ist ihm nicht erlaubt. Man hat vielleicht sein Buch nur von gewissen Seiten betrachtet, die ihm Ehre machen; der beurtheilende Leser wird zuweilen überrascht, und besinnt sich erst späte wieder, daß

er

er ſich durch nichts blenden laſſen ſoll; auch ſind zwar rühmliche Zeugniſſe von ſeiner Arbeit abgelegt worden; allein wer kann ihm ſagen, daß tauſend andere Stimmen, die er nicht höret, eben ſo ausgefallen ſind? Alle Kunſtrichter und alle Leſer Eines Zeitraums können noch das Siegel der Unſterblichkeit, ja nicht einmal der Wahrheit und Vortrefflichkeit auf ein Werck nicht drucken. Wir, die wir Schriftſteller heißen, werden endlich alle mit den alten Egyptiſchen Königen vor jenes furchtbare Gerichte kommen, das den Ausſpruch thun wird, ob wir zu den Mumien ruhmwürdiger Vorfahren beygeſezt, oder weggeworfen werden ſollen: vor das Gerichte der Nachwelt. Für viele unter uns iſt es ein wahres Unglück, daß ſie nur Lobeserhebungen ſuchen, und zum Theil in einem ſehr reichlichem Maaße erhalten. Ihre Zeitgenoſſen werden dadurch betäubt; ſie ſelbſt glauben dieſelben ohne alle Einſchränckung, und vielleicht noch größere, zu verdienen; allein den Tag nach ihrem Tode ſtreicht man die Hälfte derſelben aus.

Ein Tadel, deſſen Gründe ich einſehen kann, iſt für mich, ſo ferne ich ein Schriftſteller bin, der wichtigſte Dienſt. Ich verachte denjenigen, der nichts weiter als entſcheidend iſt, mich an einen beſondern Geſchmack oder an unerwieſene Meinungen feſſeln will. Spricht er aber mit dem Scheine des Rechtes, ſo darf ich doch noch immer unterſuchen, ob ich ihn auch verdiene.

Darauf bin ich zwar, und gewiſſer Urſachen wegen, mehr als andere, vorbereitet, daß man Fehler in meinen Schriften finden wird. Ich bedaure es oft, daß die Vorleſungen noch nicht bekannt gemachter Wercke, welche bey den Alten unter dem Nahmen der Recitationen ſo berühmt waren, wie ſo viele andere Mittel, durch welche ſie ihre Schriften der Nachwelt würdig machten, untergegangen ſind; daß wir erſt die ganze Welt durch den Druck fragen müſſen, ob unſer Buch ſich ein längeres Leben, als wir ſelbſt, verſprechen könne; daß die gelehrten Geſellſchaften, in welchen jene Vorleſungen am füglichſten hergeſtellt werden könnten, ihrer erſten Anlage nach dieſer Abſicht zuwider ſind; daß ich endlich, wenn gleich dieſe Hülfe zur Ausbeſſerung, Glättung und Verſchönerung meiner Schriften von neuem angeboten würde, mich doch derſelben bey den Umſtänden, unter welchen ich ſchreibe, kaum bedienen könnte. Es bleibt mir alſo nur übrig, ohne Nachſicht gegen mich ſelbſt zu ſeyn.

Ich habe es zuweilen in der Stille zu meiner Beluſtigung verſucht, alles ohne Ausnahme, was man in meinen Schriften getadelt hat, zu vertheidigen. Man hat zu viele Muſter hierinne, als daß dieſes mißlingen ſollte; es giebt Wendungen, durch welche man der gerechteſten Beſchuldigung von Fehlern ausweichen kann, und wie viele Leſer ſind im Stande Richter abzugeben! Aber dieſe Künſte werde ich niemals aus-

ausüben. Erkenne ich geirrt zu haben, so werde ich ohne Weitläuftigkeit das Geständniß davon unter die Verbesserungen am Ende des folgenden Theils sezen, oder die nöthige Veränderung in einer neuen Ausgabe anbringen; da ich überhaupt glaube, daß die Berichtigung unserer Schriften, auch wenn wir nicht daran erinnert werden, unaufhörlich fortgehen, und nicht weniger den Ausdruck als die Sachen selbst betreffen sollte. Vor einiger Zeit war ich ziemlich geneigt, mich keiner einzigen getadelten Stelle in meinen Büchern anzunehmen, sollte ich auch nur drey Worte brauchen, um sie zu rechtfertigen. Kenner, dachte ich, sehen ohnedieß dasjenige sogleich, was ich für mich anführen kann, und andere können weder den Tadel noch die Vertheidigung beurtheilen. Allein diese Sorglosigkeit würde nicht allein dem Buche nachtheilig seyn, sondern auch eine zu geringe Achtung gegen scharfsinnige und gelehrte Männer, die es geprüft haben, verrathen. Wenn ich unterdessen suchen werde, gewisse Nachrichten, Urtheile und Vorstellungsarten, welche diesen Kunstrichtern nicht gefallen, dennoch bey ihrem Orte zu schützen: so wird mich hierinne der Geist des Widerspruchs und des Eigensinnes niemals regieren; ich werde in dem Maaße meiner Einsichten und meines Geschmacks allein die Ursachen dazu finden. Manchmal werde ich mit Zuversicht und Ueberzeugung reden; noch öfter aber werde ich meine Vertheidigung als Zweifel

Digitized by Google

gegen die Gültigkeit des gefällten Urtheils vortragen: dann wird sie eine Berufung von einem niedern Richter an das höchste Gerichte der Schriftsteller seyn, und vielleicht erfahre ich nie, ob sie angenommen oder verworfen sey. Immer wird es meine vornehmste Absicht bleiben, daß durch diese Bemühungen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Geschichtskunde etwas gewinne. Ob mein Tadler recht behalte, oder ich, daran ist würcklich sehr wenig gelegen; aber daß die Geschichte nichts von ihrer Ehre und Würde verliere, dafür müssen wir beyde sorgen.

Je mehr ich die Absichten und Grundsäze entwickele, nach welchen ich schreibe, desto weniger werde ich vermuthlich nöthig haben, mich künftig zu vertheidigen; kürzer werde ich es gewiß thun können. Dem gegenwärtigen Buche sind insonderheit Erläuterungen von mehr als Einer Gattung nöthig. Die Wahl der Personen, deren Leben ich darinne zu beschreiben gedencke, hat nicht völlig gefallen. Man wünscht, daß ich dasselbe ganz der deutschen Geschichte wiedmen, oder doch aus der alten und ausländischen nur solche Männer abschildern möchte, deren Züge noch zerstreuet in den alten Denckmalen herumliegen. Ich will hier nicht antworten, daß die Aufschrift und der Entwurf von diesem Wercke eine solche Einschränckung nicht mehr verstatten. Ich erkenne auch ungemein lebhaft, wie sehr ich schuldig sey, für mein Va-

ter-

terland hauptsächlich zu arbeiten; wie reich daſſelbe, auch von dieſer Seite, ſey, wenn man ſeine Schätze nur brauchen will. Aber alle Hinderniſſe ungerechnet, welche in der ältern deutſchen Geſchichte von der Beſchaffenheit ihrer Schriftſteller, in der neuern hingegen von dem faſt unvermeidlichen Verdachte der Partheylichkeit, und andern noch mehr verſteckten Urſachen entſtehen: ſo reißt mich eine unwiderſtehliche Neigung zu der Geſchichte des Alterthums hin. Wollte man durchaus eine Scheidewand zwiſchen ihr und mir ziehen, ſo würde man mir beſonders eine der ſchönſten Gelegenheiten entreiſſen, die gute hiſtoriſche Methode immer beſſer kennen zu lernen: denn man merckt wohl, daß die Geſchichtſchreiber der alten Hiſtorie mich vorzüglich bey derſelben zurückhalten.

Aber eben dieſe, ſagt man vielleicht, ſollten einen neuern Biographen abſchrecken, ſich auf einerley Felde mit ihnen zu zeigen. Die großen Männer des Alterthums ſind von ihnen ſchon glücklicher gezeichnet worden, als daß man mehr Wahrheit oder mehr Kunſt zu ihren Bildern ſezen könnte. Auch ich dencke hierüber faſt auf gleiche Art; und dennoch glaube ich, daß man in gewiſſen Fällen auch ſehr gut beſchriebene Leben noch einmal bearbeiten dürfe. Jede Nation hat ihre eigenthümlichen Vorurtheile, die in ihre ſonſt vielleicht ſehr richtige Denckungsart eingewebt ſind; ein jedes Zeitalter hat eben ſowohl

die

die seinigen. Sind es nicht Vorurtheile im strengern Verstande; so wird es doch ein Hang auf gewisse besondere Seiten, ein herrschender Geschmack in Ansehung der Religion, der Sitten, des Witzes, der Gelehrsamkeit, oft auch in Absicht auf die Staatsverfassung, die Mittel ein Land glücklich zu machen, und hundert andere untergeordnete Begriffe, seyn. Einzele Schriftsteller nehmen nicht nur eben diese Vorurtheile an; sondern sie vermehren dieselben auch mit andern, die nur innerhalb der Gränzen ihres Geistes wachsen. Daher kann man von dem Leben großer und berühmter Männer aus Einem Schriftsteller sehr selten eine vollkommen wahre und sichere Vorstellung ziehen; er müßte denn die Stimmen mehrerer Zeiten und Völcker mit einer gewissenhaften Aufrichtigkeit gebraucht haben. Ueberhaupt erhält ein Theil der Geschichte nicht anders eine unpartheyische Abbildung, als wenn Schriftsteller aus mehrern Nationen sich mit demselben beschäftigen; die einheimischen zuerst, nach ihnen die ausländischen. Die Franzosen wundern sich zum Theil in unsern Zeiten, daß man in Deutschland und andern Ländern Ludwig dem XIV. den Nahmen eines großen Fürsten nicht mehr zugestehen will, und sie schreiben dieses wohl gar einem geheimen Hasse gegen denselben zu. Die wahre Ursache davon fließt gerade aus der entgegen stehenden Quelle. Der alte Haß, zu welchem dieser König den benachbarten Völckern so viele Gelegenheit gab,

ist

ist verloschen: so lange derselbe noch brannte, ließen sie ihm wegen seiner guten Eigenschaften und Verdienste eben so wenig Gerechtigkeit wiederfahren, als Franckreich seine großen Fehler erkannte; allein nachdem die Ausländer angefangen haben, seine Geschichte mit kaltem Blute zu untersuchen, lernen sie nach und nach zwischen dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. und den Schmähschriften, durch welche man ihn angegriffen hat, in der Mitte stehen. Seine eigene Nation betrachtet ihn noch jezt nicht aus diesem Standorte, ob sie gleich sehr lesenswürdige Nachrichten von seinem Leben geschrieben hat.

Wenn ich den Inhalt dieser Biographie von verschiedenen Völckern entlehne, so vermeide ich nicht nur die Einförmigkeit der Erzählung, wiewohl ich mich vor dieser am wenigsten fürchten dürfte, wenn ich gleich immer in Deutschland bliebe; ich hoffe alsdenn auch eine wichtige Absicht der Geschichte zu befördern. Ich und meine Leser, wir reisen: und das historische Reisen ist den meisten unter uns noch dienlicher als dasjenige, welches auf dem Postwagen angestellt wird. Wir lieben unser Vaterland; aber so lange wir die Vortheile und Sitten anderer Länder nicht kennen, bleiben wir sehr kurzsichtig: wir bewundern nur unser Eigenthum, und finden uns fast unverbesserlich. Die großen Männer anderer Nationen erleichtern uns die Bekanntschaft

mit

mit uns selbst auf die angenehmste Art; ja unser Stolz erkühnt sich nicht einmal, darüber Klagen zu führen.

Alles dieses ohngeachtet habe ich doch, wenn man scharf in mich dringen will, gewissermaßen Unrecht. Wollen wir den Ausländern nicht lächerlich und verächtlich vorkommen, so dürfen wir nicht als Knaben und Schüler reisen, die ihr Vaterland noch nicht kennen, und doch bereits fremde Völcker in Augenschein nehmen. Man kann auf gleiche Art sagen: Wir haben noch so wenig zur Ehre und Ausbreitung der deutschen Geschichte; so wenig für diejenigen von unserer Nation, welche dieselbe lesen wollen, ohne dadurch gelehrt zu werden, wohl aber unpatriotisch dencken zu lernen; auch noch so wenig für Fremde geschrieben, welche die großen Deutschen von uns selbst geschildert lesen möchten: und gleichwohl tragen wir die auswärtige Geschichte unermüdet in unsere Wercke über. Wir wollen uns immer noch erst eine Zeitlang zu Hause umsehen, bis wir die Fremden so häufig in unser Vaterland einführen. — Gerührt von diesen Vorwürfen und Ermahnungen, hätte ich vielleicht in diesem Theile mehrere Deutsche auftreten lassen, wenn mir nicht die Wahl, sobald sie einen berühmten Mann aus unserer Nation treffen soll, außerordentlich schwer fiele. Ich fühle die Ursachen besser als ich sie sagen kann; von der Zeit und den Umständen meines

Lebens

Lebens erwarte ich am meisten, daß sie gehoben werden.

Die Freyheit unterdessen, welche ich mir in Absicht auf die Personen ausbitte, deren Leben ich künftig erzählen dürfte, diese will ich keineswegs auch auf ihre Handlungen und Begebenheiten ausdähnen. Da ich überhaupt bemercke, daß vieles, was ich schreibe, weitläuftiger ausfällt, als es nach meiner Absicht werden sollte: so hat sich mehrmals der Verdacht bey mir geregt, ob diese Lebensbeschreibungen nicht in engere Gränzen eingeschlossen werden müßten. Gebührt es ihnen, von dem häuslichen, eingezogenen und bloß gesellschaftlichen Leben eines großen Mannes zu seinem Leben im Staate nicht nur zuweilen aufzufliegen, sondern sich auch bey diesem lange zu verweilen, und eben sowohl seinen Antheil an der allgemeinen Geschichte seiner Zeit, als seine Privathandlungen ausführlich zu beschreiben? Muß nicht vielmehr der Biograph, wie einer unserer scharfsinnigsten Lehrer der Geschichte sagt, im Bewußtseyn seiner Niedrigkeit, vornemlich nur das Mitglied der menschlichen Gesellschaft, weit weniger aber den Fürsten, den Krieger, den Staatsmann, zeigen? Hierinne, fährt er fort, ist ihm Nepos vorgegangen: dieser erzählt in dem Leben des Miltiades die Schlacht bey Marathon sehr kurz, ob es gleich die größte That dieses Feldherrn war. Andere Ge-

lehrte von großen Gaben und Einsichten erinnern noch besonders, daß man die ausführlichen Nachrichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen aus der Geschichte verbannen sollte. Sie stellen uns nur das Elend und Unglück der Welt vor: desto weniger verdienen sie den mühsamen Fleiß eines Geschichtschreibers. Wird man sie also wohl in einer Biographie vertragen können?

Man wird sie, antworte ich, und alles, was die allgemeine Geschichte angeht, auch in Lebensbeschreibungen dulden müssen, wenn man die Bestimmungs-Regel nicht verwerfen kann, nach welcher ich diese abfasse, und welche ich hier zur Prüfung vorlege. Das Leben eines Menschen ist der ganze Umfang seiner Thätigkeit und Geschäftigkeit, sie mag vor wenigen Zeugen, oder vor den Augen der Welt in Bewegung gesezt worden seyn. Was er nur **erlebt** hat, gehört in die Geschichte seines Zeitalters; aber alle beträchtliche Begebenheiten, Versuche und Thaten, die er selbst **belebt** hat, machen seine eigene Geschichte aus. Sie bloß zu berühren, ist nicht lehrreich genug. Man kann auf diese Art zwar ein Gemählde im Kleinen mit dem **Nepos** entwerfen, das treffend, angenehm und unterrichtend ist, auch eine starcke Uebung für die Kunst abgiebt. Aber wenn man die Menschen, so zu reden, in Lebensgröße mahlen will, so muß man ohngefähr

wie

wie Plutarch schreiben. Alsdenn sagt man nicht bloß: dieses hat mein Held gethan, und an diesen allgemeinen Zügen kann man ihn kennen; man geht bey jeder seiner Unternehmungen auf seine Absichten und Bewegungsgründe zurück, so weit man nur einiges Licht vor sich hat; man läßt die Hindernisse sehen, die er besiegt, die Mittel, welche er gebraucht oder in sich selbst gefunden hat, und, um es kurz auszudrücken, man sucht ihn nicht nur in seiner ganzen Größe darzustellen, sondern diese auch begreiflich zu machen. Eben darum nehme ich einen großen Mann aus der Geschichte heraus, um an ihm zu zeigen, wie viel ein einziger Mensch thun könne; wie dieser in allen Auftritten des Lebens gedacht, gehandelt, gearbeitet und gekämpft habe; was er ausgeführt habe, und was ihm mißlungen sey. Betrachte ich ihn meistentheils nur in seiner Familie, oder in einer kleinen Gesellschaft; folge ich ihm nicht bey jedem sehenswürdigen Schritte nach, den er öffentlich gethan hat, so werde ich ihn zwar vielleicht kenntlich machen, aber nicht von allen Seiten. Wenn insonderheit der Hauptsiz eines berühmten Mannes Kriege und Schlachten gewesen sind, würde es wohl eine Lebensbeschreibung von ihm heißen können, wenn ich ihn über denselben nur wegeilen ließe? So wenig man den Charakter und die Verdienste eines Mannes, der noch lebt, völlig übersehen, und also mehr als Beyträge zu seiner Lebensbeschreibung mittheilen

len kann; so wenig will ich mir hingegen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurück zu bringen suche, einen der ihm eigenen Züge entwischen lassen.

Zu einem solchen Entwurfe ist mir die Zeitordnung durchaus nothwendig. Wer zweifelt daran? wird man vielleicht fragen. Ich selbst bekam darüber einen kleinen Zweifel, als ich zuerst die Geschichte Franz des Ersten von dem Herrn Gaillard las. Dieser sinnreiche und beredte Schriftsteller hat jede große Staatsveränderung und Begebenheit in dem Leben jenes Königs besonders, und in einem ununterbrochenen Zusammenhange, vorgetragen: eine Methode, nach welcher man allerdings die wichtigsten Gegenden eines Lebens geschwinder übersehen und beurtheilen kann. Doch eben diese Methode ist, wie ich glaube, nur in seltnen Fällen brauchbar. In einer Lebensbeschreibung will ich nicht bloß zeigen, was vor große Dinge und wenn sie von einem berühmten Manne verrichtet worden sind; ich will die Leser auch auf den Gang seines Geistes von Jahr zu Jahr, auf das Wachsthum und die verschiedene Richtung desselben, auf die sonderbaren Abwechselungen, welche darinne entstanden sind, endlich auf den Einfluß aufmerksam machen, den frühere Zufälle in seine spätern Handlungen, oft beynahe unmerklich, geäußert haben. Dieses alles werde ich gar nicht, oder nur mit vieler Unbequemlichkeit, leisten können, wenn ich

sein

sein Leben nach dessen vornehmsten Auftritten in gewisse Abschnitte zerreiße, die mich bald in die Mitte, bald an das Ende desselben führen. Wenn eine merckwürdige Begebenheit wenige Jahre nach einander aufgeblühet und auch zur Reife gekommen ist, ohne daß andere von gleicher Erheblichkeit dazwischen hervorgeschossen wären: so kann sie zwar mit einigem Rechte in einer Lebensbeschreibung ihren eigenen abgesonderten Platz fordern; allein man verliert dadurch die Verbindung geringerer Vorfälle mit derselben, von welchen doch zuweilen die vortheilhaftesten oder nachtheiligsten Stellungen abhängen.

Ich hatte mir noch vorgenommen, es an eben diesem Orte zu sagen, warum ich jezt anfange, die sogenannten Charaktere, welche man an den Schluß der Lebensbeschreibungen anzuhängen pflegt, meistentheils vor fehlerhaft und unschicklich zu halten; welche Ursachen mich hindern, die einzelen Stellen der Schriftsteller, deren ich mich bediene, bey jeder Begebenheit als Zeugnisse anzuführen; und wie ferne ich glaube, daß man in einer Lebensbeschreibung von sich selbst reden könne, ohne vor eitel und geschwäzig angesehen zu werden. Ich hielte es auch vor nüzlich, einige andere Vorwürfe zu beantworten, welche man den Erzählungen und einzelen Stellen des ersten Theils von diesem Buche gemacht hat, und ich hatte zu dieser Absicht schon so

vielen Vorrath gesammlet, daß derselbe leicht noch einige Blätter gefüllt haben würde. Allein die Zeit, da dieser Theil gänzlich abgedruckt seyn muß, ist schon so nahe, daß ich nichts besseres thun kann, als meine Vorrede plözlich zu schließen, und jenen noch unausgebildeten Vorrath nebst den vorhergedachten Untersuchungen, für eine ähnliche bequeme Gelegenheit aufzubehalten. Unterdessen dancke ich denjenigen Herren in meiner Vaterstadt, welche den Verkauf dieses Buchs untersagt haben, für eine so unerwartete, so wenig verdiente Ehre. Wittenberg, am 2ten October des Jahrs 1768.

I.

Leben
des
Kayſers Titus.

Es iſt einer der traurigſten Anblicke in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, zu ſehen, daß oft ein großer Theil deſſelben, viele Jahre hindurch, jeder willkührlichen Ausſchweifung eines untüchtigen oder laſterhaften Regenten Preiß gegeben worden iſt, ohne daß man dagegen ein anderes Hülfsmittel als Klagen und Geduld gefunden hätte. Aber in meinen Augen iſt es noch trauriger, die kurze Regierung vortrefflicher Fürſten zu betrachten, die der Welt nur gezeigt, und ſogleich entriſſen worden ſind. Beyde Arten von Auftritten, die in der Geſchichte ſo häufig vorkommen, gehören zu den vielen unauflöslichen Räthſeln, welche die göttliche Vorſehung in die Welt geſtreuet zu haben ſcheinet, um uns deſto bewundernswürdiger zu werden. Und warum iſt es noch ſchmerzlicher, die in einem weiſen Beherrſcher aufblühende

Hoffnung verwelken zu ſehen, als die Welt unter einem langen Elende ſeufzen zu hören? Weil das Gute, das durch eine mächtige Hand geſtiftet werden kann, in einer ſehr geringen Zeit unendlich fruchtbarer wird, als alles Uebel, das von einer andern gekommen iſt. Man vergißt das ausgeſtandene Unglück bald und gerne, wenn es durch einen ſichern Wohlſtand erſezt worden iſt; aber wenn ein Volck ſeinen Vater verlieret, nachdem es ihn kaum empfangen und kennen gelernet hat: ſo macht ihm die Vorſtellung von den ungenoſſenen und der größten Erwartung gleichen Wohlthaten deſſelben, die mit ihm geſtorben ſind, ſein Andenken auf immer unſchäzbar, ſeinen Tod noch für die Nachkommen beklagenswürdig. Der Leſer der Geſchichte wird dadurch nicht weniger gerühret: denn er überſieht das ſchwache Verhältniß, in welchem die Anzahl guter Fürſten gegen unwürdige ſteht, und welches noch unbeträchtlicher wird, wenn jene ſchon in ihren erſten Jahren fallen. So ſtarb in unſern Zeiten Friedrich Chriſtian, unſterblich in dem Gedächtniſſe ſeines Vaterlandes. So nahm der Himmel dem Titus ein Leben, an welches ich hier, zur Ehre der Menſchlichkeit, meine Zeitgenoſſen lebhaft erinnern möchte.

Titus Flavius Veſpaſianus kam im 40ſten Jahre der gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung zu Rom auf die Welt. Sein Vater gleiches Nahmens, welcher aus dem Lande der Sabiner herſtammte, war ein Mitglied des Senats, und hatte bereits verſchiedene Aemter im Staate und im Kriege bekleidet. Seine Mutter, Flavia Domitilla, war ſogar eine Freygelaſſene: und dieſe Familie, welche in der Geſchichte die Flaviſche heißt, hatte damals, unter der Regierung des Caligula, gar keine wahrſcheinliche

Hoff-

Hoffnung, die Kayſerwürde jemals zu erlangen. Unterdeſſen wurde doch Titus, deſſen Vater unter dem Kayſer Claudius Oberſter über eine Legion in Britannien war, und zulezt das Conſulat erlangte, gemeinſchaftlich mit dem Sohne dieſes Fürſten, dem Britannicus, erzogen. Man ſahe dieſen Prinzen als den Erben des Reichs an; allein ſeine Stiefmutter Agrippina wußte durch gewiſſe Kunſtgriffe daſſelbe ihrem Sohne Nero zu verſchaffen. Dieſer ließ bald, um ſicherer zu regieren, ſeinen Stiefbruder in ſeiner Gegenwart, bey Tiſche vergiften. Britannicus kam faſt in dem Augenblicke, da er den tödtlichen Trank genoſſen hatte, in einem Alter von vierzehn Jahren, ums Leben, und Titus, der ſtets in der Geſellſchaft ſeines jungen Freundes war, ſtand, weil er entweder damals, oder bey dem vorhergehenden Verſuche auf das Leben deſſelben, zugleich etwas Gift bekommen hatte, eine harte und langwierige Krankheit aus. Er wiedmete nachher dem Andencken des Britannicus öffentliche Ehrenſäulen. Die Geſchichte ſagt, daß ihnen beyden aus ihren Geſichtszügen gewahrſagt worden ſey, der eine werde niemals die Regierung, zu welcher er beſtimmt ſey, wohl aber werde ſie der andere erhalten. Ein Beyſpiel, das eben ſo wenig, als viele andere, einen Beweis für dieſe betrügliche Kunſt abgeben kann. Man hat nur diejenigen Fälle aufgezeichnet, da dergleichen Vorherſagungen, weil ſie ſich auf eine geſchickte Vermuthung, oder auf vieldeutige Umſtände gründeten, eingetroffen ſind, und man hat die ungleich größere Anzahl, wo der Wahrſager unglücklich gerathen hat, verſchwiegen. Es war nicht glaublich, daß Nero ſeinen Stiefbruder, dem er die höchſte Gewalt entriſſen hatte, lange neben ſich dulden würde; Titus

hingegen erregte bey ihm keinen Argwohn, ob er gleich des Thrones würdig zu ſeyn ſchien.

Seine großen Gaben brachen frühzeitig aus. Bey einer edeln Bildung, in welcher Anſehen, Stärcke und Annehmlichkeit verbunden war, beſaß er ein vortreffliches Gedächtniß, und eine ungemeine Fähigkeit zu allem, womit er in ruhigen und in kriegeriſchen Zeiten dem Staate dienen konnte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt ſo geübt, daß er aus dem Stegreife Proben davon ablegte: er ſang und ſpielte dazu mit gleicher Anmuth; der Leibesübungen nicht zu gedencken, durch welche er ſeinen Körper feſt, behend und zur Tapferkeit tüchtig machte. Er konnte auch die Züge einer jeden Hand, die er nur geſehen hatte, leicht nachmachen: daher pflegte er öfters zu ſagen, er hätte der größte Verfälſcher der Schriften werden können. Man beurtheile nach dieſen geringern Arten ſeiner Geſchicklichkeit jede andere, die ihm eigen war, und alle Geſchencke, welche ihm die Natur ertheilet hatte. Bloß mit dieſem Reichthum begabt würde er zwar bewundert worden, aber auch der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich geworden ſeyn. Da er hingegen denſelben in dem beſten und ſanfteſten Herzen verwahrte, genoß ihn die Welt als ein Gut, das ihr zugehörte; man nannte ihn die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts: ein Nahme, den ihm Größe des Geiſtes ohne Güte und Wohlthätigkeit niemals würden erworben haben.

Es iſt zweifelhaft, ſagt Sueton, ob die allgemeine Uebereinſtimmung, mit welcher man ihm dieſen bewundernswürdigen Nahmen beygelegt hat, bloß von ſeinen Verdienſten, oder von einer geſchickten

und

und künſtlichen Aufführung, oder wol gar von ſeinem beſondern Glücke herzuleiten ſey. Ein ſolcher Zweifel iſt an ſich weder boshaft, noch übel gegründet. Manche Fürſten ſind die vortheilhafte Meinung, welche ihre Zeitgenoſſen und ſonderlich ihre Unterthanen von ihnen gehegt haben, mehr der glücklichen Vereinigung gewiſſer angenehmer Ausſichten unter ihrer Regierung, als vortrefflichen Eigenſchaften, ſchuldig. Sie haben zu einer Zeit geherrſcht, da es ihnen nicht ſchwer wurde, einen langen Frieden, Ueberfluß und Zufriedenheit von aller Art unter ihrem Volcke zu erhalten. Es boten ſich ihnen günſtige und häufige Gelegenheiten, etwas Gutes oder doch Merckwürdiges zu verrichten, dar: und da ſie ſich derſelben ohne eine große Anſtrengung ihrer Kräfte bedienten, ſo hatte es das Anſehen, daß ſie dieſelben geſucht, erfunden, vervielfältigt hätten. Auch ſind ſie etwan trefflichen Rathgebern, welche ſie an der Seite hatten, gerne gefolgt: daher kam es, daß man ihnen die weiſeſten Einſichten zugetrauet, und Fehler, welche ſie ungeleitet begiengen, ihnen nicht hat zueignen wollen. Viele hatten eine gutherzige Seele, erſchienen zuerſt oder am meiſten von dieſer Seite, waren zwar nicht fähig, bewundert oder ausnehmend hochgeſchäzt, aber doch geliebt zu werden: darf man ſich wohl wundern, daß alle ihre Schwächen, zuweilen auch unverzeihliche Vergehungen, über dieſem einzigen Anblicke eine Zeitlang unſichtbar geblieben ſind? Inſonderheit iſt ihnen oft der Zuſtand, in welchem ſich eben zu ihrer Zeit die benachbarten Völker befanden, der Schwung, welchen die Gaben ihrer eigenen Nation plözlich bekamen, und die Menge großer Köpfe, die in derſelben zugleich aufſtanden, zu einem erwünſchten ununterbrochenen Erfolge aller ihrer Anſtalten und Unter-

nehmungen behülflich geweſen. Sie durften ſolche glücklich vorhandene Werckzeuge nur durch eine herrſchende Abſicht und Leidenſchaft in Bewegung ſetzen, ſo waren ſie verſichert, groß zu heißen. Ohngefähr auf gleiche Art hat man die außerordentliche Neigung der Welt gegen den Titus zu erklären geſucht. Er hat dieſelbe, ſagte man, ſeinem Glücke zu dancken, und iſt hierinne dem Kayſer Auguſtus ähnlich. Dieſer würde die Liebe des Römiſchen Volcks nie erlangt haben, wenn er keine ſo lange Regierung geführt hätte, in welcher er das Andencken ſeiner erſten Grauſamkeiten durch unzählige Wohlthaten beynahe gänzlich ausgelöſcht hat. Titus aber würde vielleicht eben dieſe Liebe, wenn er länger regiert hätte, verloren haben; ſeine menſchenfreundliche Geſinnungen konnten ſich verändern: er ſtarb alſo zu einer für ihn glücklichen Zeit. Man ſieht, daß dieſes Urtheil bloß auf einer Muthmaßung über das künftige Verhalten dieſes Fürſten beruhe, zu welcher auſſerdem ſeine Geſchichte gar keinen Grund an die Hand giebt. Allein ſolche Vermuthungen verdienen weder Beyfall noch Widerlegung.

Das Glück hat alſo ſehr wenig Antheil an dem Ruhme des Titus: ſollte wohl ein kunſtvolles, verſchlagenes Betragen mehr dabey gethan haben? Dieſes würde keineswegs unmöglich ſeyn. Wir kennen Fürſten genug, welche, um vor lobenswürdig gehalten zu werden, ihre wahre Geſtalt ſorgfältig verborgen haben. Sie nahmen den Schein der Güte, Mäßigung und Billigkeit an, vermieden jede zu merckl. Ausſchweifung, bezeigten ſich gegen die Neigungen ihres Volcks gefällig, und nützten auch die kleinſten Umſtände, die aber in die Augen des großen Hauffens fielen, mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Ihre Wohlthaten übten

ſie

ſie unter einem beſtändigen Geräuſche aus, das dieſelben nicht unbeobachtet ließ; aber die Schuld von dem Böſen, welches ſie ſtifteten, lenckten ſie entweder auf ihre Befehlshaber, oder auf eine unumgängliche Nothwendigkeit. So wurden ſie in ihrem Zeitalter gröſtentheils verkannt, bis die Nachkommen, welche durch keine Hoffnung, Furcht oder Verbindlichkeit zurück gehalten wurden, es wagten, dieſen falſchen Anſtrich wegzuwiſchen. Ob ſie eben dieſes an dem Leben des Titus nach ſeinem Tode zu thun berechtiget geweſen ſind, kann hier noch nicht, ohne ein partheyiſches Vorurtheil zu äußern, unterſucht werden. Die ganze Folge ſeiner Handlungen, begleitet von den wahrſcheinlichſten Bewegungsgründen, welche man ihm in jenen Zeiten zuzueignen gewußt hat, wird dieſe Frage allein entſcheiden.

Er leiſtete ſeinem Vaterlande die erſten Dienſte in Germanien und Britannien, als Tribunus Militum, oder Oberſter. In beyden Ländern ließ er ſo viel Eifer, Tapferkeit, und — welches einem Jünglinge, der kaum das zwanzigſte Jahr überſchritten hatte, am rühmlichſten war — ſo viele Beſcheidenheit blicken, daß ihn jedermann liebte: eine Menge Ehrenſäulen, Bildniſſe und Inſchriften zu ſeinem Lobe, welche ihm daſelbſt geſezt worden waren, ſahe man noch lange nach ſeinen Zeiten. Hierauf wandte er ſich zur Führung gerichtlicher Händel zu Rom: denn durch eine weiſe Verbindung hatte dieſer Staat es nicht allein möglich, ſondern auch nothwendig gemacht, daß die Stände eines Soldaten, einer obrigkeitlichen Perſon, eines Sachwalters, eines Landmannes, und noch mehrere, in Einem Bürger mit einander abwechſelten. Titus ergab ſich jedoch dieſer Lebensart mehr, um die einem Römer anſtändige

Uebung in öffentlichen Geſchäften zu erlangen, als daß er an derſelben viel Geſchmack gefunden hätte. Zu gleicher Zeit heyrathete er die Arricidia Tertulla, deren Vater ein Römiſcher Ritter und Befehlshaber der Prätorianiſchen Leibwache geweſen war, und nach ihrem Tode die Marcia Furnilla, welche aus einem Conſulariſchen Geſchlechte herſtammte. Er ſchied ſich aber, man weiß nicht warum, von derſelben, nachdem er mit ihr eine Tochter, Julia Sabina, erzeugt hatte. Hierauf verwaltete er das Amt eines Quäſtor oder Rentmeiſters, und bald hernach wurde ihm die Anführung einer Legion anvertrauet, mit welcher er in dem Jüdiſchen Kriege, als Unterfeldherr ſeines Vaters, ſeit dem Jahre 66, dienete.

Dieſer Krieg, in welchem Titus ſeine Größe zuerſt auf eine ausnehmende Art vor den Augen der Welt zeigen ſollte, war einer der merckwürdigſten, welche jemals geführt worden ſind. Eines der älteſten Völcker der Welt, dasjenige Volck, bey welchem ſeit zweytauſend Jahren die wahre Religion ganz allein war aufbewahret worden, das viele Jahrhunderte unter der unmittelbaren Regierung Gottes geſtanden, die außerordentlichſten Schickſale erfahren, und überhaupt für die Welt ein ſichtbares Beyſpiel des göttlichen Willens und Betragens gegen das menſchliche Geſchlecht, auch inſonderheit des beſtändigen Verhältniſſes abgegeben hatte, das Gott zwiſchen der Religion und dem Zuſtande der Menſchen eingeführet hat; dieſes Volck verlor in dem gedachten Kriege ſeine ganze bürgerliche und geiſtliche Verfaſſung, ja ſelbſt die Geſtalt einer beſondern unter ſich verbundenen Nation, welche ſie ſeitdem niemals wieder erlangt hat. Schon lange hatten innerliche Uneinigkeiten die Herrſchaft dieſes Volcks auf Idumäiſche Fürſten, und

dieſe

dieſe ſelbſt unter die Botmäßigkeit der Römer, verſezt. Gegen beyde aufgebracht, wünſchten ſich die Juden einen Erretter; ſtifteten täglich neue Unruhen und Gewaltthätigkeiten, welche noch mehr von dem allgemeinen Verderben der Sitten unter ihnen, als von ihrer Liebe zur Freyheit, herrührten; und ergriffen endlich, da ihnen die Grauſamkeit und Habſucht der Römiſchen Statthalter unerträglich geworden war, die Waffen, um ſich zugleich zu ſchützen und zu rächen. Alles was die Verzweifelung, welche aus der Furcht einer gänzlichen und nahen Unterdrückung entſtand, ihnen eingeben konnte, machte dieſes Volck furchtbar, und ſeinen Muth unendlich größer als ſeine Kräfte. Die Zuverſicht, mit welcher es den Sitz des wahren Gottesdienſtes bey ſich, als ein gewiſſes Unterpfand der göttlichen Hülfe, betrachtete, ſtärckte es noch mehr in ſeinen Unternehmungen. Aber der ſo lange gedrohte, ſo verdiente Fall deſſelben, ſollte ſogar zur Beſtätigung einer weit herrlichern Religion, als die Jüdiſche war, dienen: auf dem Untergange der Religion und des Staats der Juden ſollte ſich das eben erſchienene Chriſtenthum erheben.

Zum Werckzeuge, das dieſen großen Streich vollführen ſollte, war Titus auserſehen. Sein Vater bekam, nachdem die Juden bereits einen allgemeinen Aufruhr in Paläſtina erregt, die Römer aus vielen Feſtungen verjagt, und den Statthalter von Syrien Ceſtius Gallus geſchlagen hatten, von dem Kayſer Nero Befehl, mit einem mächtigen Heere in das Jüdiſche Land einzurücken. Er ließ daher den Titus zwo Legionen von Alexandrien dahin führen. Sie verſammelten bey Ptolemais ein Kriegsheer von beynahe ſechszig tauſend Mann Römer und Bundsverwandter Nationen: und mit dieſen drangen ſie in

Galiläa ein. Hier belagerten ſie Jotapata, eine ſehr feſte Stadt, welche Joſephus, der nachmals ein berühmter Geſchichtſchreiber wurde, mit großer Tapferkeit und erfindſamer Klugheit vertheidigte. Veſpaſianus wurde ſelbſt dabey leicht verwundet; ſeine Soldaten liefen beſtürzt auf ihn zu; vor allen andern aber eilte Titus zu ihm, und aus ſeinen ängſtlichen Blicken ſchloſſen ſie nicht allein ſeine Liebe gegen ſeinen Vater, ſondern auch die Gefahr, in welcher ſich dieſer befinden dürfte: eine Furcht, von welcher ſie bald befreyet wurden.

Während daß dieſe Belagerung ſieben und vierzig Tage hindurch fortgeführet wurde, ſchickte Veſpaſianus den Anführer der zehnten Legion, Trajanus, welcher vermuthlich der Vater des nachmaligen Kayſers dieſes Namens war, mit einem Haufen Soldaten ab, um ſich der nahe gelegenen Stadt Japha zu bemächtigen. Trajanus kam bald ſo weit, daß er glaubte, die Stadt würde ohne ſonderlichen Widerſtand mit Sturm eingenommen werden können; allein er hob die Ehre der Eroberung — mit einer von Befehlshabern im Kriege oft bey ähnlichen Fällen beobachteten Höflichkeit — für den Sohn ſeines Feldherrn auf: er bat ihn, daß er die Einnahme durch den Titus zu Stande bringen laſſen möchte. Dieſer kam auch mit einiger Verſtärkung, welche dem Veſpaſianus nöthig zu ſeyn ſchien. Er erſtieg die Mauern der Stadt gar bald; aber er hatte ein deſto heftigeres und längeres Gefechte mitten in derſelben auszuhalten, welches ſich mit dem Untergange faſt aller Einwohner endigte.

Titus kehrte gleich vor Jotapata zurück, und war nebſt einem Oberſten der erſte auf der Mauer, als

dieſe

dieſe Stadt durch einen Ueberfall eingenommen wurde. Bey der Zerſtörung derſelben, und dem faſt allgemeinen Blutvergießen, rettete ſich Joſephus nebſt einigen andern ſeiner Mitbürger in eine tiefe Höhle. Man verrieth ihn dem Veſpaſianus; aber kaum konnten ihn die Abgeordneten deſſelben bewegen, herauszuſteigen, und es fehlte wenig, ſo wäre er von den übrigen Flüchtlingen, die um ihn waren, und die ſich nun einander ſelbſt das Leben nahmen, umgebracht worden. Titus ſahe ihn mitleidig an, indem er ſich der Unbeſtändigkeit des Glücks im Kriege und der menſchlichen Schickſale erinnerte; er bewog auch andere zu gleichen Geſinnungen gegen dieſen verdienten Mann; inſonderheit aber gab er ſeinen Fürſprecher bey ſeinem Vater ab.

Dieſer war entſchloſſen, den Joſephus in Ketten an den Kayſer zu ſchicken. Er erfuhr ſolches, und bat ſich ein geheimes Gehör bey dem Veſpaſianus aus, in welchem er ihm, in Gegenwart des Titus und zween anderer Freunde, als ein Bote Gottes ankündigte, daß er in kurzem Kayſer ſeyn, und ſeinen anweſenden Sohn zum Nachfolger haben würde. Er verlangte zugleich, daß ihn Veſpaſianus in einer engen Gefangenſchaft behalten, und, wenn er finden würde, daß er ihn hintergangen hätte, ihn am Leben ſtrafen möchte. Der alte Feldherr ſahe würcklich dieſe Vorherſagung als einen Kunſtgriff an, durch welchen ſich Joſephus die Freyheit ſchaffen wollte. Allein er bekam bald darauf eine günſtigere Meinung von ihm: er hielt ihn zwar gefangen, doch gab er ihm zugleich anſehnliche Geſchencke, und Titus trug ſehr viel dazu bey, daß er ihm mit Achtung und Gewogenheit begegnete.

Sollte

Sollte alſo Joſephus ihnen beyden in der That die Kayſerliche Würde mit ſo vieler Zuverſicht geweiſſaget haben? Es iſt eben nicht bedencklich, einem Manne von bekannter Redlichkeit zu glauben, wenn er uns erzählet, daß ihm Gott durch zugeſchickte Träume ſowohl die Zeit des Untergangs von Jotapata und ſeine Gefangenſchaft, als die bevorſtehende Erhöhung des Veſpaſianus und Titus angezeigt habe. Wir treffen in der ganzen Jüdiſchen Geſchichte bis auf dieſe Zeiten ſo viele Beyſpiele von beſondern göttlichen Offenbarungen an, welche einzelen Menſchen zu Theil geworden ſind; der damalige Zuſtand des Jüdiſchen Volcks war ſelbſt ſo deutlich von dem Erlöſer der Welt verkündigt worden, daß uns die Quelle, aus welcher Joſephus ſeine Kenntniß geſchöpft haben will, ſogar verdächtig nicht vorkommen darf. Es würde dieſes gleichſam unter die lezten Zeichen des ausnehmenden Antheils gehören, den Gott an einem ehemals ſo geliebten Volcke genommen hatte. Will man aber durchaus in dieſen Reden des Joſephus nichts Wunderbares bemercken, ſo muß man ſie eine von den politiſchen Vorherſagungen nennen, welche die höchſte Stärcke eines in den öffentlichen Angelegenheiten und in dem Zuſammenhange der Begebenheiten geübten Geiſtes ausmachen. Und dieſer Erklärung fehlet es nicht ganz an Wahrſcheinlichkeit. Man kann, um dieſelbe zu unterſtützen, ſagen, daß der allgemeine Haß und Abſcheu, welchen Nero ſchon lange auf ſich geladen hatte, ein baldiges Ende ſeiner Regierung habe vermuthen laſſen; daß man, da er der lezte von dem Stamme der Cäſarum war, nach ihm einen angeſehenen, berühmten und verdienten Mann auf dem Kayſerlichen Throne habe erwarten müſſen, welcher dem Senate, dem Volcke und den Kriegsheeren gleich angenehm und verehrungswürdig wäre;

und

und daß nur Galba und Veſpaſianus dieſe Eigenſchaften an ſich gezeigt hätten, darunter man aber dem erſtern, wenn er ja die oberſte Gewalt erlangte, wegen ſeines hohen Alters keine lange Dauer derſelben habe verſprechen können. Dieſes alles iſt mit einander nicht übel verbunden; nur mit dem Bilde, unter welchem wir den Joſephus kennen, verträgt es ſich keineswegs, zu glauben, daß er ſeine Muthmaßungen vor göttliche Offenbarungen ausgegeben hätte.

Ich hoffe, daß dieſe Ausſchweifung in der Geſchichte des Titus nicht völlig mißfallen werde, da der Umſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftiget hat, uns auf die höhere Beſtimmung deſſelben zu der groſen Unternehmung, welche er jezt angefangen hatte, zu leiten ſcheinet. Sein Vater trug ihm nunmehro auf, den großen Hauffen Juden, welche ſich in der Ebene bey Tarichäa, einer andern Galiläiſchen Stadt am See Genezaret, verſammelt hatten, und von daraus die Römer anfielen, zu zerſtreuen. Titus merckte wohl, daß die ſechshundert Reiter, welche ihm zu dieſer Abſicht waren mitgegeben worden, dazu nicht hinreichend wären: er begehrte alſo verſtärckt zu werden. Aber ehe noch dieſes geſchah, richtete er den Muth ſeiner Soldaten, welche die Menge der Feinde beſtürzt gemacht hatte, durch folgende Rede auf. „Ihr Römer, ſagte er, — denn ich „erinnere euch billig beym Anfange meiner Rede an „euren Urſprung, damit ihr weder vergeſſet, wer ihr „ſeyd, noch mit was vor einem Volcke ihr zu ſtreiten „habt. — Noch hat ſich kein Volck auf der ganzen „Welt aus unſern Händen retten können. Gleich„wohl laſſen die Juden, um auch, für ſie etwas zu „ſagen, ob ſie gleich von uns überwunden ſind, ihren

„Muth

„Muth noch nicht ſincken. Es würde gewiß ſchim-
„pflich ſeyn, wenn wir mitten im Glücke verzagt
„würden, während daß ſie mit dem Unglücke zu kämp-
„fen haben, und doch aufrecht ſtehen bleiben. Ich
„freue mich zu ſehen, daß ihr eine ſo herzhafte Bereit-
„willigkeit öffentlich bezeiget. Denn ich hatte in der
„That beſorget, dieſe große Menge der Feinde möchte
„irgend jemanden unter euch eine heimliche Furcht
„einjagen. Ein jeder bedencke jezt von neuem, wer er
„ſey, und mit was vor Feinden er zu fechten habe;
„daß die Juden zwar ſehr kühn ſind und den Todt
„verachten, aber daß es ihnen an Kriegszucht und
„Kriegserfahrung fehlet; daß man ſie mehr einen
„zuſammengelauffenen Hauffen, als ein Heer nennen
„könne. Was brauche ich aber erſt zu ſagen, wie
„viele Fertigkeit ihr beſizt, wie genau ihr die Ord-
„nung beobachtet? Eben deswegen werden wir al-
„lein ſelbſt zur Zeit des Friedens in den Waffen ge-
„übt, damit wir uns im Kriege gegen unſere Feinde
„nicht zählen mögen. Was würden uns ſonſt unſere
„beſtändigen kriegeriſchen Uebungen nützen, wenn
„wir uns mit ungeübten Leuten in gleicher Anzahl in
„einen Streit einließen? Bedencket auch dieſes, daß
„ihr bewaffnet mit unbewaffneten, zu Pferde mit
„Fußgängern, und unter einem gewiſſen Anführer
„gegen Leute, die keinen haben, fechten ſollt: und
„ſo wie euch dieſe Vortheile um vieles zahlreicher ma-
„chen, ſo verringern auch jene nachtheilige Umſtände
„die Anzahl eurer Feinde. Auch macht es nicht bloß
„die Menge der Menſchen, wenn ſie gleich ſtreitbar
„ſind, daß die Kriege einen glücklichen Ausgang ge-
„winnen; ſondern die Tapferkeit, wenn es auch nur
„wenige ſind: denn dieſe können leichter in Schlacht-
„ordnung geſtellt werden, und ſich einander zu Hülfe
„kommen; zahlreiche Kriegsvölcker aber thun ſich ein-

„ander

„ander mehr Schaden, als ihnen der Feind zufügt.
„Die Juden werden von Kühnheit und Verwegenheit
„angeführt, welche der Verzweifelung eigen ſind,
„und ſo lange die Sachen gut von Statten gehen,
„eine kräftige Würckung thun; aber auch bey dem
„geringſten Fehltritte ausgelöſcht werden. Unſere
„Führerinnen aber ſind die Tugend, die gehorſame
„Unterwürfigkeit, und die Tapferkeit, welche im
„Glücke blüht, und in Unfällen nicht über die Maaße
„zu Boden ſinckt. Ihr werdet auch für größere Din-
„ge ſtreiten als die Juden. Denn wenn dieſe um
„ihre Freyheit und um ihr Vaterland einen Krieg
„wagen, was müſſen wir wohl höher ſchätzen als die
„Ehre, damit man nicht, nachdem wir die Herr-
„ſchaft über die ganze Welt erlangt haben, meine,
„als wenn wir gegen die Juden, mit gleichen Vor-
„theilen auf beyden Seiten, Krieg führten? Wir müſ-
„ſen auch darauf ſehen, daß wir uns vor keinem großen
„Unglücke zu fürchten haben: denn es ſind viele, die
„uns beyſtehen werden, in der Nähe. Hingegen müſ-
„ſen wir den Sieg geſchwind an uns reißen, und de-
„nenjenigen, die mein Vater uns zur Hülfe ſchickt,
„zuvorkommen, damit wir unſere Heldenthat mit
„niemanden theilen dürfen, und ſie auch deſto größer
„ſey. Denn ich glaube, daß man bey dieſer Gele-
„genheit ſowohl über meinen Vater, als über mich
„und euch ein Urtheil fällen wird: ob er des Ruhms,
„den ihm ſeine glückliche Thaten erworben haben,
„würdig ſey; ob ich ſein Sohn, und ihr meine Sol-
„daten ſeyd. Ihm iſt gewiß das Siegen etwas ge-
„läufiges, und ich dürfte als ein Ueberwundener
„nicht zu ihm zurück kehren. Wie ſolltet ihr euch
„aber nicht ſchämen, überwunden zu werden, wenn
„ich mich für euch in Gefahr ſetze? Denn, glaubt
„es mir, ich werde mich in Gefahr begeben; ich

„werde

„werde mich zuerſt unter die Feinde ſtürzen. Ver„laßt ihr mich aber nicht: trauet darauf, daß mein „Eifer von dem Gott, der mit mir ſtreitet, wird un„terſtüzt werden, und wiſſet zum voraus, daß wir „in einem Handgemenge glücklicher, als in der Ent„fernung fechten werden.„

So ohngefähr — denn Joſephus kann einige Ausdrücke dieſer Rede verändert haben, aber von ihrem Inhalte gehöret ihm ohne Zweifel nichts zu;— ſo redete Titus ſeine Soldaten an, und ihr Muth wurde dadurch dergeſtalt angefeuert, daß ſie die angekommene Hülfe ungerne ſahen, weil ihnen durch dieſelbe einiger Antheil an dem Siege entriſſen würde. Titus bediente ſich dieſer Hitze; er drang vor ihnen her in die Juden ein, und nöthigte dieſe gar bald, nach einem großen Verluſte in die Stadt Tarichäa zu flüchten. Hier wurden ſie mit den Einwohnern, welche den Krieg verabſcheueten, uneins; es entſtand daraus ein ungeſtümes Geſchrey und Getümmel, das ſelbſt vor die Ohren des Titus kam. Eine neue vortheilhafte Gelegenheit, die er geſchickt zu nutzen wußte. „Dieſes iſt die rechte Zeit, ſagte er „zu ſeinen Soldaten; was zaudern wir noch, meine „Mitſoldaten! da uns Gott ſelbſt die Juden in die „Hand giebt. Ergreifet den Sieg: höret ihr nicht „das Geſchrey? diejenigen, welche uns entronnen „ſind, greifen jezt einander ſelbſt an. Die Stadt iſt „unſer, wenn wir nur eilen; aber Mühe und Ta„pferkeit gehöret noch zur Geſchwindigkeit. Denn „keine große Unternehmung kann ohne Gefahr glück„lich vollzogen werden. Und wir müſſen nicht bloß „der Einigkeit der Feinde zuvorkommen, welche die „Nothdurft bald unter einander ausſöhnen wird; „ſondern auch der Hülfe der unſrigen: damit wir

„außer

„außer dem Siege, den wir wenige über eine ſolche „Menge erlangen können, uns auch der Stadt allein „bemächtigen.„ Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo ſchwang er ſich auf ſein Pferd, ſezte durch den See, an welchem die Stadt lag, gegen dieſe zu, und ſeine Soldaten nach ihm. So viele Kühnheit erſchreckte die Vertheidiger der Mauern; ſie verließen dieſelben und ſuchten aus der Stadt zu flüchten; ſehr viele verloren dabey das Leben, bis Titus verbot, die Einwohner, welche die Waffen nicht ergriffen hatten, zu tödten. Eine ſo feſte Stadt kam ohne Belagerung, bloß durch ſeinen Muth, in ſeine Hände. Man mußte ihn auch damals ſchon mehr als ſeinen Vater ehren und lieben: denn dieſer entehrte den Sieg ſeines Sohnes durch Grauſamkeit und Treuloſigkeit gegen die Ueberwundenen.

Titus wurde hierauf von ihm an den Statthalter von Syrien, Mucianus, abgeſchickt. Während ſeiner Abweſenheit griff Veſpaſianus Gamala, eine andere feſte Stadt in Galiläa, mit ziemlich ſchlechtem Erfolge an. Sein Sohn kam zurück; nahm, voll Unwillen über das Unglück, welches den Römern begegnet war, einen Hauffen auserleſener Kriegsvölcker zu ſich, und drang mit dieſen unbemerkt in die Stadt hinein. Alles flüchtete oder ward umgebracht, und diejenigen, welche ſich in das Schloß gerettet hatten, kamen theils durch die Römer um; (denn Veſpaſianus bezwang ſie bald mit ſeinem Heere;) theils ſtürzten ſie ſich ſelbſt von dem hohen Felſen herab.

Noch war in Galiläa das einzige Städtchen Giſchala zu erobern, welches zwar friedliche Ackersleute bewohnten, wo ſich aber auch eine Anzahl auf-

rühriſcher Räuber befand, die von jenen gefürchtet wurden. Titus bekam, um dieſen Ort einzunehmen, tauſend Reiter: er näherte ſich demſelben, und fand, daß er beym erſten Angriffe Herr davon ſeyn würde. Da er aber zugleich voraus ſahe, daß auf dieſe Art das unſchuldige Volck mit den unruhigen Köpfen ohne Unterſcheid werde umgebracht werden: ſo konnte ſein gütiges Herz dieſen Gedancken nicht vertragen; er ſuchte daher ſich dieſer Stadt auf gewiſſe Bedingungen zu bemächtigen.

Die Anhänger der ſchlimmen Parthey hatten die Mauern häuffig beſezt; zu dieſen ſagte Titus: „er „wundere ſich, in was vor einem Vertrauen ſie wohl „allein, nachdem alle Städte um ſie herum ſchon „erobert wären, den Waffen der Römer widerſtehen „wollten, da ſie doch geſehen hätten, daß weit feſtere „Städte im erſten Anfall wären überwältigt worden, „und daß diejenigen, welche ſich den Römern übergeben „hätten, im ſichern Beſitze ihrer Güter wären gelaſſen „worden; er biete ihnen eben dieſes an, und ſey nicht „geſonnen ihren Trotz zu rächen. Er halte zwar bey „ihnen die Hoffnung der Freyheit vor verzeihlich, „nicht aber die Beharrlichkeit auf unmöglichen Ent„würfen. Wenn ſie aber freundlichen Worten und „Verſprechungen nicht trauen würden, ſo ſollten ſie „die Römiſchen Waffen ohne Schonung fühlen, und „bald erkennen, daß ihre Mauern, auf welche ſie ſich „ſo ſehr verließen, daß ſie allein unter allen Galilä„ern übermüthige Gefangene abgäben, für die „Kriegsmaſchinen der Römer ein bloßes Spiel wären.

Dieſe Aufforderung beantwortete das Haupt der Anführer Johannes auf eine betrügliche Art. Er nahm alle Bedingung eines Vergleichs an; nur bat er,

er, weil es eben Sabbath war, um Aufſchub bis zum folgenden Tage, an welchem er die Stadt übergeben wollte. Titus, der keine Falſchheit kannte und alſo auch nicht argwöhnte, geſtand ihm denſelben willig zu: er ſchlug ſogar ſein Lager in einiger Entfernung von der Stadt auf. Allein da die Nacht einbrach, begab ſich Johannes nicht allein mit ſeiner Rotte auf die Flucht, ſondern zog auch eine Menge ſtiller Familien mit ſich fort, von denen viele Weiber und Kinder unterwegens umkamen. Als Titus am andern Morgen ſich vor den Mauern einfand, um den Vergleich zu ſchließen, öffnete ihm das übriggebliebene Volck die Thore, rief ihm freudig als ihrem Wohlthäter zu, erzählte ihm die Flucht des Johannes, und flehte ihn um Gnade an; zugleich aber bat es, daß er die unter ihnen noch vorhandenen Aufrührer beſtrafen möchte. Titus ließ zuvörderſt die Flüchtlinge durch eine Schaar Reiter verfolgen, welche zwar den Johannes nicht einholen konnten, aber viele von den andern niedermachten, und einige tauſend Weiber und Kinder zurückbrachten. So ſehr es ihn verdroß, daß er den Betrüger, zur öffentlichen Warnung, nicht ſogleich beſtrafen konnte; ſo fiel doch ſeine Rachbegierde durch das Schickſal der übrigen. Er zog, unter den Glückwünſchungen der Einwohner, in die Stadt ein, und ließ durch ſeine Soldaten nur einen kleinen Theil der Mauer niederreißen. Hingegen erfüllte er das Begehren des Volcks nicht; an ſtatt nach denenjenigen, welche die Ruhe der Stadt geſtört hatten, forſchen, und ſie beſtrafen zu laſſen, begnügte er ſich bloß an Drohungen gegen dieſelbe. Denn er befürchtete, daß, wenn eine ſolche Unterſuchung angeſtellt würde, viele, durch perſönliche oder Familien-Feindſchaften getrieben, auch Unſchuldige anklagen

möchten; in ſeinen Augen aber war es beſſer, die Schuldigen durch die Furcht vor der Strafe im Zaum zu halten, als einen rechtſchaffenen Mann in ihrer Geſellſchaft umkommen zu laſſen. Wenige erzürnte Feldherren würden eine ſolche Mäßigung haben blicken laſſen, wo die Schärfe beynahe nöthig zu ſeyn ſchien. Titus legte bey ſeinem Abzuge eine Beſatzung in Giſcala, um Friede und Ordnung daſelbſt zu erhalten.

Er hatte dergeſtalt mit ſeinem Vater Galiläa bezwungen. In dem eigentlichen Jüdiſchen Lande, und ſonderlich zu Jeruſalem, wüteten die Juden, in Partheyen getheilt, ſo grauſam gegen einander, daß ihnen Veſpaſianus mit gutem Bedachte Zeit ließ, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben. Doch bald darauf ſezte er ſeine Eroberungen in Peräa, Samaria und Judäa glücklich fort: und da er von der Empörung Nachricht bekam, welche in Gallien wider den Nero entſtanden war, eilte er deſto mehr, ſeine Unternehmungen gegen die Juden zu endigen, weil er die bevorſtehenden bürgerlichen Kriege vorher ſahe. Er hatte bereits ſeine Anſtalten zur Belagerung von Jeruſalem getroffen, als er hörte, daß ſich Nero ſelbſt entleibt habe; und bald darauf, daß Galba an deſſen Stelle zum Kayſer erklärt worden ſey. Er beſchloß darauf ſeinen Feldzug nicht eher anzufangen, als bis er dem neuen Kayſer ſeine Ergebenheit hätte bezeigen laſſen, und von demſelben Befehl über ſein Verhalten gegen die Juden bekommen hätte.

In dieſer Abſicht reiſete Titus nach Rom. Ueberall, wo er durchkam, zog er die Augen der Leute auf ſich: es entſtand bald das Gerüchte, daß ihn Galba

Galba ſelbſt berufen habe, um ihn an Sohnes Statt aufzunehmen. Da der Kayſer alt und ohne Kinder war, Titus aber durch ſeine glänzende Eigenſchaften die höchſte Würde zu verdienen ſchien, außerdem noch ſein ſchönes und majeſtätiſches Anſehen, die Thaten ſeines Vaters und eine allgemeine Neigung für ſich hatte: ſo beſtimmte man den würdigſten zur Regierung; obgleich eben dieſes Volck — ein Beyſpiel, das in der Geſchichte oft vorkömmt — bereit war, auch dem unwürdigſten zu gehorchen. Titus erfuhr bald nach ſeiner Ankunft zu Corinth, daß Galba ſchon ermordet worden ſey; daß Otho zu Rom, und Vitellius in Germanien, zu Kayſern wären ausgerufen worden. Dieſe neue Staatsveränderung machte ihn unſchlüßig, wie er ſich verhalten ſollte: er berathſchlagte ſich darüber mit ſeinen vertrauten Freunden. Reiſte er zum Otho fort, ſo konnte er ſich eben nicht die günſtigſte Aufnahme von ihm verſprechen, weil er eigentlich an den Galba war geſandt worden. Er mußte vielmehr befürchten, daß ihn entweder Otho oder Vitellius als einen Geißel zurück behalten möchten. Auf der andern Seite ſahe es einer Beleidigung gegen den neuen Kayſer ähnlich, wenn er wieder nach Aſien kehrte. Doch, da es noch ungewiß war, welcher unter den beyden Mitbewerbern um das Reich die Oberhand behalten würde: ſo konnte er ſich immer damit entſchuldigen, daß er auf diejenige Seite habe treten wollen, deren ſich ſein Vater annehmen würde: und überhaupt konnte er hoffen, daß in dieſen bürgerlichen Unruhen dergleichen Beleidigungen leicht würden vergeſſen werden. Dieſe Gründe zogen ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe ab. Einige muthmaßten zwar, daß ſeine Sehnſucht nach der Bernice, der Schweſter des Jüdiſchen Königs Agrippa, noch weit

mehr zu dieſem Entſchluſſe beygetragen habe. Allein, ob gleich ſeine Liebe gegen ſie bekannt war, ſo wußte man doch zugleich, daß er ſich durch dieſelbe bey öffentlichen Geſchäften kein Hinderniß legen ließ, und daß er, ohngeachtet ſeiner Neigung zu Ergözlichkeiten, ſich ſelbſt noch kräftiger regierte, als es die Befehle ſeines Vaters thaten. Ein Schriftſteller, der Fürſten keine Schwachheiten zu ſchencken pflegt, Tacitus, iſt hier ſein Vertheidiger.

Auf ſeiner Rückreiſe beſuchte Titus den Tempel der Paphiſchen Venus auf der Inſel Cypern, und befragte die Göttinn ſowohl über ſeine fernere Schiffahrt, als über ſeine bevorſtehende Schickſale. Der Prieſter kündigte ihm in ihrem Nahmen an, daß jene glücklich ſeyn, und daß er dereinſt die höchſte Gewalt im Reiche erlangen werde. Bey den Umſtänden, in welchen ſich dieſes damals befand, war eben kein Götter-Ausſpruch nöthig, um dem Titus ſeine Hoheit vorherſagen zu können. Unterdeſſen wurde er doch durch dieſen unter dem Anſehen der Religion gegebenen Wink in ſeinem Muthe und Vertrauen ungemein geſtärckt. Er fand auch die Morgenländer in einer ſolchen Verfaſſung, die das große Glück, welches auf ſeine Familie wartete, immer näher brachte.

Sein Vater hatte ein ſtarckes und geübtes Heer, mit welchem er Paläſtina größtentheils erobert hatte, zu ſeinen Befehlen. Er war damals ein Mann von ſechszig Jahren, und wurde als ein vortrefflicher Feldherr angeſehen, dem man nichts als ſeinen Geiz, verworfen könnte. Ueber das angränzende Syrien war Mucianus als Statthalter mit zahlreichen Kriegsvölckern geſezt: ein beredter und erfahrner

Staats-

Staatsmann, deſſen prächtige Lebensart aber ſo ſehr über ſeinen Stand gieng, als ſich die Aufführung des Veſpaſianus einem gemeinen Soldaten näherte. Man urtheilte, daß aus ihnen beyden, wenn man ihre Fehler wegnähme, ein ſehr würdiger Fürſt gebildet werden könne. Sie hatten ehemals in Uneinigkeit mit einander gelebt; aber nach dem Tode des Nero fiengen ſie an ſich zu verſöhnen, und jezt war Titus der vornehmſte Mittler ihrer Freundſchaft. Sein leutſeeliges und ſanftes Betragen nahm ſelbſt den Stolz des Mucianus ein: und dieſer wurde ihm mehr als ſeinem Vater gewogen.

Ehe noch Titus zurück gekommen war, hatten bereits die Heere in Syrien und Judäa dem Otho den Eyd der Treue geſchworen. Da ſie aber bald darauf hörten, daß ſich Otho und Vitellius das Reich ſtreitig machten, gaben ſie ihren Unwillen darüber zu erkennen, daß die Legionen in Europa nach ihrem Gefallen Kayſer ſezten; ihnen hingegen nur die Pflicht des Gehorſams gegen dieſelben übrig bliebe. Im Bewußtſeyn ihrer Stärcke, (denn in dem übrigen Aſien und in Aegypten bezeigten die Kriegsvölcker eben dieſe Geſinnung,) waren ſie bereit, einen ähnlichen Verſuch zu machen. Aber ihre Feldherren wollten erſt den Ausgang des neu entſtandenen Krieges abwarten, in welchem bald Vitellius ſiegte. Endlich ergab ſich Veſpaſianus dem dringenden Anhalten des Mucianus, welcher ihm unter vielen Bewegungsgründen auch die Hülfe vorſtellte, die er ſich von ſeinem Sohne verſprechen konnte. „Es würde ungereimt ſeyn, ſagte er, wenn ich demjenigen „nicht das Reich überlaſſen wollte, deſſen Sohn ich, „wenn ich ſelbſt regierte, an Kindes Statt aufnehmen würde.„ Veſpaſianus erinnerte ſich zu glei-

cher Zeit vieler Vorbedeutungen, welche ihm die Kayſerliche Würde prophezeyet hätten: und man rechnete dahin inſonderheit das allgemeine Gerücht, welches ſich ſchon lange in den Morgenländern ausgebreitet hatte, daß damals aus Judäa Herrſcher über die Welt kommen würden. Man glaubte dieſe am Veſpaſianus und Titus zu ſehen; allein es war vielmehr die alte Weiſſagung von dem großen geiſtlichen Könige, der unter den Juden gebohren werden ſollte: dieſe hatte das zuverſichtliche Hoffen des Jüdiſchen Volcks gegen dieſe Zeit, auch fremden Völckern bekannt gemacht.

Indem alſo Titus noch auf der Rückreiſe aus Syrien begriffen war, wo er mit dem Mucianus die Maaßregeln, welche ſein Vater treffen ſollte, verabredet hatte, rief dieſen ſein Heer im 70ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung zum Kayſer aus, und zu eben derſelben Zeit ſchwuren ihm alle andere morgenländiſche Legionen. Die Soldaten und ihre Befehlshaber ſagten öffentlich, daß die Erfahrung und Klugheit, welche mit dem Alter des Veſpaſianus verbunden wäre, und die muntere Tapferkeit ſeines Sohnes, die beyden Haupt-Vortheile vereinigten, welche ſie bey einem neuen Kayſer ſuchen müßten. Mitten unter dieſer angenehmen Veränderung dachte Veſpaſianus an den Joſephus, der ſie ihm etliche Jahre vorher angekündiget hatte, und noch immer als ein Gefangener ſich in Ketten befand: er befohl, ihn vor ſeinen Augen völlig in Freyheit zu ſetzen. Allein damit war die Großmuth des Titus nicht zufrieden. „Es iſt billig, ſagte er, mein Vater, daß „Joſephus nicht allein von den Ketten, ſondern „auch von der erlittenen Beſchimpfung befreyet wer„de. Denn es wird das Anſehen haben, als wenn

„er

„er niemals gefeſſelt geweſen wäre, wenn wir ſeine „Banden nicht auflöſen, ſondern zerhauen.„ So pflegte man bey den Römern mit denenjenigen zu verfahren, welche mit Unrecht waren gebunden worden. Dem Veſpaſianus gefiel dieſer Vorſchlag, und die Ketten, welche Joſephus trug, wurden ſogleich mit einem Beile entzwey gehauen.

Der neue Kayſer rüſtete ſich jezt mit allem Eifer, um das Reich gegen den Vitellius zu behaupten. Allein die Legionen, welche ſich ihm in Pannonien, Moeſien und Illyricum ergaben, rückten wider ſeinen Befehl in Italien ein, und befeſtigten ihn durch ihre Siege in der erhaltenen Würde. Der Senat beſtätigte ſie, ernannte ihn und den Titus zu Conſuls: dem Domitianus aber, ſeinem zweyten Sohne, ertheilte er das Stadtrichteramt und die Conſulariſche Gewalt, bis ſein Vater ankommen würde. Dieſer reiſte bald darauf von Alexandrien in Aegypten, der größten Stadt, die es damals nach Rom gab, zu Schiffe fort, nachdem er dem Titus vorher aufgetragen hatte, den Jüdiſchen Krieg durch die Eroberung von Jeruſalem zu Ende zu bringen. Titus wußte, daß ſein Vater hauptſächlich deswegen nach Rom eilte, weil er gehört hatte, daß Domitianus die ihm verliehene Gewalt mißbrauche, und weder gegen ihn, noch gegen ſeinen Bruder, wohlgeſinnt ſey. Mit dieſem ſchlimmen Eindrucke, welchen nur zu wahre Spuren veranlaßten, wollte er ihn nicht abgehen laſſen. Er bat ihn daher auf eine beredte und lebhafte Art, ſich durch die Anklagen gegen ſeinen Sohn nicht zu früh zum Zorne reitzen zu laſſen, ihm mit einem ruhigen und verſöhnlichen Gemüthe zu begegnen. „Weder Legionen, noch Flotten, ſagte „Titus, ſind ſo feſte Stützen des Reichs, als eine

„Anzahl Kinder. Freunde werden durch die Zeit, „durch die Veränderungen des Glücks, zuweilen „durch beſondere Neigungen oder Fehltritte, vermin„dert, auf andere Seiten gewandt; ſie verlieren ſich „gänzlich. Aber ſein eigen Blut bleibt mit einem „jeden ungetrennt verbunden, und ſonderlich mit „Fürſten. Was dieſen glückliches begegnet, das ge„nießen auch andere; aber an ihren Unglücksfällen „nehmen nur ſolche Antheil, die mit ihnen aufs ge„naueſte vereinigt ſind. Nicht einmal Brüder wer„den ſich unter einander wohl vertragen, wenn ihnen „nicht der Vater ein Beyſpiel dazu gegeben hat.„ Dieſe Vorſtellungen brachten dem Veſpaſianus zwar keine beſſere Meinung von ſeinem jüngſten Sohne bey; aber deſto mehr Vergnügen machten ſie ihm wegen der edeln brüderlichen Geſinnungen des ältern. Er hieß ihn, über dieſe Sache keinen Kummer zu nähren, und nur darauf bedacht zu ſeyn, wie er den Staat durch ſeine Waffen in Aufnahme bringen könnte; er hingegen wollte für die Erhaltung des Friedens und ſeiner Familie Sorge tragen.

Titus kehrte ſogleich von Alexandrien mit einer Verſtärckung von Kriegsvölckern nach Cäſarea in Paläſtina zurück. Hier verſammlete er ſein Heer, das aus Römern und Hülfsvölkern ihrer Bundsgenoſſen beſtand, auf dem Zuge aber nach Jeruſalem noch durch zwo Legionen vermehrt wurde. Ihn begleitete der vornehmſte ſeiner Freunde, Tiberius Alexander. Dieſer war bisher Statthalter über Aegypten geweſen, und hatte zuerſt unter allen Großen den Veſpaſianus vor Kayſer erkannt, als dieſe Unternehmung noch von ungewiſſem Ausgange zu ſeyn, ſchien: er beſaß aber auch ſo viele Klugheit und Kriegserfahrung, daß er einen trefflichen Rathgeber

bey

bey dem Heere abgeben konnte. Viele hatten ſich auch aus Rom und Italien dahin begeben, in der Hoffnung, den jungen Fürſten, der noch von niemanden eingenommen wäre, ſich beſonders günſtig zu machen: Bemühungen, welche mit ziemlicher Gefahr für angehende junge Regenten verbunden ſind. Titus rückte mit vieler Behutſamkeit in das feindliche Land ein. Nach den Hülfsvölkern, welche den Anfang machten, und einigen Hauffen, die theils zur Reinigung der Wege und Abſtechung des Lagers, theils zur Bedeckung der Geräthſchaft ſeiner Befehlshaber gebraucht wurden, kam er gleich ſelbſt im Vorderzuge. Er that jezt alles mit weit größerm Nachdruck, als da er noch eine Privatperſon unter ſeines Vaters Heere vorgeſtellt hatte; obgleich ſchon damals ſein Muth ſchwerlich übertroffen werden konnte. Denn da ſich nunmehro die Bundsverwandten Fürſten und die Legionen um die Wette beeiferten, ihre Neigung gegen ihn an den Tag zu legen; da jede ſeiner Verrichtungen die allgemeine Aufmerckſamkeit auf ſich zog: ſo ſuchte er auch zu zeigen, daß er über ſein neues Glück erhaben ſey, und es ſich durch immer größere Verdienſte noch erwerben könnte. Er führte die Waffen mit eben ſo vielem Anſtande als Fertigkeit; durch ſein leutſeeliges und geſprächiges Betragen reizte er jedermann, ſeine Pflicht deſto williger zu thun; meiſtentheils miſchte er ſich bey den Arbeiten oder bey den Zügen, unter die gemeinen Soldaten, und verlor doch ſein Anſehen als Feldherr nicht.

Nachdem er ſein Lager in einiger Entfernung von Jeruſalem aufgeſchlagen hatte, nahm er dieſe Stadt mit ſechshundert Reitern genauer in Augenſchein, um ſowohl ihre Feſtigkeit als den Muth der Juden auszuforſchen: ob ſie etwan bey ſeinem Anblicke aus

Furcht

Furcht nachgeben möchten, ehe es noch zum Angriffe käme. Denn er wußte, daß die Einwohner ſich nach dem Frieden ſehnten; daß ſie aber, von einer Menge Aufrührer und Räuber unterdrückt, ſich nicht regen durften. Allein da er ſich von der ordentlichen Straße gegen einen ungemein hohen Thurm zuwandte, der in einem Winckel der Stadt zwiſchen Abend und Mitternacht ſtand, wurde er plözlich von einer Menge Juden angefallen, welche nicht nur ſeine Reiterey von einander trennten, ſondern ihn auch ſelbſt mit einer kleinen Anzahl von den übrigen abſchnitten. Vor ihm waren Mauern, Gärten und Gräben; hinter ihm die Feinde, und die ſeinigen flohen eilig, weil ſie glaubten, daß ihr Feldherr mit ihnen fliehe. Titus ſahe kein anderes Mittel ſich zu retten, als zu ihnen durchzubrechen. Er rief den wenigen, welche um ihn waren, zu, ihm zu folgen, und ſie thaten es mit einem herzhaften Geſchrey, indem ſie mehr für ihn als für ihr eigenes Heil bedacht waren. Er drang endlich, nachdem er viele Feinde erlegt hatte, glücklich faſt mit ſeiner ganzen Begleitung hindurch, ohne eine Wunde bekommen zu haben, da er doch mit keiner Art von Kriegsrüſtung bedeckt geweſen war.

Hierauf verlegte er ſein Lager in die Nähe von Jeruſalem. Dieſe Stadt, die feſteſte, die man damals in der Welt fand, hätte eine Belagerung von mehrern Jahren aushalten können, wenn ihre Vertheidiger mit einander einig, wenn die Lebensmittel auf eine lange Zeit hinreichend, wenn es endlich nicht Römer geweſen wären, von denen ſie angegriffen wurde. Sie war mit einer dreyfachen Mauer umgeben, nur in derjenigen Gegend nicht gänzlich, wo tiefe Thäler und Hügel ſie ohnedieß genugſam beſchüz-

beſchüzten. Starcke und hohe Thürme, verſchiedene Berge und Anhöhen, welche meiſterlich gebraucht waren, die feſte Lage beynahe unbezwinglich zu machen, die Burg Antonia, der Tempel ſelbſt, der neben ſeiner bewundernswürdigen Pracht eine eigene Feſtung abgeben konnte, dieſe und viele andere Vortheile bekamen durch die Unerſchrockenheit und Hartnäckigkeit der Juden noch ein außerordentliches Gewichte. Hingegen wurden ſie durch die große Anzahl Menſchen, welche eben da die Stadt eingeſchloſſen ward, im April des Jahres 70, zur Feyerung des Oſterfeſtes aus dem ganzen Lande beyſammen waren, und denen es bald am Unterhalte fehlen mußte, ſehr vermindert. Die Stadt war ſogar in drey Partheyen getheilt. Die ſchwächſte unter dem Eleazar, hatte den innern Tempel beſezt. Johannes, eben derjenige, welcher den Titus zu Giſcala hintergangen hatte, beſaß die mittlere Stadt, und bemächtigte ſich auch bald des Tempels. Den ganzen äußern Umfang aber hatte ein gewiſſer Simon in ſeiner Gewalt. Dieſe drey Tyrannen, denen der Abſchaum von Leuten aus Paläſtina und Idumäa zu Gebote ſtand, bekriegten ſich mit aller feindlichen Wuth, und verdarben, um ſich einander zu ſchaden, ſo viel Getreyde, als die Stadt erſt in einigen Jahren würde verzehret haben.

Die Annäherung des Titus brachte in dieſer Uneinigkeit der Juden einigen Stillſtand hervor. Sie verbanden ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind, und brachen auf die zehnte Legion, welche ſich eben am Oelberge verſchanzte, ſo unerwartet und heftig loß, daß ſie mit Verluſte aus ihrem Lager geſchlagen wurde. Titus eilte ihr ſogleich mit einer auserleſenen Schaar zu Hülfe, mit welcher er die Juden durch

durch das Thal, in welchem der Bach Kidron floß, zurück trieb. Das Gefechte dauerte von beyden Seiten deſſelben noch viele Stunden fort, bis Titus den gröſten Theil der Legion ihre Arbeit wieder vornehmen, und nur einen Hauffen gegen die Anfälle der Juden ſtehen ließ. Kaum hatten es dieſe bemerckt, als ſie, in der Einbildung, daß die Römer flüchteten, weit zahlreicher und mit einer ſolchen Hitze auf dieſelben drangen, daß ihnen niemand widerſtehen konnte, alle ſich beſtürzt den Berg hinan zogen. Auf dem abhängigen Theile deſſelben hielt Titus allein mit wenigen feſten Stand. Seine Freunde ermahnten ihn, er möchte den Juden, welche voll Verzweifelung zu ſterben entſchloſſen wären, weichen, und ſich nicht für diejenigen in Gefahr ſetzen, welche vielmehr für ihn den feindlichen Angriff aushalten ſollten; er möchte ſeine Würde bedencken, und, da ihm die Herrſchafft der Welt zukäme, nicht als ein gemeiner Soldat ſtreiten, nicht durch ſeinen perſönlichen Widerſtand bey einer ſo allgemeinen Flucht, alles auf das Spiel ſetzen. Allein er ſchien ſie nicht einmal zu hören; ſo eifrig fochte er mit den Feinden. Seine Soldaten bemerckten erſt ſpäte, daß ſie ihn zurück ließen: ſie kehrten alsbald beſchämt zu ſeiner Hülfe zurück, und er konnte ſich jezt rühmen, dieſe Legion zum zweytenmale gerettet zu haben.

Indem er hierauf den ganzen Strich Landes bis an die Mauern von Jeruſalem durch ſein Heer der Erde gleich machen ließ, wobey demſelben ein ausgeſuchter Hauffen zur Bedeckung diente, wurde dieſer von den Juden durch eine liſtige Verſtellung berückt. Eine Anzahl kühner Aufrührer verließ die Stadt, und blieb in einiger Entfernung von derſelben ſtehen, damit es das Anſehen haben möchte, als wären

wären ſie von den friedfertigen Einwohnern herausgejagt worden, und fürchteten ſich, den Römern in die Hände zu fallen. Zugleich zeigten ſich andere auf den Mauern, welche ein Theil des Pöbels zu ſeyn ſchienen, um Friede riefen, und ſich erboten, den Römern die Thore zu öffnen: ſie warfen auch auf diejenigen, welche ſich aus der Stadt begeben hatten, mit Steinen, und dieſe ſtellten ſich, als wenn ſie mit Gewalt wieder in die Stadt dringen, auch öfters ſich den Römern ergeben wollten, aber immer aus Furcht umkehrten. Dieſe Auftritte kamen dem Titus verdächtig vor: denn er hatte die Stadt erſt kurz vorher durch den Joſephus zur Uebergabe auffordern laſſen, und eine feindſeelige Antwort erhalten; daher gebot er ſeinen Soldaten, ihre Stelle nicht zu verlaſſen. Gleichwohl wagte es eine Schaar derſelben, auf die vermeinten Vertriebenen loßzugehen. Aber ihre Leichtgläubigkeit wurde bald beſtraft; die Juden thaten einen Ausfall, umringten ſie von allen Seiten, und brachten viele ums Leben.

Titus war der gütigſte Feldherr; aber er wollte keineswegs die Kriegsgeſeze ungeſtraft verachtet ſehen. Voll Verdruß über dieſen Schimpf und Verluſt, den ſeine Soldaten ſo leicht hätten verhüten können, ſagte er zu den Hauptleuten: „die Juden, wenn ſie „gleich bloß von der Verzweifelung angeführet wer„den; unternehmen doch alles vorſichtig und wohl „überlegt; ſo führen ſie auch ihre Betrügereyen und „Nachſtellungen aus; und daher iſt ihnen das Glück „dabey günſtig, weil ſie gehorſam, einander gewogen „und getreu ſind. Die Römer hingegen, denen „das Glück ebenfals wegen ihrer Kriegszucht und „willigen Unterwürfigkeit gegen ihre Feldherren ſtets „zu dienen pflegt, fallen jezt durch ein ganz widri-

„ges

„ges Betragen, und werden überwunden, weil ſie „über ihre Hände nicht Herren ſind; das ſchändlich„ſte aber iſt dieſes, daß ſie, da der Cäſar bey ihnen „gegenwärtig iſt, doch ohne einen Anführer fechten. „Gewiß, die Kriegsgeſeze müſſen ſehr hierüber ſeuf„zen; eben dieſes wird der Vater des Cäſar thun, „wenn er dieſen Unfall hören wird. Denn er, der „ſein Leben in Kriegen zugebracht hat, hat doch nie „ein ſolches Verſehen begangen; die Geſeze aber be„ſtrafen diejenigen allemal mit dem Tode, welche die „Ordnung nur um ein geringes übertreten; und jezt „haben ſie das ganze Heer an dieſem Verbrechen An„theil nehmen geſehen. Allein diejenigen, welche in „ihrer Verwegenheit ſo weit gegangen ſind, ſollen es „gleich erfahren, daß bey den Römern ſelbſt der Sieg, „wenn er ohne Befehl des Feldherrn erlangt wird, „unrühmlich ſey.„ Dieſe Anrede verkündigte die nahe Beſtrafung der Schuldigen, und ſie erwarteten dieſelbe mit ängſtlicher Furcht, bis die Legionen den Titus baten, einigen wenigen ihre Unbändigkeit zu verzeihen, weil alle übrige gehorſam wären, und auch jene durch tapfere Thaten ihren Fehler wieder erſetzen wollten. Er ließ ſich erbitten: denn er war überhaupt der Meinung, daß die Strafe an einem einzigen, der geſündigt hätte, würcklich; an einer ſchuldigen Menge aber nur durch Worte vollzogen werden müſſe. Doch ermahnte er ſeine Soldaten, künftig vorſichtiger zu ſeyn, und lagerte ſich nunmehro mit ihnen näher bey der Stadt, an ihrer mittäglichen und Abend-Seite.

Er ſuchte hier einen bequemen Ort, an welchem ſie angegriffen werden konnte, und fand ihn bey dem Grabmahle des Hohenprieſters Johannes, wo die erſte Mauer etwas niedriger und mit der zweyten

nicht

nicht verbunden war, über die dritte aber der Eingang in die obere Stadt, und aus dieſer in die Burg Antonia, welche über dem Tempel lag, nicht ſehr ſchwer zu ſeyn ſchien. Indem er dieſes unterſuchte, wurde einer ſeiner Freunde, Nicanor, der nebſt dem Joſephus nahe an der Mauer den Juden von neuem den Frieden angeboten hatte, von ihnen verwundet. Durch dieſe wilde Halsſtarrigkeit aufgebracht, fieng Titus die Belagerung mit deſto größerer Lebhaftigkeit an. Sein Heer, die Legion ausgenommen, welche den Oelberg beſezt hatte, mußte ſich verſchanzen, und wurde dabey theils durch eine Anzahl Schützen, theils durch die Kriegsmaſchinen beſchüzt, welche unaufhörlich Steine von hundert und mehr Pfunden auf die Juden warfen. Als er hierauf ſeine großen Mauerbrecher in Bereitſchaft geſezt hatte, wurde die Mauer an drey Orten durch dieſelben beſtürmt. Die Juden fielen in Menge aus, und ſuchten ſie in Brand zu ſtecken: es entſtand ein hartes Gefechte; ihre Abſicht konnte kaum durch den äußerſten Widerſtand vereitelt werden; endlich aber trieb ſie Titus ſelbſt, nachdem er ſie mit den tapferſten von ſeiner Reiterey angegriffen, und zwölfe mit eigener Hand umgebracht hatte, in die Stadt zurück. Er ließ den einzigen Gefangenen, den er bekam, ans Creuz ſchlagen, um die Juden zu ſchrecken, und zur Uebergabe zu bewegen; allein er übte dadurch nur eine fruchtloſe Grauſamkeit aus.

Nach vierzehn Tagen machte die größte ſeiner Kriegsmaſchinen eine ſolche Oeffnung in die erſte Mauer, daß die Römer durch dieſelbe eindringen konnten: und ſogleich ſchlug Titus innerhalb derſelben ſein Lager auf. Die Juden, welche ſich auf die zweyte Mauer zurückzogen, verſuchten ſeitdem Tag

und Nacht mit unbeſchreiblichem Muthe alle Arten des Angriffs gegen die Römer. Aber dieſe wurden deſto weniger überwunden, je häuffiger Titus faſt auf allen Seiten zugegen war, ihr Betragen überſah, und gemeinſchaftlich mit ihnen fochte. Da er fand, daß die Juden den Todt gar nicht mehr achteten, wenn ſie nur zugleich den Römern Schaden zufügen konnten: ſo verbot er ſeinen Soldaten, ſich mit denſelben in Gefechte, wo die Gefahr zu groß wäre, ohne Noth einzulaſſen.

Er hatte ohne Anſtand die zweyte Mauer durch ſeine Maſchinen beſtürmen laſſen. In einem von den Thürmen derſelben lag ein Jude Caſtor mit andern zur Beſatzung. Er ſtellte ſich, als wollte er ſich dem Titus ergeben: und dieſer, den die oft erfahrne Falſchheit der Feinde noch nicht hatte mißtrauiſch machen können — ein Ruhm, nach welchem ein ehrlicher Mann, ſelbſt auf Koſten ſeiner Klugheit, ſtreben kann — befohl, daß man den Angriff auf dieſen Thurm einſtellen ſollte; er merckte aber bald, daß man ihn betrüge. Am fünften Tage nach der Einnahme der erſten Mauer, bemächtigte ſich Titus auch der zweyten, und beſezte die neue Stadt, welche längſt derſelben gebauet war. In der Hoffnung, die Gemüther der Juden zu erweichen, wenn ſie ſähen, daß er ihnen lange ſo feindſeelig nicht begegne, als er wohl könnte, ließ er weder den Bruch der Mauer erweitern, noch Häuſer anzünden oder abbrechen: er verbot auch, daß kein Einwohner umgebracht werden ſollte. Er wollte nur mit den Aufrührern fechten, das Volck hingegen, wie er öffentlich verſprach, unbeſchädigt laſſen; überhaupt aber war es ſein vornehmſter Wunſch, die Stadt für ſich, und den Tempel für die Stadt zu erhalten.

Allein

Allein der aufrühreriſche Hauffen legte die Menſchenliebe des Titus vor Unvermögen aus, bedrohte das friedliebende Volck mit dem Tode, wenn es ſich ihm unterwerfen wollte, und fiel die Römer auf einmal innerhalb der Stadt durch die engen Häuſer und Gäßchen, ja ſogar außerhalb der Mauer an. Jezt fühlte es Titus, daß er ſich aus ſchonender Güte in einen zu engen Platz eingeſchloſſen hatte. Seine Soldaten wurden beynahe umringt: denn ſie konnten durch die kleine Oeffnung der Mauer ſich weder zurückziehen, noch Hülfe von den übrigen erhalten. Titus kam ihnen eben zu rechter Zeit mit den Schützen zu Hülfe, und er behauptete ſich mit denſelben ſo lange, bis ſich ſeine Soldaten gerettet hatten. Er verlor auf dieſe Art den Beſiz der zweyten Mauer; allein er griff die Juden ſogleich durch die Lücke derſelben von neuem an, und eroberte ſie am vierten Tage des Gefechtes wiederum. Er verbeſſerte hierauf ſeinen Fehler, indem er alsbald einen großen Theil der Mauer niederreißen ließ.

Nachdem er einen ſo großen Schritt zur Eroberung der Stadt gethan hatte, hielt er mit der Belagerung etwas inne, um den Aufrührern Bedenckzeit zu laſſen, ob ſie etwan durch die vergrößerte Gefahr, oder durch den einreiſſenden Hunger auf beſſere Geſinnungen gebracht werden könnten. Er befohl daher, daß ſich die Soldaten an dem Tage, da ihnen der Sold ausgezahlt werden mußte, alle an einem Orte verſammeln ſollten, wo ſie von den Feinden geſehen werden konnten. Daſelbſt ſtanden ſie mit ihren glänzenden Waffen und geſchmückten Pferden: die Zahlung währte vier Tage, und der treffliche Zuſtand ſowohl als das muthige Vertrauen der Römer, fiel den Einwohnern von Jeruſalem genugſam in die

Augen. Vielleicht würden auch die ärgſten unter ihnen durch dieſen Anblick gerührt worden ſeyn, wenn ſie nicht befürchtet hätten, die Beleidigungen, welche ſie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, möchten ihnen von den Belagerern ſelbſt nicht vergeben werden.

Als Titus ſie unbeweglich ſahe, ließ er gegen die Burg Antonia und das Grabmahl des Hohenprieſters Johannes zu, einen Wall, oder, wie man jezt redet, eine Circumvallations-Linie aufführen: denn nur von dieſer Seite hoffte er Herr über die obere Stadt zu werden. Seine Soldaten litten dabey ungemein vieles, weil die Juden ſie von der Höhe deſto ſchwerer aus ihren zahlreichen Maſchinen mit Steinen warfen, oder mit ihren Waffen verwundeten. Titus ermahnte dieſe ſelbſt aufs neue, ſich und ihre Stadt dem offenbar bevorſtehenden Untergange zu entziehen; er ſchickte außerdem den Joſephus in gleicher Abſicht an ſie: denn er hoffte, daß die Vorſtellungen ihres Mitbürgers noch mehr bey ihnen fruchten würden. Dieſer hielt in einiger Entfernung von der Mauer eine ſehr einnehmende Affektvolle Rede an die Belagerten; ihre Antworten aber waren Spöttereyen und Schimpfworte; einige von ihnen ſuchten ihn ſogar zu verwunden. Doch unter dem Volcke, das von den Tyrannen unterdrückt war, fanden ſich ſeitdem viele, welche zum Titus übergiengen, und er ließ ſie frey hinziehen, wohin ſie wollten. Schon empfanden auch die meiſten Einwohner von Jeruſalem alles Schreckliche einer Hungersnoth; aber die aufrühreriſche Rotte raubte ihnen noch unter vielen Peinigungen den wenigen Unterhalt, den ſie ſich verſchaffen konnten.

Die

Die unüberwindliche Hartnäckigkeit dieſer bereits verlornen Parthey machte den Titus abermals wider ſeinen Willen grauſam. Da ſich täglich viele hundert aus der Stadt in die nahgelegenen Thäler ſchlichen, um Lebensmittel aufzuſuchen: ſo wurden ſie meiſtentheils von den Römern nach einem vergeblichen Widerſtande gefangen, und im Angeſichte der Stadt ans Creuz geſchlagen. Titus verbot dieſes nicht: theils, weil er es nicht vor rathſam hielt, eine ſolche Menge loßzulaſſen; theils, weil er hoffte, die zurückgebliebenen würden aus Furcht vor einem gleichen Schickſale ſich an ihn ergeben. Allein die Jüdiſchen Befehlshaber brauchten vielmehr dieſen Anblick, um das Volck zu überreden, daß die Römer auf dieſe Art allen begegneten, die ſich zu ihnen flüchteten. Titus deckte dieſen Betrug bald auf, indem er viele Gefangene mit abgehauenen Händen, damit ſie nicht vor Ueberläufer angeſehen würden, in die Stadt ſandte. Zugleich warnete er den Johannes und Simon, „ſie möchten wenigſtens jezt von ihrer „Wuth ablaſſen, und ihn nicht zur Zerſtörung der „Stadt nöthigen; ſondern noch durch eine ſpäte Reue „ihr Leben, ihre ſo anſehnliche Vaterſtadt, und einen „Tempel, mit welchem kein anderer verglichen werden „könnte, retten.„ Mit dieſer Aufforderung verband er, um zu zeigen, daß er nicht bloß bey Worten ſtehen bleibe, eine Ermunterung an ſeine Soldaten, die Arbeit an dem Walle zu beſchleunigen. Man antwortete ihm von der Mauer durch Schmähreden, und durch eine trozige Entſchloſſenheit, eher zu ſterben, als den Römern zu dienen: und dieſe unſinnigen Böſewichter erkühnten ſich hinzu zu ſetzen, daß Gott ſeiner Wohnung und ihnen eine ganz gewiſſe Hülfe leiſten werde.

Titus erkannte die Verzweifelung, welche bey ihnen an die Stelle einer vernünftigen Tapferkeit getreten war. Er wollte daher ſeine Soldaten keineswegs in einem Sturme aufopfern; und als ein junger Macedoniſcher Prinz, der in ſeinem Heere diente, ſeine Verwunderung darüber gegen ihn bezeigte, daß die Römer die Mauer nicht angriffen, antwortete er ihm lächelnd nur dieſes: „Es iſt eine zu ſchlechte „Arbeit.„ Gleich unternahm der Prinz mit ſeinen Macedoniern dieſe, wie er glaubte, leichte Sache, und wurde mit großem Verluſte zurückgeſchlagen.

Mittlerweile kam der Wall, den Titus errichten ließ, zu Stande. Vier Legionen, das iſt über vier und zwanzig tauſend Mann, hatten denſelben ſiebzehn Tage hindurch in beträchtlicher Größe und Stärcke aufgeführet, und man brachte nun die Maſchinen auf denſelben, um die lezte Mauer über den Hauffen zu werfen. Aber dieſes ſo ſchwere kaum geendigte Werck war nach wenigen Tagen ganz vergeblich. Von der Seite der Burg Antonia untergrub Johannes den Raum, der bis an den Wall reichte: nachdem er hierauf die Pfähle, von welchen ſeine Mine unterſtüzt wurde, angezündet hatte, ſtürzte der Wall plözlich ein. Auf der andern Seite that Simon, zween Tage darauf, mit den verwegenſten ſeiner Anhänger einen Ausfall. Sie ſteckten die Kriegsmaſchinen in Brand; aller Widerſtand der Römer war gegen ihre grimmige Standhaftigkeit umſonſt, und der Wall wurde ſelbſt vom Feuer ergriffen. Titus kam geſchwind von der Gegend der Burg Antonia, wo er einen andern Ort zur Verſchanzung ausſuchte, dahin. Er ſchalt ſeine Soldaten, daß ſie ihre eigene Wälle nicht vertheidigen könnten, da ſie doch die feindlichen eingenommen hätten; daß ſie ſich von den Juden,

die

die gleichſam aus einem Gefängniſſe loßbrächen, ſelbſt belagern ließen. Die Feinde wurden unter ſeiner Anführung zwar bald zurück getrieben; allein der Verluſt, den er durch ſie erlitten hatte, war faſt unerſezlich.

Er ſahe dadurch den Fortgang der Belagerung ſo ſehr gehemmt, daß er mit ſeinen Befehlshabern berathſchlagte, auf welche Art die Stadt nunmehro anzugreiffen ſey. Die hizigſten unter ihnen ſchlugen vor, daß man einen allgemeinen Sturm wagen ſollte: denn bisher hätten die Juden nur mit einem Theil des Kriegsheeres gefochten; wenn es aber ganz wider dieſelben anrückte, würden ſie bald unterliegen müſſen. Die andern, welche vorſichtiger waren, riethen, entweder einen neuen Wall aufzuwerfen; oder, die Stadt ſo genau zu beobachten, daß keine Lebensmittel hinein gebracht würden, und ſie vom Hunger zur Uebergabe genöthigt werden möchte. Der Grund ihrer Meinung war dieſer, daß man mit Verzweifelnden, welche zwar durch das Schwerdt zu fallen wünſchten, denen aber auch ohne dieſes noch ein traurigeres Ende bevorſtünde, ſich in kein Handgemenge einlaſſen müſſe.

Man findet hier ein Beyſpiel zum Beweiſe, daß es für einen Feldherrn mitten in ſeinem Kriegsrathe ſehr wichtig ſey, ſich ſelbſt ſein vornehmſter Rathgeber zu werden. Titus hörte ſeine Befehlshaber an, weil von einer ſolchen Verſammlung erfahrner Männer immer etwas nüzliches für die gemeine Sache geſagt wird; vielleicht auch, weil er aus ihren Vorſchlägen die Einſicht, Fähigkeit und Neigung eines jeden nicht undeutlich erkannte. Aber er ſezte ſeinen Entſchluß weder nach der Mehrheit der Stimmen,

noch nach dem Anſehen derſelben feſt: vielmehr gefiel ihm keine von allen Meinungen. Mit einem ſo großen Heere ganz müßig vor der Stadt zu liegen, ſchien ihm unanſtändig zu ſeyn; mit Leuten zu fechten, welche ſich ſelbſt ohnedieß ins Verderben brachten, hielt er vor überflüßig; hingegen zeigte er auch ſeinen Unterfeldherren, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, bey einem ſolchen Mangel an Materialien, einen neuen Wall aufzurichten, und noch ſchwerer, auf die Ausgänge der Feinde Acht zu geben. Wegen des weiten Umfangs der Stadt und vieler Nebenwege, könnten nicht auf alle Seiten hinlängliche Kriegsvölcker geſtellt werden; ja dieſes geſtatte nicht einmal die Vorſichtigkeit, welche gegen die Ausfälle der Feinde nöthig wäre. Wollte man gleich die offenen Wege gehörig bewachen, ſo würden ſie bald geheime ausfindig machen; der geringſte Zuwachs an Lebensmitteln würde die Belagerung verlängern, und eben dieſe lange Dauer könnte den Ruhm ihrer glücklichen Thaten verringern. Denn in einer langen Zeit, ſagte Titus, kann zwar alles ausgeführt werden; aber, um Ehre zu erwerben, muß man Geſchwindigkeit brauchen. Sollte aber dieſe zugleich mit Sicherheit verbunden ſeyn, ſo müßte man die ganze Stadt mit einer Mauer einſchließen; auf dieſe Art allein könnten alle Ausgänge aus derſelben verſtopft werden, und die Juden würden endlich, wenn ſie ſich von aller Hülfe entblößt ſähen, entweder die Stadt übergeben, oder, vom Hunger ausgezehrt, deſto leichter überwältigt werden können. Denn er werde es auch bey der Mauer nicht bewenden laſſen, ſondern neue Schanzen aufzuwerfen ſuchen, wenn die Juden zu ſchwach ſeyn würden, ſolches zu verhindern. Titus ſchloß mit den Worten, welche mehr Nachdruck hatten, als alles übrige: „Kommt jemanden dieſes Werck

„zu

„zu groß und zu ſchwer vor, ſo muß er bedencken, „daß es ſich für die Römer nicht ſchicke, etwas klei„nes zu unternehmen, und daß niemand, als Gott al„lein, ohne viele Arbeit eine große Abſicht zu Stan„de bringen könne.„

Alle ſeine Befehlshaber gaben ihm Beyfall. Da man dieſe weitläuftige Arbeit unter das Heer vertheilt hatte, kam es in eine Art von Begeiſterung, und alle Claſſen deſſelben wetteiferten mit einander, um ſie ſchleunig zu Ende zu bringen: zumal da Titus täglich herumgieng, und ihren Fortgang in Augenſchein nahm. Dieſe Mauer, welche um die ganze Stadt geführt wurde, faſt fünftauſend Schritte lang war, und an welche noch dreyzehn kleine Feſtungen oder Blochhäuſer angebauet wurden, ſtand in drey Tagen völlig fertig. Titus hielt ſelbſt die erſte Nacht-Wache auf derſelben; die zweyte ſein Freund Alexander, und die übrigen Befehlshaber folgten darauf. Die Wachen, mit welchen ſie beſezt war, bedienten ſich des Schlafes, ſo wie er ihnen durch das Loos zufiel, und hörten die ganze Nacht nicht auf, zwiſchen den Blochhäuſern herumzugehen.

Durch dieſe Anſtalt hatte Titus den Feinden alle Hoffnung zur Rettung abgeſchnitten; zugleich aber war es eine Folge derſelben, daß das Elend des Hungers noch weit mehr in Jeruſalem überhand nahm. Viele tauſend kamen aus Mangel an Unterhalte ums Leben; andere ſuchten es durch unnatürliche Speiſen zu friſten; allein der gröſte Theil der Einwohner verlor daſſelbe durch alle Arten von Noth und Bedrängniß in den lezten Monathen der Belagerung. Die Tyrannen, welche mit ihren Soldaten dieſes gleichgültig anſahen, weil alles dieſes ihr Werck

war, beharrten auf dem Vorſaze, die Stadt zu vertheidigen. Da es weiter unmöglich war, die unzählichen menſchen, welche täglich ſtarben, zu begraben: ſo ließen ſie ihre Leichname von der Mauer herab in tiefe Graben werfen. Beym Anblicke dieſer Menge von faulenden Körpern ſeufzete Titus, und rief, indem er ſeine Hände gen Himmel hob, Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld an einem ſo entſezlichen Unglücke habe.

Aus Mitleiden gegen das noch übrige Volck, eilte er, einen neuen Wall zur Beſtürmung der Mauer, an welcher die Feſtung Antonia lag, aufzurichten. Allein, da weit um die Stadt herum ſchon zu den erſtern Verſchanzungen alle Bäume waren niedergehauen worden, mußte jezt das Holz von einigen Meilen her geholet werden. Titus munterte die Soldaten fleißig auf, dieſe Arbeit zu beſchleunigen. Unterdeſſen kamen immer mehrere Ueberläufer aus der Stadt in ſein Lager. Einer derſelben ſuchte aus ſeinem Unflate Goldſtücke hervor, welche er aus Furcht vor den herrſchenden Partheyen in Jeruſalem, verſchlungen hatte. Dieſe Entdeckung breitete das Gerüchte aus, als wenn ſich alle Ueberläufer auf dieſe Weiſe mit Golde angefüllt hätten: daher ſchnitten die Arabiſchen und Syriſchen Hülfsvölker unter dem Römiſchen Heere, zweytauſend derſelben in einer Nacht auf, um ihr Innerſtes durchzuwühlen. Als Titus von dieſem unmenſchlichen Frevel Nachricht bekam, fehlte es wenig, daß er die Schuldigen nicht ſogleich von der Reiterey umringen, und mit Pfeilen erſchießen ließ. Eine große Menge anderer Soldaten hielt ihn noch durch die Vorſtellung zurück, daß er weit mehrere ſtrafen müßte, als umgebracht worden wären. Allein er bedrohete diejenigen mit dem

Tode

Tode, welche dieſes Verbrechen künftig begehen würden: ſogar einige Römiſche Soldaten hatten daran Antheil genommen, und auch nachher war der niederträchtigſte Geiz ſtärcker als das Verbot des Titus.

Seine Maſchinen waren bald im Stande, auch die Burg Antonia zu beſtürmen: erſchüttert von dem heftigſten und unaufhörlichen Anfall, ſtürzte endlich ein Theil der Mauer, welche ſie beſchüzte, bey Nacht unvermuthet ein. Doch das Vergnügen, welches die Römer darüber empfanden, wurde gleich durch den Anblick einer neuen Mauer, welche Johannes hinter der alten aufgeführet hatte, unterdrückt: und es ſchien in der That noch nicht leicht zu ſeyn, die Feſtung zu erſteigen. Titus fand daher vor nöthig, den Muth der tapferſten unter ſeinem Heere anzufeuern: in dieſer Abſicht berief er ſie zuſammen. „Meine Mitſoldaten, ſagte er, wenn man zu Unternehmungen, mit welchen keine Gefahr verbunden iſt, ermahnet: ſo gereicht ſolches denen, welche man ermahnet, nicht zur Ehre, und zeigt auch an demjenigen, der es thut, eine gewiſſe Weichlichkeit an. Ich halte keine Ermahnungen vor nöthig, als wenn ſie gefährliche Dinge betreffen, deren Ausführung eines jeden allein würdig iſt. Daher ſage ich euch ſelbſt, daß es euch ſchwer fallen wird, auf die Mauer zu kommen; ich ſeze aber auch hinzu, daß es Ruhmbegierigen Männern vorzüglich anſtändig ſey, mit Schwierigkeiten zu kämpfen; daß es ſchön ſey, mit Ehren zu ſterben; und daß diejenigen, welche zuerſt eine tapfere That vollbringen, dadurch ungemeinen Nutzen ſtiften werden. Vors erſte muß euch eben dasjenige, was einige vielleicht abſchreckt, nemlich die Geduld und Standhaftigkeit der Juden im Unglück, dieſes muß euch aufmuntern. Denn es wäre

ſchänd-

„ſchändlich, wenn Römer und meine Soldaten, „welche gewohnt ſind im Frieden den Krieg zu lernen, „und im Kriege zu überwinden, von den Juden „durch ihren Arm oder ihren Muth überwunden wür„den: und noch dazu am Ende des Sieges, und da „uns Gott augenſcheinlich Hülfe leiſtet. Die Un„fälle, welche wir erlitten haben, rühren bloß von der „Verzweifelung der Juden her; aber ihre Leiden ver„mehren ſich durch eure Tapferkeit, und durch den „göttlichen Beyſtand, deſſen ihr genießet. Denn „was iſt Aufruhr, Hunger, Belagerung, der Fall „der Mauern ohne Maſchinen, was iſt dieſes an„ders als ein Zeichen, daß Gott auf ſie zürne, uns „aber beyſtehe? es ſchickt ſich daher nicht für euch, „weder ſchlechter zu ſcheinen als dieſes ſchlimme Volck; „noch die göttliche Hülfe gleichſam zu verrathen. „Wie ſollte es aber nicht ſchändlich ſeyn, wenn die „Juden, denen es eben nicht ſehr ſchimpflich iſt über„wunden zu werden, da ſie der Knechtſchaft ge„wohnt ſind, den Todt verachten, um dieſe nicht mehr „auszuſtehen, und öfters mitten unter uns dringen, „nicht in der Hoffnung zu ſiegen, ſondern nur um „einen geringen Beweis ihrer Tapferkeit abzulegen; „wenn wir hingegen, die wir faſt die ganze Welt und „See unter unſere Gewalt gebracht haben, denen es „ſchon zur Schande gereicht nicht zu ſiegen, nicht „eine einzige kühne Unternehmung gegen die Feinde „wagen, und mit ſolchen Waffen müßig ſizend ihren „Hunger und ihr feindſeeliges Glück abwarten; und „dieſes, da wir mit weniger Gefahr alles glücklich zu „Stande bringen könnten? Wenn wir alſo die Burg „Antonia erſtiegen haben, ſo iſt auch die Stadt unſer. „Denn ſollten wir gleich mit den noch übrigen Fein„den in derſelben zu ſtreiten haben, welches ich nicht „einmal glaube; ſo verſpricht uns doch der Umſtand,

„daß

„daß wir über ihren Köpfen, über der Luft, welche ſie „einhauchen, ſitzen, einen geſchwinden und vollkom„menen Sieg.„

Dieſe Bewegungsgründe waren für Soldaten, für Römer inſonderheit, hinlänglich. Aber Titus nahm noch andere von dem Zuſtande nach dem Tode her: und man mag bey dieſer Gelegenheit zuſehen, ob es einem chriſtlichen Feldherrn unanſtändig ſey, den Muth ſeiner Soldaten durch Ausſichten in die künftige Welt zu ſtärcken. „Ich will, fuhr der „heydniſche Cäſar fort, nichts zum Lobe derer ſagen, „welche im Kriege ſterben, nichts von der Unſterb„lichkeit derjenigen, die vom Mars getrieben fallen; „aber denen, welche anders geſinnt ſind, möchte ich „wohl den Todt, der zur Zeit des Friedens aus Kranck„heiten entſteht, wünſchen, indem alsdenn ihre Seele „zugleich mit dem Leibe, zum Grabe verurtheilt wird. „Denn welcher tapfere Mann weiß es nicht, daß die „Seelen, welche in der Schlacht durch das Eiſen vom „Körper getrennt werden, von dem reinſten Elemente „der Luft gleichſam als Gäſte unter die Geſtirne auf„genommen werden; daß ſie daſelbſt ihren Nachkom„men als gute Geiſter und wohlthätige Helden erſchei„nen; daß aber diejenigen Seelen, welche durch „Kranckheiten in ihren Körpern verzehrt worden ſind, „wenn ſie gleich keine Flecken und Unreinigkeiten an „ſich haben, von einer unterirdiſchen Nacht verdun„ckelt, und in eine tiefe Vergeſſenheit geſtoßen wer„den; daß ihr Andencken in eben ſolche Gränzen als „ihr Leben und ihre Körper, eingeſchloſſen wird? „Wenn die Nothwendigkeit zu ſterben den Menſchen „einmal beſtimmt iſt, und ſie an dem Eiſen einen „weit leichtern Diener des Todes haben als an al„len Kranckheiten, wie ſollte es nicht Trägheit ſeyn,

„das-

„dasjenige zu öffentlichen Bedürfniſſen nicht hinzuge-
„ben, was wir dem Schickſale als eine Schuld ab-
„tragen werden? Und ich habe dieſes alles ſo vorge-
„ſtellt, als wenn diejenigen, welche dieſen Angriff
„unternehmen werden, ihr Leben durchaus verlieren
„müßten. Allein tapfere Männer können ſich ſelbſt
„aus den größten Gefahren retten. Denn erſtlich iſt
„es leicht, den eingeſtürzten Theil der Mauer zu er-
„ſteigen; alles aber, was hinter derſelben erbauet wor-
„den iſt, kann ohne große Mühe umgeworfen wer-
„den. Ihr, die ihr einen großen Hauffen ausmacht,
„nehmt euch kühnen Muth zu dieſer Unternehmung;
„ermuntert und ſteht euch einer dem andern bey: eure
„Tapferkeit wird gar bald den Trotz der Feinde bre-
„chen. Ja vielleicht wird euch dieſe Sache ohne
„Blutvergießen gelingen, wenn ihr ſie nur anfangt.
„Es iſt zwar wahrſcheinlich, daß ſie euch zu wehren
„ſuchen werden, wenn ihr auf die Mauer ſteigen
„werdet; wenn ihr aber heimlich oder auch mit offen-
„barer Gewalt einmal etwas wagt, ſo werden ſie
„euch nicht aushalten können, ſollten es auch nur
„wenige unter euch ausführen. Ich aber würde mich
„gewiß ſchämen, wenn ich demjenigen, der zuerſt die
„Mauer erſteigt, nicht beneidenswürdige Belohnun-
„gen ertheilte. Wer unter euch am Leben bleibt, ſoll
„künftig über diejenigen befehlen, welche jezt ſeines
„gleichen ſind; aber auch diejenigen, welche hierbey
„umkommen, ſollen mit den herrlichſten Vorzügen
„gekrönet werden.„

So rührend auch dieſe Aufmunterungen des Titus waren; ſo fand ſich doch nur ein Syriſcher Soldat Sabinus nebſt eilf andern, welche gleich darauf, aber mit unglücklichem Erfolge, die Mauer angriffen. Doch nach zween Tagen ermannten ſich einige

„zwan-

zwanzig andere Soldaten bey Nacht, und drangen durch die Ruinen der Mauer in der Stille bis zu der Feſtung Antonia. Sie hatten einen Trompeter mitgenommen, den ſie, nachdem ſie die eingeſchlafene Wache umgebracht hatten, blaſen ließen: dieſes that die gehoffte Würckung, daß die aufwachenden Juden voll Beſtürzung, und weil ſie einen zahlreichen Hauffen Feinde erwarteten, ſogleich flohen. Sobald Titus den Schall der Trompete hörte, eilte er mit den Befehlshabern und einer ausgeſuchten Schaar zuerſt die Mauer hinauf: zugleich befohl er, daß das ganze Heer die Waffen ergreiffen ſollte. Es entſtand ein hiziges Gefechte, das bis in die Mitte des andern Tages währte; die Römer, welche nun im Beſize der Feſtung waren, verſuchten es auch den daran ſtoſſenden Tempel zu erobern; allein hier war der Widerſtand der Juden ſo heftig, daß ſich Titus endlich an dem gewonnenen großen Vortheile begnügte.

Hierauf ließ er die Burg Antonia von Grund aus niederreißen, damit ſein Heer einen geräumigen Platz zum Angriffe auf den Tempel bekommen möchte. Er hörte, daß an dieſem Tage das tägliche Opfer in dem Tempel, aus Mangel an Prieſtern nicht habe dargebracht werden können, und daß ſich das Volck darüber ſehr betrübt habe. Auch er nahm Antheil daran: immer gleich gütig und großmüthig trug er dem Joſephus auf, in ſeinem Nahmen dem Johannes zu ſagen: „wenn er noch beſtändig die unſinnige Begierde zu fechten hätte, ſo möchte er mit „einem ſo großen Hauffen als es ihm gefiele, ſich ihm „entgegen ſtellen; wenn er nur nicht zugleich die Stadt „und den Tempel mit ſich ins Verderben ſtürzte; „er möchte aufhören, den heiligen Ort zu verunreinigen, und Gott nicht ſo frevelhaft beleidigen; es

ſollte

„ſollte ihm erlaubt ſeyn, den unterbrochenen Gottes„dienſt durch Juden, welche er ſich ſelbſt ausſuchen „möchte, feyern zu laſſen.„— Eine Ehrerbietung für eine fremde, ihm unerkannte Religion, eine Achtung gegen den Eifer, mit welchem ein feindſeeliges Volck derſelben diente, die man ſelbſt den Partheyen der Chriſten zum Muſter ihres Betragens gegen einander empfelen kann.— Allein vergebens hinterbrachte dieſes Joſephus dem Tyrannen und dem bey ihm ſtehenden Volcke: vergebens bat er ihn mit Thränen, welche faſt ſeine Rede erſtickten, den lezten unvermeidlichen Streich von dem Heiligthum ſeines Volckes abzuwenden: Johannes überhäuffte ihn mit Schmähreden, und blieb bey ſeiner Zuverſicht, Jeruſalem könne nicht zerſtöret werden, weil es die Stadt Gottes ſey.

Viele der angeſehenſten Juden hingegen wurden durch das Flehen des Joſephus bewegt, und diejenigen unter ihnen, welche die Wachſamkeit der Tyrannen nicht fürchteten, fanden Gelegenheit zum Titus zu flüchten. Er empfieng ſie mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit; da er aber wohl wußte, daß ſie mitten unter ſeinem Heere, das iſt, unter Völckern, deren Sitten von den ihrigen ſo weit entfernt waren, keinen angenehmen Aufenthalt haben würden, ſchickte er ſie in das Städtchen Gophna, um daſelbſt unterdeſſen zu wohnen, bis er ihnen nach geendigtem Kriege ihre Güter wieder einräumen würde. Dieſe ihre Entfernung brauchten die Aufrührer in der Stadt dazu, daß ſie die übrigen Einwohner überredeten, die Ueberläufer wären von den Römern umgebracht worden. Daher ließ ſie Titus von Gophna zurückkommen, und den Einwohnern unter das Geſichte treten. Sie baten nebſt dem Joſephus

die

die Aufrührer nochmals, wenigſtens den Tempel zu verlaſſen, weil die Römer denſelben gewiß nicht anders, als bey der äußerſten Nothwendigkeit verwüſten würden. Aber dieſe befeſtigten ihn vielmehr noch eifriger, indem ſie ihre Kriegsmaſchinen über die Thore deſſelben pflanzten; da hingegen rund um denſelben ſchon alles mit Leichnamen angefüllt war. Die Römiſchen Soldaten ſelbſt konnten jezt den Tempel nicht ohne Grauen betrachten.

Noch einmal alſo erniedrigte ſich Titus zu dieſem Schwarm von Elenden; Joſephus mußte ihnen folgende Worte von ihm bekannt machen: „Habt „ihr nicht ſelbſt, ihr Böſewichter, euer Heiliges mit „Schrancken umgeben? Habt ihr nicht an denſelben „in gewiſſen Zwiſchenräumen Säulen geſezt, auf „welchen in griechiſcher und in unſerer Sprache an„gezeigt wurde, daß niemand auch nicht einmal über „die Schrancken gehen dürfe? Haben wir euch nicht „erlaubt, diejenigen, welche darüber ſchreiten würden, „umzubringen, wenn es gleich ein Römer wäre? „Warum zertretet ihr denn, ihr Ungeheuer, ſelbſt an „dieſem Orte die Todten? Warum befleckt ihr den „Tempel mit dem Blute der Fremden und eurer Mit„bürger? Ich rufe die Götter meines Vaterlandes „zu Zeugen an, und wenn irgend jemals ein Gott „dieſen Ort angeblickt hat; (denn jezt glaube ich „nicht, daß einer auf denſelben ſehe,) ich nehme auch „mein Kriegsheer, und die Juden, welche ſich bey „mir befinden, euch ſelbſt nehme ich zu Zeugen, daß „ich euch nicht nöthige, dieſen Ort zu entheiligen: „und wenn ihr eure Stellung gegen mich verändern „werdet, ſo ſoll kein Römer ſich zu eurem Heiligthu„me nähern, noch daſſelbe beſchimpfen. Ja ich will „euch ſogar den Tempel wider euren Willen erhalten.„

Man nahm dieſes Anerbieten nicht an: daher ſahe ſich Titus gezwungen, von neuem Gewalt zu gebrauchen. Er gab Befehl, daß ein zahlreicher Haufſen, den er aus dem ganzen Kriegsheere ausſuchte, unter der Anführung des Cerealis, mitten in der Nacht, die Wachen des Tempels angreiffen ſollte, und er machte ſich bereit, mit demſelben hinabzuſteigen: denn dieſes iſt der einzige Vorwurf, den man ihm in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen machen kann, daß er ſich zu willig in Gefahren begab, die ein Feldherr für ſeine Perſon vermeiden muß. Allein die gegenwärtige war ſo groß, daß ihm ſeine Freunde ſeinen Entſchluß lebhaft widerriethen. Sie wiederholten dasjenige, was die Befehlshaber des Heeres ſchon geſagt hatten: es würde weit vortheilhafter ſeyn, wenn er auf der Feſtung zurück bliebe, und von daraus den Soldaten die Anweiſung zum Gefechte gäbe, als wenn er ſich für ſie in Gefahr ſezte: denn vor ſeinen Augen würden ſie alle tapfere Krieger ſeyn. Er folgte auch dieſem Rathe, nachdem er vorher zu den Soldaten geſagt hatte, er bleibe nur deswegen auf der Feſtung, damit er ihre Thaten beurtheilen könne, und damit weder ein tapferer Mann ſeine Belohnung verlieren, noch ein träger Soldat der Strafe entgehen möchte. Würcklich legten auch die Römer ungemeine Proben der Herzhaftigkeit ab; allein der Sieg blieb zwiſchen beyden Theilen unentſchieden.

Unterdeſſen hatte der übrige Theil des Heeres an der Zerſtörung der Burg Antonia ſo unermüdet gearbeitet, daß die Legionen nach ſieben Tagen Platz genug fanden, ſich dem Tempel gegen über zu lagern. Hier ließ ſie Titus neue Schanzen aufwerfen, und ſchärfte zugleich die Kriegszucht aufs neue, welche

unter

unter den Römern durch ihr Glück dergeſtalt in Abnahme zu gerathen anfieng, daß ſie öfters ſorglos in die Nachſtellungen der Juden fielen. Dieſe verbrannten hierauf ſelbſt einen bedeckten Gang, welcher den Tempel mit der Feſtung verband; einen andern aber ließ Titus anzünden. Er vernahm jezt, daß die Noth und Verzweifelung in der Stadt unbeſchreiblich wütete. Eine vornehme Frauensperſon brachte ihr ſäugendes Kind um, verzehrte die Hälfte von demſelben, und bot die andere Hälfte den Soldaten an, welche überall mit Ungeſtüm und Grauſamkeit verborgene Speiſen aufſuchten. Dieſe abſcheuliche That reizte den Titus zur Rache gegen ſo halsſtarrige Feinde. Er entſchuldigte ſich, indem er ſich an Gott wandte, daß er zu einem ſo unnatürlichen Betragen keine Urſache gegeben habe, indem er den Juden den Frieden, die Freyheit nach ihren Geſetzen zu leben, und eine Vergeſſenheit aller ihrer Ausſchweifungen angeboten hätte. „Aber Leute, ſagte er, „welche Aufruhr an Statt der Einigkeit, den Krieg „Statt des Friedens, und für den Ueberfluß den Hunger gewählet, welche den Tempel, den wir ſelbſt zu „erhalten ſuchten, mit ihren Händen angezündet haben, dieſe verdienen eine ſolche Nahrung. Jedoch „ich will auch dieſe unmenſchliche Speiſe von Kindern mit den Ruinen der Stadt bedecken: ich will „nicht zugeben, daß die Sonne eine Stadt auf dem „Erdboden anblicke, in welcher die Mütter ein ſolches Eſſen genießen. Den Vätern hätte vielmehr „vor den Müttern eine ſolche Speiſe gebühret, weil „ſie nach ſo vielem ausgeſtandenen Uebel doch die „Waffen nicht niederlegen wollen.„ Und nunmehro gab auch Titus alle Hoffnung auf, die Feinde zu einem Vergleiche bewegen zu können.

Er ließ alſo die ſtärckſten ſeiner Kriegsmaſchinen gegen den Vorhof der Prieſter, innerhalb welchem die Juden ſich geſezt hatten, kehren; allein er verſuchte es ſechs Tage lang vergebens, die Mauer durch dieſelben einzuwerfen. Eben ſo fruchtlos bemühten ſich ſeine Soldaten, den Grund eines Thores zu untergraben: ſie ergriffen endlich Sturmleitern, um die Mauer zu erſteigen, und wurden mit großem Verluſte, ſogar an Fahnen, zurück geſchlagen. Da Titus ſahe, daß er in der Abſicht, des Tempels zu ſchonen, ſeine Soldaten ins Unglück ſtürzte, befohl er die Thore anzuzünden, welche mit Silberblech beſchlagen waren. Dieſer Brand verzehrte alle bedeckten Gänge und Höfe des Tempels.

Kurz vorher giengen zween der ſchlimmſten Anhänger der Tyrannen zum Titus über. Er war im Begriff ſie tödten zu laſſen, weil er wußte, wie boshaft ſie ihre Mitbürger gemißhandelt hatten, und daß ſie ſich des lezten Vortheils der Juden argliſtiger Weiſe zu bedienen ſuchten, um gleichſam als Sieger ihre Parthey zu verlaſſen. „Sie kommen, „ſagte er, aus Noth gedrungen, nicht aus gutem „Willen: und da ſie aus ihrer Vaterſtadt, welche „ihrentwegen in Feuer geſezt wird, flüchten, ſind ſie „nicht werth, gerettet zu werden.„ Doch die treue Beobachtung ſeines Verſprechens gegen die Ueberläufer behielt die Oberhand; ob er ihnen gleich nicht ſo günſtig begegnete als den übrigen.

Noch ſtand alſo das Hauptgebäude des Tempels unverſehrt; allein man ſahe voraus, daß es nicht anders als durch Feuer bezwungen werden könne: und den Untergang deſſelben ſuchte doch Titus auf alle Art zu verhindern. Er fragte ſeine vornehmſten Befehls-

fehlshaber um Rath, wie er ſich hierbey verhalten ſollte. Sie drangen alle auf die Verbrennung des Tempels. Er hingegen endigte die Berathſchlagung mit den Worten: „Wenn gleich die Juden von ih„rem Tempel herab fechten werden; ſo will ich doch „nicht mich an lebloſen Dingen an Statt der Sol„daten rächen; niemals will ich ein ſo unvergleichli„ches Werk verbrennen. Es wird ein Verluſt für „die Römer ſelbſt ſeyn, wenn es zerſtört wird; bleibt „es aber, ſo iſt es eine Zierde unſers Reichs.„ Bey dieſem Vorſaze veranſtaltete er alles zu einem allgemeinen Sturme des ganzen Heeres auf den Tempel.

Aber menſchliche Vorſicht konnte dieſen längſt von Gott verlaſſenen Siz nicht mehr retten. Die Juden ſelbſt beförderten die Verwüſtung deſſelben. Sie fielen aus dem Tempel auf die Römer heraus, welche das noch immer um ſich greiffende Feuer auslöſchten, und eine Straße bahnten. Titus jagte ſie ſelbſt zurück; aber bald darauf fiengen ſie das Gefechte von neuem an. Während deſſelben riß ein Römiſcher Soldat, aus eigenem Antriebe, oder vielmehr von einer höhern Macht geleitet, einen feurigen Brand aus einer glühenden Stätte, und warf ihn durch ein Fenſter in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren. Sogleich breitete ſich das Feuer über die ganze mitternächtige Seite dieſer Nebengebäude des Tempels aus.

Titus hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er mit aller Geſchwindigkeit eilte, den Brand zu löſchen: ſeine Befehlshaber und übrige Soldaten folgten ihm alle nach. Er befohl es mit Worten und Zeichen; allein das Getümmel war zu groß, als daß man ihn hätte hören oder beobachten können. Die

Legionen hingegen drangen mit unaufhaltſamer Wuth auf den Tempel zu, ſtellten ſich, als wenn ſie den Befehl ihres Feldherrn nicht vernähmen, und munterten einander ſelbſt auf, das Feuer zu unterhalten: zugleich richteten ſie unter den Juden das grauſamſte Blutvergießen an. Titus gieng daher mit ſeinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligſte, welches er weit über ſeine Erwartung prächtig, mit Koſtbarkeiten angefüllet, fand, von denen er auch verſchiedene retten ließ. Und da er bemerckte, daß nur noch die Seitengebäude, nicht das Innere des Tempels, brannten: rief er den Soldaten von neuem zu, das Feuer zu dämpfen; ja er beſtellte einen Hauptmann von ſeiner Leibwache, um die Widerſpenſtigen alsbald zu beſtrafen. Aber ihre Erbitterung gegen die Juden, zum Theil auch ihre Raubſucht, machten dieſes Zwangsmittel unkräftig: der Tempel wurde endlich ganz vom Feuer verzehret.

Nach dieſem entſcheidenden Siege trugen die Legionen ihre Fahnen an das öſtliche Thor des Tempels, opferten ihnen daſelbſt, und riefen, nach der Römiſchen Gewohnheit, den Titus mit freudigem Geſchrey als Imperator, das iſt, als ihren ſiegenden Feldherrn aus. Eine Anzahl Prieſter hatte ſich auf die Mauern des Tempels gerettet. Der Hunger nöthigte ſie aber bald ſich zu ergeben. Sie baten den Titus umſonſt, ihnen das Leben zu ſchencken. „Die „Zeit der Gnade, ſagte er, iſt vorbey; dasjenige, um „deſſen willen ich euch mit Recht erhalten hätte, iſt un„tergegangen: es iſt Prieſtern anſtändig, mit ihrem „Tempel umzukommen.„ Wer ſieht nicht aus dieſer Antwort den tiefen Verdruß hervorleuchten, welchen er über ſeine fehlgeſchlagene edle Abſichten empfand, und welcher ſogar ſeine Menſchenliebe auf eine kurze Zeit erſtickte?

Doch

Doch ſie kam bald wieder zum Vorſchein, als die Tyrannen, weil ſie ihm weiter nicht entfliehen konnten, eine Unterredung mit ihm begehrten. Er wollte wenigſtens noch die obere Stadt, in welcher ſie ſich nebſt vielen tauſend Juden befanden, retten; glaubte, daß ſie jezt nachgebender geworden wären, und befohl daher ſeinen Soldaten einen Stillſtand. Als Sieger redete er ſie zuerſt durch einen Dollmetſcher an: „Seyd ihr denn nun, ſagte er, durch das „Unglück eurer Vaterſtadt geſättigt, o ihr Männer, „die ihr weder an unſre Macht noch an eure Schwä„che dachtet; ſondern durch eine unbeſonnene Hitze „und Wuth das Volck, die Stadt und den Tempel „ins Verderben geſtürzt habt; ja die ihr ſelbſt ver„dienet umzukommen, weil ihr, nachdem euch Pom„pejus beſiegt hat, im Anfange unaufhörliche Meu„tereyen geſtiftet, endlich aber einen offenbaren Krieg „gegen die Römer erregt habt? Habt ihr euch etwan „auf eure Menge verlaſſen? Es hat euch ja nur der „kleinſte Theil des Römiſchen Kriegsheeres wider„ſtanden. Oder ſeztet ihr euer Vertrauen auf Hülfs„völcker? Welches Volck außer unſerm Reiche wür„de wohl lieber den Juden als den Römern beyſte„hen? Oder auf eure Leibesſtärcke? Ihr wiſſet ja, daß „uns die Germanier dienen.„ — (Kaum die Hälfte derſelben, o Titus, würden unſere Vorfahren dazu geſagt haben, und auch dieſe nicht immer, und erſt nachdem ſie euch großen Verluſt zugefügt hatten.)— „Oder verlieſſet ihr euch auf die Stärcke eurer „Mauern? Welche Mauer widerſteht wohl mehr als „der Ocean, mit welchem die Britannier umgeben „ſind, und gleichwohl die Römiſchen Waffen vereh„ren? Oder auf eure Standhaftigkeit und die Kunſt „eurer Feldherren? Es iſt euch ja bekannt, daß die „Carthagineuſer überwunden worden ſind. Euch al-

„ſo hat das gütige Bezeigen der Römer gegen die „Römer gereizt. Denn erſtlich haben wir euch die„ſes Land zum Beſitze, und Könige aus eurem Volcke „gegeben. Wir haben euch weiter eure väterliche Ge„ſetze erhalten, und euch erlaubt, ſowohl von andern „Völckern abgeſondert, als mit ihnen, wie es euch „gefiel, zu leben. Wir haben euch endlich, welches „das vornehmſte iſt, verſtattet, Steuren und Ge„ſchencke im Nahmen eures Gottes zu ſammeln: wir „haben diejenigen, welche ſie gaben, nicht abgerathen, „noch es ihnen verboten, damit ihr, wenn ihr reich „geworden wäret, unſere Feinde würdet, und uns „mit unſerm Gelde gegen uns rüſten könntet. Hier„auf habt ihr, mit ſo großen Wohlthaten überhäufft, „euch nun ſatt genug, gegen diejenigen, welche ſie „euch, erwieſen hatten, gewandt; ihr habt gleich un„gezähmten Schlangen euern Gift gegen die, ſo euch „ſchmeichelten, ausgeſpieen.„

Sollte es wohl Leſer geben, denen es unangenehm fiele, dem Titus weiter zuzuhören? Seine Rede iſt gewiß keine Erfindung eines Geſchichtſchreibers, der bloß ſeine Beredſamkeit zu zeigen ſucht; ſie iſt wahr und rührend; er mahlt ſich ſelbſt in derſelben ab, deſto glücklicher, je länger ſie fortgeht: wir wollen ihn alſo ferner mit ſeinen Feinden ſprechen laſſen. „Es mag darum ſeyn, ſagte der gütigſte Ueberwin„der ſeiner Zeit, daß ihr die Sorgloſigkeit des Nero „verachtet, und, gleich zerbrochenen oder abgeriſſenen „Gliedern, zu einer gewiſſen Zeit euch ruhig gehalten; „wenn aber den Staat eine ſchwerere Krackheit be„traf, euch gezeigt, und mit unverſchämten Hoff„nungen auch ungemeſſene Begierden an den Tag „gelegt habt. Aber mein Vater kam in dieſes Land, „nicht ſowohl um euch wegen eurer Vergehungen an

„dem

„dem Ceſtius zu beſtrafen, als um euch mit Nach-
„druck zu ermahnen. Er hat daher, da er ſonſt,
„wenn er gekommen wäre, die Nation zu Grunde zu
„richten, die Wurzel ſelbſt hätte angreifen, und dieſe
„Stadt ſogleich erobern müſſen, vielmehr Galiläa und
„das herumliegende Land verwüſtet, um euch Gele-
„genheit zur Reue und Beſſerung zu geben. Aber
„dieſe leutſeelige Begegnung ſähet ihr vor Unvermö-
„gen an, und wurdet durch unſere Gelindigkeit nur
„noch kühner. Als Nero ums Leben gekommen
„war, habt ihr alles gethan, was nur die ſchlimm-
„ſten Mitbürger des Staats vornehmen konnten:
„ihr habt aus unſern innerlichen Unruhen mehr Muth
„geſchöpft: da mein Vater und ich auf eine kurze
„Zeit nach Egypten giengen, habt ihr euch derſelben
„bedienet, um Kriegsrüſtungen anzuſtellen, und ihr
„habt euch nicht geſchämt, diejenigen, die ihr als
„Nachſichtsvolle Feldherren erfahren hattet, auch
„noch alsdenn zu beunruhigen, da ſie zu Fürſten
„des Reichs waren erkläret worden. Da alſo die
„oberſte Herrſchaft auf uns kam, und jedermann da-
„mit zufrieden war; da ſelbſt die auswärtigen Völ-
„cker durch Geſandten uns Glück wünſchen ließen:
„da bezeigten ſich wiederum die Juden allein als Fein-
„de. Die Geſandten, welche ihr an die jenſeits des
„Euphrates wohnenden Völcker geſchickt habt, um
„eure Meutereyen zu unterſtüzen; die Erbauung von
„Mauern in einem ganz neuen Umfange; eure Em-
„pörungen und die Händel eurer Tyrannen unter ein-
„ander; euer bürgerlicher Krieg: alles dieſes ſind
„Dinge, welche ſich nur für ein ſo böſes Volck ſchi-
„cken. Ich rückte gegen dieſe Stadt mit harten
„Befehlen, die mir mein Vater wider Willen gege-
„ben hatte: und ich freuete mich, als ich hörte, daß
„dieſes Volck zum Frieden geneigt ſey. Ehe es zu

„Feindſeeligkeiten kam, ermahnte ich euch, von den-
„ſelben abzuſtehen: lange Zeit ſchonte ich eurer, da
„ihr ſchon die Waffen gegen mich führtet; ich bot
„den Ueberläufern meine Hand an, und hielt mein
„Verſprechen, da ſie ſich zu mir flüchteten; ich er-
„barmte mich über viel Gefangene; ich that denen,
„welche die Rechte des Kriegs durch Martern noch
„grauſamer machen wollten, Einhalt; ungerne ließ
„ich meine Kriegsmaſchinen an eure Mauern hinzu-
„führen; ich hielt die Soldaten, welche immer, euch
„umzubringen, begierig waren, zurück, und nach je-
„dem Siege bot ich euch den Frieden an, nicht an-
„ders, als wäre ich überwunden worden. Da ich
„mich dem Tempel näherte, vergaß ich abermals wil-
„lig der Geſetze des Kriegs: ich ermahnte euch, eures
„eigenen Heiligthums zu ſchonen, und für euch ſelbſt
„den Tempel zu retten; indem ich euch die Freyheit
„heraus zu gehen und das Verſprechen einer völligen
„Sicherheit gab, ja euch ſogar, wenn ihr wolltet,
„Zeit an einem andern Orte zu fechten vergönnte.
„Aber dieſes alles habt ihr nicht geachtet; ihr habt
„den Tempel mit eigner Hand angezündet, und hier-
„auf, o ihr Böſewichter, habt ihr jezt verlangt, eine
„Unterredung mit mir zu halten. Warum wollt ihr
„nun erſt ein ſolches Werck erhalten, als jezt verloren
„gegangen iſt? Was vor einer Rettung haltet ihr euch
„würdig, nachdem der Tempel zu Grunde gerichtet
„iſt? Ja auch jezt ſtehet ihr hier bewaffnet: nicht
„einmal, da euer Untergang ſo nahe iſt, ſtellet ihr euch
„nur, als wenn ihr um Gnade bätet. Worauf ver-
„laßt ihr euch denn, ihr Elenden? Der Tempel iſt
„dahin; die Stadt iſt in meiner Gewalt; ich habe
„euer Leben in meinen Händen; und ihr haltet gleich-
„wohl die Begierde zu ſterben vor einen Ruhm der
„Tapferkeit? Doch ich will mit eurer Hartnäckigkeit
nicht

„nicht ſtreiten. Vielmehr ſchencke ich euch das Le„ben, wenn ihr die Waffen wegwerft, und mir „eure Perſonen übergebt. Ich will wie ein gelinder „Herr in ſeinem Hauſe handeln: nachdem ich die „unheilbaren Theile beſtraft habe, will ich das übrige „mir ſelbſt erhalten.„

Nach allen verdienten Vorwürfen, welche Titus den Juden gemacht hatte, konnten ſie dieſen Ausgang ſeiner Rede kaum erwarten. Aber noch unerwarteter war ihre Antwort. Sie könnten ſich, ſagten ſie, ihm nicht ergeben; denn ſie hätten geſchworen, daß ſie dieſes niemals thun wollten. Hingegen baten ſie um Erlaubniß, durch die Verſchanzungen, welche er um die Mauer geführt hatte, mit ihren Weibern und Kindern zu gehen; weil ſie in die Wüſte gehen, und ihm die Stadt überlaſſen wollten. Dieſer Trotz, mit welchem ſie als beynahe ſchon Gefangene ihm noch Bedingungen vorſchreiben wollten, brachte endlich den Zorn des Titus aufs höchſte: er ließ ihnen daher durch einen Herold ankündigen, daß er weiter keinen Ueberläufer annehmen, und niemandes ſchonen wolle; ſie möchten mit allen ihren Kräften fechten und ſich zu retten ſuchen, weil er nunmehro völlig nach dem Kriegsrechte handeln würde. Zugleich befohl er, die untere Stadt zu plündern und anzuzünden. Gleichwohl nahm er noch an dieſem Tage eine Anzahl vornehmer Juden, die ſich ihm ergaben, gnädig auf: ſo wenig konnte er ſeine ſanfte Gemüthsart gänzlich verleugnen.

Die herrſchende Parthey der Aufrührer zog ſich nunmehro in die obere Stadt auf dem Berge Sion, und ſuchten ſich daſelbſt in der Königlichen Burg Davids, aus welcher ſie die Römiſche Beſazung ver-

vertrieben, zu befeſtigen. Ein Römiſcher Soldat, den ſie gefangen bekommen hatten, entwiſchte glücklich zu den ſeinigen; aber **Titus**, um die Strenge der alten Kriegszucht, durch welche hauptſächlich die Römer unüberwindlich geworden waren, aufrecht zu erhalten, jagte ihn, nachdem er ihm ſeine Waffen genommen, von dem Heere weg, weil er ſich von den Feinden lebendig hatte ergreifen laſſen. Er mußte nun neue Verſchanzungen gegen dieſen Theil der Stadt anlegen. Während dieſer Arbeit gieng der größte Theil der Idumäer, welche den Juden bisher beygeſtanden hatten, zu ihm über: er ließ, uneingedenck ſeines harten Entſchluſſes, allen Gnade wiederfahren. Da er endlich nach achtzehn Tagen die Kriegsmaſchinen mit gutem Erfolge zu brauchen anfieng, entfiel ſeinen hartnäckigen Feinden, weil ſie keinen Ort der Zuflucht mehr vor ſich übrig ſahen, der Muth; ihre Anführer verließen ſogar mit einer übereilten Flucht, die drey ſtärckſten Thürme, welche es in Jeruſalem gab, gegen welche die Maſchinen des Titus nie etwas ausgerichtet haben würden, und verſteckten ſich in unterirdiſchen Gängen; ſie fielen aber bald in die Hände ihrer Feinde. Die Römer bemächtigten ſich hierauf der Stadt ohne Widerſtand, und zündeten ſie an, nachdem ſie vorher viele tauſend Juden umgebracht hatten. So gieng Jeruſalem am 8ten September des 70ſten Jahres, nach der chriſtlichen Zeitrechnung, gänzlich zu Grunde.

Titus, welcher die eroberte Stadt in Augenſchein nahm, bewunderte die ungemeine Feſtigkeit der Thürme, welche von den Tyrannen ohne Noth waren verlaſſen worden. Bey dieſem Anblicke konnte er ſich nicht enthalten auszurufen: „Wir haben mit Gottes „Beyſtand Krieg geführet; es iſt Gott, der die Ju-

„den

„den aus dieſen Feſtungen herausgeriſſen hat: denn „was würden menſchliche Hände und Maſchinen ge„gen ſolche Thürme ausrichten?„ Ein Geſtändniß, das ihm eben ſo viele Ehre machte, als alle rühmliche Eigenſchaften, die er in dieſem Kriege bewieſen hatte! Er ließ auch dieſe Thürme mitten in dem ganz zerſtörtem Jeruſalem, zum Andencken ſeines außerordentlichen Glücks ſtehen.

Es war noch eine große Menge Juden übrig: von dieſen befohl Titus nur diejenigen zu tödten, welche man mit Waffen und in der Gegenwehr antreffen würde. Da die Soldaten ſeinen Befehl etwas überſchritten, beſtellte er einen ſeiner Freygelaſſenen zur Aufſicht: und dieſer ließ alle Aufrührer und Räuber umbringen; die ſchönſten Jünglinge aber behielt er zum Triumphe auf. Von den übrigen ſchickte Titus diejenigen, welche über ſiebzehn Jahre alt waren, nach Egypten, um daſelbſt in den Bergwercken zu arbeiten; viele vertheilte er in die Provinzen, damit ſie zu den Fechterſpielen und zu den Kämpfen mit wilden Thieren möchten gebraucht werden; die jüngern aber ließ er verkaufen. Er hatte in dieſem Kriege gegen ſieben und neunzig tauſend Gefangene gemacht, und während der Belagerung von Jeruſalem hatten eilfmal hundert tauſend Menſchen darinne das Leben verloren. Welch ein trauriger Sieg für einen Feldherrn, wie Titus war, und wie zu allen Zeiten wenige geweſen ſind!

Da er an eben dem Orte, wo die Stadt geſtanden hatte, ein ſtarckes Lager von Fußvolck und Reiterey zurücklaſſen wollte, um die Bewegungen der noch übrigen Juden in Paläſtina zu beobachten: ſo ließ er den Theil der Mauer, der die Stadt von der Abend-

Abendſeite umgab, zum Platze des Lagers ſtehen. Allein vor allen Dingen wollte er die Tapferkeit ſeines Heeres belohnen. Er betrat alſo mitten in ſeinem erſten Lager einen Rednerſtuhl, um welchen daſſelbe verſammlet war, danckte ihm für ſeine treue Ergebenheit gegen ihn, lobte die Thaten deſſelben, welche, ſagte er, der ganzen Welt zeigten, daß den Römern nichts widerſtehen könne, und rühmte die glückliche Endigung des Krieges durch ſeine Soldaten, deſto mehr, da ſie es auch wären, von denen Rom ſelbſt den Kayſer, den ſie gewählt hätten, mit Vergnügen „angenommen habe. „Aber, ſezte er hinzu, ob ich „gleich euch alle liebe und hochſchätze, weil ich weiß, „daß es keinem unter euch an Bereitwilligkeit gefehlt „hat, ſich durch ſeinen Muth hervor zu thun; ſo muß „ich doch diejenigen unter euch, welche die ſchönſten „Proben der Tapferkeit abgelegt haben, auch vor„züglich ehren und belohnen„. Er ließ ſich hierauf dieſelben anzeigen, rief ſie ſelbſt auf, und ſezte ihnen unter vielen Lobſprüchen goldene Cronen auf, oder beſchenckte ſie mit andern koſtbaren Ehrenzeichen, erhöhete ihre bisherige Stelle, und gab ihnen einen reichlichen Antheil von der feindlichen Beute. Nachdem er endlich ſeinem Heere Glück gewünſcht hatte, und von demſelben mit frölichem Zuruf war herab begleitet worden, ſchlachtete er den Göttern die gewöhnlichen Opfer für den erhaltenen Sieg, von welchen auch die Soldaten ihre Mahlzeiten hielten. Er theilte nun ſeinem Heere die Gegenden aus, welche jede Legion beziehen ſollte; er ſelbſt aber gieng nach Syrien.

Auf dieſer Reiſe ſtellte er in verſchiedenen Städten, an den Geburtstagen ſeines Vaters und Bruders, oder überhaupt zum öffentlichen Vergnügen, alle Arten von Schauſpielen an, in welchen viele tauſend

tauſend Juden theils von den wilden Thieren zerriſſen wurden, theils ſich ſelbſt unter einander fechtend umbringen mußten. Dieſe grauſamen Luſtbarkeiten der Römer ſchienen ihnen nichts Unmenſchliches an ſich zu haben: ihr kriegeriſcher Geiſt und eine lange Gewohnheit machten ſie ihnen, ob ſie gleich eines der geſitteſten Völcker auf der Welt waren, angenehm. Auch Titus alſo konnte ſie ihnen nicht verſagen. Man kann noch inſonderheit dazu ſetzen, daß die Rechte des Kriegs gegen die Ueberwundenen, in den damaligen Zeiten, ja unter allen heydniſchen Völckern, von einer Härte waren, welche alles, was nur Haß und Erbitterung eingeben konnte, erlaubte, bis die Welt auch hierinne durch das Chriſtenthum ſanfter geworden iſt — wenigſtens ſanfter werden ſollte. Die Römer urtheilten ſogar, da ſie die Juden auf dieſe Art umkommen ſahen, daß ſie noch weit empfindlichere Lebensſtrafen verdienet hätten.

Sobald aber Titus mehr Freyheit hatte, ſeine Geſinnungen gegen die Juden zu zeigen, erkannte man, daß er ihnen nicht ungerecht begegnen könne. Die Einwohner von Antiochien, der Hauptſtadt Syriens, baten ihn, aus einem eingewurzelten Groll gegen die Juden, ſehr eifrig, daß er dieſe aus ihrer Stadt vertreiben möchte. „Es iſt ja, gab er ihnen „zur Antwort, die Vaterſtadt der Juden zerſtört, in „welche ſie zurückkehren müßten: und es giebt keinen „Ort, wo man ſie aufnähme.„ Darauf erſuchten ihn die Einwohner, daß er wenigſtens die ehernen Tafeln, in welche die Rechte und Freyheiten der Juden eingegraben waren, wegnehmen ließe; allein er ſchlug ihnen auch dieſes ab. Da er ſich hierauf nach Egypten begab, und unterwegens zu den Ruinen von Jeruſalem kam, preßten ihm dieſelben viele Zeichen des

des Mitleidens aus: er frohlockte keinesweges darüber, eine ſo große und herrliche Stadt überwältiget zu haben; er wünſchte vielmehr den Stiftern ihres Untergangs alles Unglück an.

Aus Egypten ſchiffte er, acht Monathe nach der Eroberung von Jeruſalem, nach Italien über. Dieſer Zeitraum kann den Vorwurf einigermaßen entkräften, den man ihm gemacht hat, er hätte die Belagerung jener Stadt nur darum ſo hitzig betrieben, um bald in Rom zu ſeyn, deſſen Ergözlichkeiten ihm immer vor den Augen ſchwebten. Es iſt aber nicht weniger gewiß, daß ihn der einbrechende Winter verhindert habe, ſogleich nach ſeiner Eroberung dahin abzureiſen. Aber eine andere Beſchuldigung gegen ihn, breitete ſich viel weiter, auch mit größerer Wahrſcheinlichkeit, aus: und doch war ſie noch weit weniger gegründet. Man fieng an zu glauben, daß er geſonnen ſey, ſich, von ſeinem Vater unabhängig, zum Oberherrn der Morgenländer aufzuwerfen.

Er hatte dazu die günſtigſte Gelegenheit in den Händen. Man ehrte und liebte ihn daſelbſt in gleichem Grade: und ſeine Soldaten inſonderheit waren ihm ſo außerordentlich ergeben, daß ſie ihn, da er das Heer verlaſſen wollte, mehrmals zurückhielten, bald flehend, bald drohend von ihm forderten, er möchte entweder bey ihnen bleiben, oder ſie alle mit ſich wegführen. Eben dieſer Verdacht wurde dadurch vermehret; daß er, indem er zu Memphis in Egypten der feyerlichen Einweihung des Ochſen Apis beywohnte, eine weiße Kopfbinde, welche Könige und Prieſter in den morgenländiſchen Gegenden mit einander gemein hatten, trug: man nannte ſie ein Diadem, und ſie hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Turban der Türcken.

Titus

Titus that hierinne weiter nichts, als was die Gewohnheiten dieſes Egyptiſchen Götzendienſtes verlangten; man legte es aber als einen öffentlichen Schritt zur königlichen Würde aus. Man hat alſo immer auch in den gemeinſten Handlungen der Großen Merckmale von geheimen Abſichten geſucht.

Titus, dem dieſe ungerechten Gedancken von ihm bekannt waren, beſchleunigte ſeine Reiſe nach Italien deſto mehr. Da er über Argos in Griechenland gehen mußte, erſuchte er den **Apollonius von Tyana**, ſich in dieſer Stadt zu einer Unterredung einzufinden. Dieſer berühmte Weltweiſe, den der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit der Heyden zu einem Wunderthäter gemacht hat, welchen ſie dem göttlichen Stifter der chriſtlichen Religion mit ſehr ſchlechtem Erfolge entgegen ſezten, hatte dem **Titus** eine beſondere Hochachtung bezeigt. Denn da dieſer nach der Eroberung von Jeruſalem, goldene Cronen von den Parthern und andern benachbarten Völckern, nach der Gewohnheit dieſer Zeiten, als Geſchencke, die einem Sieger gebührten, bekam: geſtand er, „daß „er dieſelben nicht verdiene; denn er habe dieſe gro„ſen Thaten nicht ſelbſt verrichtet; ſondern nur Gott „zur Ausübung ſeines Zornes ſeine Hände geliehen.„ Dieſe Reden gefielen dem Apollonius ungemein; er ſchrieb daher folgenden Brief an den **Titus**: „Da Du „wegen der Waffen und des vergoſſenen feindlichen „Blutes nicht haſt geprieſen werden wollen: ſo über„reiche ich Dir die Crone, welche deiner Mäßigung „zukommt. Denn Du weißt ſehr wohl, weswegen „man gekrönt werden müſſe. Lebe wohl.„ Titus vergnügte ſich an ſeinem Beyfall, und ſezte, indem er ihm für derſelben dankte, noch hinzu: „Ich ha„be Jeruſalem, Du aber haſt mich eingenommen.„

Er ſtillte bald ſeine Begierde dieſen weiſen Mann zu ſprechen, umarmte ihn freundſchaftlich, und nannte ihn ſeinen und ſeines Vaters gemeinſchaftlichen Wohlthäter: weil er dieſem vortreffliche Rathſchläge gegeben hatte. Darauf fuhr er fort: „Ich bin jezt „dreyßig Jahre alt; habe eben die Würde erhalten, „welche mein Vater in ſeinem ſechszigſten Jahre bekam, „und da ich zur Regierung berufen worden bin, — „vielleicht eher als ich zu gehorchen gelernet habe — „ſo fürchte ich, ich möchte größere Dinge unterneh„men, als ſich für mich ſchicken.„ Apollonius ſtreichelte ihm den Hals — er hatte einen ſo ſtarcken, als nur irgend die Fechter und Ringer bey den Alten brauchten — und ſagte dazu: „wer ſollte wohl einen „Stier mit einem ſo mächtigen Nacken unter das Joch „zwingen können? Eben derjenige, antwortete Titus, „der mich zum Kalbe aufgezogen hat.„ Er verſtand die Meinung des Weltweiſen, daß er bey ſeinen Gaben nicht für den Stand einer Privatperſon gemacht ſey; aber er erklärte ſich, daß er wenigſtens ſeinem Vater beſtändig unterworfen ſeyn wollte, als welcher ihn von Jugend auf zum Gehorſam gewöhnt hätte. Hierauf ſagte Apollonius: „Ich freue mich „darüber, daß du ſo bereit biſt, deinem Vater unter„thänig zu ſeyn, deſſen Herrſchafft auch ſeinen Unter„thanen, die von Natur ſeine Kinder nicht ſind, ſo „ſehr angenehm iſt, und daß du denjenigen verehren „willſt, mit welchem du ſelbſt wirſt verehrt werden. „(Es kann ſeyn, daß er hierbey an das ausgebreitete „Gerüchte gedacht hat, welches dem Titus herrſch„ſüchtige Abſichten beymaß.) Denn wenn die Ju„gend zugleich mit dem Alter regiert, welche Leyer „oder Flöte kann wohl eine ſo liebliche Harmonie „hervorbringen, als dieſe Verbindung? Die Tugen„den beydes Alters werden mit einander vereinigt

„werden;

„werden; das Alter wird dadurch Munterkeit erlan„gen, und die Jugend wird ſich an eine gute Ord„nung gewöhnen.„

„Was giebſt du mir aber, fragte Titus weiter, „vor Lehren in Anſehung der Regierung? Du haſt „dich hierüber ſchon ſelbſt unterrichtet, antwortete „Apollonius. Denn da du deinem Vater Gehor„ſam leiſteſt, ſo iſt es offenbar, daß du ihm auch „ähnlich werden wirſt. Doch will ich dir eine Vor„ſchrift des Archytas erzehlen, welche trefflich und „wiſſenswürdig iſt. Dieſer Tarentiner, welcher ein „Pythagoräiſcher Weltweiſer war, ſchreibt in ſeinem „Buche von der Erziehung der Kinder: der Vater „ſoll ſeinen Söhnen ein Muſter der Tugend ſeyn. „Er wollte gleichſam ſagen, daß die Eltern ſelbſt „ſich deſto eifriger der Tugend ergeben würden, wenn „ſie ſähen, daß ihre Söhne ſie nachahmten. Ich „will dir aber auch noch den Demetrius, meinen „Freund, an die Seite ſezen, der, ſo oft es dir „gefällt, bey dir ſeyn, und dich lehren wird, löbli„che Dinge zu verrichten.„ Titus verlangte zu wiſ„ſen, worinne die Weisheit dieſes Mannes beſtehe. „In der Freymüthigkeit, ſagte Apollonius, in der „Fertigkeit die Wahrheit zu ſagen, und in der Un„erſchrockenheit gegen jedermann: denn er beſizt die „Stärcke eines Cynikers.„ Dieſer leztere Nahme, der gewiſſen Philoſophen von einer hündiſchen Un„verſchämtheit beygelegt worden war, beunruhigte den Titus. Daher ſezte Apollonius hinzu: „Homer „glaubte, daß Telemach, da er noch jung war, „zween Hunde benöthigt wäre; und er gab ſie ihm „zu Nachtretern ſelbſt in die Verſammlung der Ein„wohner von Ithaca mit, ob es gleich unvernünftige „Thiere waren.„ (Die Gelehrten des Alterthums

zogen ſehr gerne aus jeder Erdichtung des Homer Lehren der Weisheit; er iſt es aber auch werth, daß man dieſen edlern Gebrauch ſelbſt von ſeinen geringern Einfällen mache.) „So ſollſt du auch einen „Hund zur Seite haben, welcher zu deinem Schu„tze wider andere, ja auch gegen dich ſelbſt, wenn „du fehlen ſollteſt, doch weislich, nicht unvernünftig, „bellen wird. Gieb mir alſo, erwiederte Titus, ei„nen ſolchen Hund zum Nachtreter: ich will es ge„ſchehen laſſen, daß er mich ſogar beiße, wenn er „merkt, daß ich eine ſchlimme Handlung vornehme.„ Hierauf verſicherte ihm Apollonius, daß er bereits an ſeinen Freund, den Demetrius, deswegen nach Rom geſchrieben habe. Dieſer Brief verdienet hier wohl, wäre es auch nur wegen der Kürze, ſeine Stelle. „Ich ſeze dich hiermit, ſagte er darinne, „zum Lehrer des Cäſar Titus, daß du ihn in der „Regierungskunſt unterrichteſt. Mache, daß ich ihm „die Wahrheit von Dir möge geſagt haben, und ſey „ihm, außer dem Beyſpiele des Zornes, alles.„ Titus wünſchte noch, daß jemand für ihn an den Apollonius ſchreiben möchte, damit er ihn nach Rom begleitete; allein dieſer entſchuldigte ſich dieſerwegen, weil es für beyde noch nicht zuträglich wäre, beyſammen zu leben.

Es waren bey dieſem Geſpräche noch einige Freunde des Titus zugegen geweſen; aber nun fragte er den Apollonius allein über die künftigen Schickſale ſeines Lebens, und vor welchen Perſonen er ſich am meiſten zu hüten hätte; „wenn es anders nicht, „fuhr er fort, zu furchtſam ſcheinet, daß ich ſchon „jezt deswegen beſorgt bin. Nein, antwortete der „Philoſoph, es iſt vielmehr ein Zeichen deiner Vor„ſichtigkeit. Und hierauf kündigte er ihm auf Be-

„fehl

Digitized by Google

„fehl der Götter, wie er vorgab, an, daß er ſich, „ſo lange ſein Vater lebte, vor den ärgſten Feinden „deſſelben, nach ſeinem Tode aber vor denen, mit „welchen er am vertrauteſten umgehen würde, in „Acht zu nehmen hätte. Titus wollte auch von ihm erfahren, auf was vor eine Art er ſterben würde. Auf eben dieſelbe Art, bekam er zur Antwort, wie Ulyſſes ſein Leben verlor: denn das Meer hat ihm den Todt gebracht. Sie nahmen endlich öffentlich von einander unter Umarmungen ihren Abſchied, und Apollonius rief dem Cäſar noch zu: „Ueberwinde „deine Feinde durch die Waffen; deinen Vater aber „durch Tugenden.„ — Ich habe dieſe Unterredung erzählet, wie ſie vom Philoſtratus, dem Bewunderer des Apollonius, aufgezeichnet worden iſt: und ich befürchte nicht, deswegen getadelt zu werden. Ueber die vermeinten göttlichen Eingebungen und Prophezeyungen dieſes Weltweiſen kann man wegſehen; der ſchwächſte Leſer kann dieſes jezt mit mehrerer Stärcke des Geiſtes thun, als es Titus vermochte. Allein das übrige iſt glaubwürdig und lehrreich; ja wenn man es vor zweifelhaft halten müßte, ſo möchte man doch wünſchen, daß es wahr wäre.

Sie hatten, wie eben dieſer Schriftſteller berichtet, einander bereits zu Tarſus in Cilicien geſehen: wenigſtens iſt die Zeit ihrer Zuſammenkunft in dieſer Stadt, nicht genau von ihm beſtimmt worden. Die Einwohner derſelben baten den Titus um einige wichtige Gunſtbezeigungen: darauf antwortete er, er wolle ihrer Bitte bey ſeinem Vater eingedenck ſeyn, und ſelbſt ihren Fürſprecher abgeben. Apollonius, der dieſes hörte, fragte ihn ſogleich: „Wie würdeſt „du dich wohl verhalten, wenn ich einige von dieſen „Bürgern überzeugen könnte, daß ſie die heftigſten

„Feinde von dir und deinem Vater geweſen ſind, „und den Juden zu Jeruſalem beygeſtanden haben? „Ich würde ſie ohne Verzug beſtrafen, antwortete „Titus. Gereicht es dir aber nicht zur Schande, „fuhr Apollonius fort, daß du dir die Gewalt zu„eigneſt, die Verbrecher alsbald ihre Strafe leiden „zu laſſen; die Ertheilung der Wohlthaten aber ſo „lange aufſchieben mußt, bis Du dich mit deinem „Vater darüber berathſchlagt haſt? Dieſer Vorwurf „gefiel dem Titus. Ich gewähre den Einwohnern „ihre Bitte, ſagte er: mein Vater wird es mir nicht „übel nehmen, daß ich mich von der Wahrheit und „von dir habe überwinden laſſen.„ — Aber wie oft hat man wohl Erlaubniß, den Mächtigen einen Vorwurf dieſer Art zu machen, zu welchem die Gelegenheiten ſo häuffig ſeyn würden?

Titus kam endlich in Italien an: er eilte ſo ſehr, daß er ſich ſogar eines Laſtſchiffes bediente, ohne Geräthſchaft und Begleitung zu Rom anlangte. So überraſchte er ſeinen Vater, und, um ihm gleichſam zu zeigen, wie falſch die von ihm ausgeſtreueten Gerüchte wären, waren dieſes ſeine erſten Worte: Hier bin ich, mein Vater, hier bin ich. Bald darauf hielt er mit demſelben ein gemeinſchaftliches Siegsgepränge oder einen Triumph wegen der Eroberung von Jeruſalem, und des bis auf wenige Feſtungen geendigten Jüdiſchen Krieges. Die glänzende Pracht deſſelben wurde durch den goldenen Tiſch und Leuchter, und durch andere koſtbare Gefäße aus dem Tempel zu Jeruſalem, ungemein vermehret: man trug ſelbſt das Jüdiſche Geſezbuch, das iſt, eine ſehr ſchöne und koſtbare Abſchrift der fünf Bücher Moſis dabey zur Schau, welche nachmals auf Befehl des Veſpaſian in dem Kayſerlichen Palaſte, ſo wie die

Gefäße

Gefäße des Tempels in dem Tempel des Friedens, den er bald darauf erbauete, aufbewahret wurden. Von den feindlichen Anführern wurde Simon im Gefängniſſe umgebracht: Johannes aber zu einer immerwährenden Gefangenſchaft verurtheilt. Titus war der erſte Römer, der zugleich mit ſeinem Vater triumphirte, und dieſer hatte den doppelten Triumph ausgeſchlagen, den ihnen der Senat angeboten hatte: ſo würdig waren ſie einander durch Beſcheidenheit und Tapferkeit. *)

Von dieſer Zeit an theilte Titus die Regierungsgeſchäfte vollkommen mit ſeinem Vater. Bald nachdem dieſer zum Kayſer war erklärt worden, hatte der Senat den Titus zum Cäſar oder Erben des Reichs ernannt. Jezt begleitete er zugleich mit demſelben die Aemter eines Cenſor oder öffentlichen Sittenrichters, und eines Tribunus; unter welchem Nahmen die Kayſer alle vorzügliche Rechte des ehemals freyen Römiſchen Volckes an ſich gezogen hatten. Er würde auch gleich Anfangs Conſul mit dem Veſpaſianus, und hat dieſe höchſte Würde, welche der Kayſerlichen ſelbſt ein Anſehen zu geben ſchien, in der Folge noch ſechsmal mit ihm geführet. Daß der Sohn eines Kayſers alles was groß und von einer ausnehmenden Gewalt im Staate war, mit ihm gemeinſchaftlich erlangt hat, dieſes iſt etwas ſehr gewöhnliches. Aber Titus war im eigentlichſten Verſtande der Reichsgehülfe ſeines Vaters, indem er

*) Man ſieht noch zu Rom den größten Theil von dem Triumphbogen übrig, welcher dem Titus von dem Römiſchen Senate und Volcke zugeſprochen; aber erſt nach ſeinem Tode aufgerichtet worden iſt: und man hat nicht vergeſſen, die herrliche Beute, welche er in dem Jüdiſchen Tempel gemacht hatte, auf demſelben abzubilden.

Digitized by Google

ihn der meiſten beſchwerlichern Beſchäftigungen überhob. Er gab im Nahmen deſſelben Briefe in die Feder, ſezte die Verordnungen an das Volck auf, und hielt Statt ſeiner Reden im Senate. Er übernahm ſogar die Stelle eines Oberſten über die Kayſerliche Leibwache, welche ordentlich nur für Römiſche Ritter gehörte: vielleicht, um ihr nicht nur einen neuen Glanz zu geben; ſondern auch um deſto kräftiger für die Sicherheit ſeines Vaters ſorgen zu können.

Er nahm ſich auch die Freyheit, gewiſſe Anſtalten deſſelben zu tadeln. Eine unmäßige Geldbegierde war beynahe der einzige Fehler des Veſpaſianus: wiewohl es die Geſchichtſchreiber noch unentſchieden laſſen, ob Geiz, oder die damals außerordentlich großen Bedürfniſſe des Staats dieſelbe ſichtbar gemacht haben. Genug, ſie verleitete ihn zu ſehr unanſtändigen Mitteln; er ließ ſich ſogar eine Abgabe vom Urin bezahlen, deſſen ſich die Walckmüller häufig bedienten. Titus that ihm deswegen Vorſtellungen. Allein ſein Vater hielt ihm das erſte Geld, das ihm die Pächter dieſer Auflage bezahlten, vor die Naſe, und fragte ihn, ob es darum übel röche, weil es von einer ſo unreinen Sache gehoben würde? Er antwortete zwar, wie es derſelbe erwartete; aber dieſes war zum Beyfall noch nicht hinreichend.

Nach einem ſehr geprieſenen Betragen vieler Jahre, fieng Titus auf einmal an, die gute Meinung der Römer zu verlieren. Man urtheilte, daß er die erhaltene Macht, ſonderlich die Befehlshaberſtelle über die Leibwache zu Gewaltthätigkeiten und einer Härte, die der Grauſamkeit nahe kam, mißbrauche. Sobald ihm jemand als ein unruhiger Mann, der

den

den Staat zerrütten könnte, einen gegründeten Verdacht erregte, ließ er durch beſtellte Leute in den Schauplätzen, oder im Lager der Leibwache, öffentlich, als wäre dieſes das allgemeine Verlangen, begehren, daß er zur Strafe gezogen werden möchte: und ſogleich ließ er ihn ohne einige Unterſuchung hinrichten.

Das iſt alſo eben derſelbe Titus, welcher kurz vorher ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ſeinen ärgſten Feinden das Leben zu retten? Ich behaupte, daß man hier noch keinen Widerſpruch in ſeinem Charakter antreffe. Man iſt gegen die öffentlichen Feinde des Staats im Kriege mehr geſichert, als gegen die geheimen Aufwiegler zur Zeit des Friedens. Jene können nach und nach mit Gewalt bezwungen werden; man kann ihnen mit gehöriger Behutſamkeit, Vorſchläge zu einem Vergleiche thun, um das Blut von vielen Tauſenden zu erſparen. Aber dieſe müſſen mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit unterdrückt werden, weil ihre Anſchläge und Bemühungen eine Art von anſteckender Seuche ſind, die in der Stille bald unheilbar wird: zumal in einem Staate, wie damals der Römiſche war. In dieſem Falle befand ſich Titus, wenn er Rom durch unvermuthete Vollziehung von Lebensſtrafen ſchreckte: das einzige Beyſpiel, welches uns davon aufbehalten worden iſt, beweiſet ſolches deutlich. Er ließ den Aulus Cäcina, welcher Conſul geweſen war, zu Gaſte bitten, und, da er kaum den Speiſeſaal verlaſſen hatte, umbringen. Allein die Gefahr war dringend: denn man fand bey ihm einen eigenhändigen Aufſaz von einer aufrühriſchen Rede, welche er an die Soldaten halten wollte. Der einzige Umſtand wird mißfallen, daß er den Cäcina noch vorher mit einer verſtellten Vertraulichkeit bewirthet hat; es iſt aber glaublich,

daß er ihn, ohne dieſes Mittel, zu ſpät, unter vielem Widerſtande, und vielleicht unter gefährlichen Bewegungen, aus dem Wege würde haben räumen können. Es iſt wahr, Victor giebt von dieſer Handlung einen andern Bewegungsgrund an: Cäcina ſoll die Berenice geſchändet haben, welche Titus ſogar ſeine Gemahlinn nannte. Aber niemand wird dieſen Schriftſteller vor glaubwürdiger halten, als den wahrhaften Suetonius, den er ſonſt, wie den Eutropius, abzuſchreiben gewohnt iſt.

Unterdeſſen wurde doch Titus durch dieſe Handlungen einer willkührlichen Strenge ungemein verhaßt: und nicht leicht hat ein Fürſt unter ſo herrſchenden ſchlimmen Vorurtheilen gegen ſich, und unter einem ſo allgemeinen Widerwillen, die Regierung angetreten. Man konnte auch noch mehr, und mit größerm Rechte, an ihm tadeln. Er ſtellte mit ſeinen verſchwenderiſchen Bekannten Schwelgereyen an, welche tief in die Nacht hinein währten. In ſeiner Geſellſchaft ſahe man eine Menge Verſchnittene und unzüchtige Perſonen. Gegen die Königinn Berenice, die Schweſter des lezten Königs von Judäa, Agrippa, hatte er eine ſo heftige Liebe gefaßt, daß er ihr ſogar verſprochen haben ſoll, ſich mit ihr zu vermählen. Er kam außerdem noch in den Verdacht, raubſüchtig zu ſeyn: denn er trieb, wenn ſein Vater Gericht hielt, mit den Partheyen einen Handel, und verkaufte die günſtigen Urtheile. Daher ſtand er in einem ſo übeln Rufe, daß man öffentlich voraus ſagte, er werde ein anderer Nero werden. Dieſe ausgeartete Sitten des Titus können nicht geleugnet werden; man kann ſie aber ſchwer begreifen: ſeine vorhergehende und ſeine bald folgende Lebensart ſcheinet den Nachrichten von dieſem ſchimpflichen Zwiſchenraum

raum vieles von ihrer Wahrſcheinlichkeit zu nehmen. Jedoch, wenn man von derſelben dasjenige abrechnet, was ſeine ſo hart ſcheinende Hinrichtungen Böſes von ihm vermuthen ließen; was er der Geldbegierde ſeines Vaters zu Gefallen gethan haben mag; inſonderheit aber dasjenige, was die Vergrößerung und boshafte Auslegung zu ſeiner wahren Aufführung hinzugeſezt haben kann: ſo befremden ſie uns weit weniger. Die menſchliche Schwachheit iſt ſo leicht umzuſtoßen, daß es, allem Anſehen nach, nicht viele Mühe gekoſtet hat, einen jungen Feldherrn, der von den Ungemächlichkeiten des Kriegs in eine an Wollüſten und Ergözlichkeiten überfließende Stadt kam, in dieſelben auf einige Zeit beynahe zu verſencken.

Aber eben dieſes öffentliche Mißfallen, mit welchem man ſein Leben betrachtete, ſo lange noch ſein Vater regierte, ſchlug zum größten und ſeltenſten Lobe für ihn aus, nachdem er den Thron beſtiegen hatte. Denn an Statt der herrſchenden Laſter, die man an ihm zu ſehen erwartete, zeigte er alle erhabene Tugenden, die man oft ſich freuet nur einzeln an einem Fürſten zu finden. Veſpaſianus ſtarb nach einer Regierung von faſt zehn Jahren, im 79ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung. Titus wurde Kayſer: und ſogleich hörten alle Beſchwerden, die man gegen den Cäſar gehabt hatte, auf. Seine Mahlzeiten waren nun nicht mehr unmäßig, wohl aber vergnügend. Er wählte ſich ſolche Freunde, deren ſich auch die Kayſer, welche auf ihn folgten, als nüzlicher Rathgeber für ſich und den Staat mit Zufriedenheit bedienten. Die berühmte Königinn Berenice, dieſe Prinzeßinn, welche er ſo ſehr liebte, und von welcher er wiederum geliebt wurde, ließ er gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, nicht ohne

bey-

beyderſeitigem Widerſtreben, von Rom abreiſen, weil er vermuthlich merckte, wie unangenehm dieſe Verbindung, die er mit einem ausländiſchen Frauenzimmer zu ſchließen im Begriff war, den Römern ſey. Und ſein ehemaliges Gefolge von weichlichen und üppigen Perſonen, entfernte er ſo ernſtlich von ſich, daß er einige der geſchickteſten Tänzer, welche auf dem Schauplatze vor allen andern hervorragten, weder ausnehmend mehr begünſtigte, noch ihnen jemals bey den öffentlichen Spielen zuſehen wollte.

So war Titus einer von den wenigen Fürſten, welche erſt alsdenn, nachdem ſie die höchſte Gewalt erlangt hatten, allgemeinen Beyfall und Ruhm erworben haben. Davon kann die Geſchichte Beyſpiele genug aufweiſen, daß die Erben eines Reichs nach einer blühenden Hoffnung, welche ſie blicken lieſſen, auf dem Throne ſelbſt ſich verſchlimmert haben. Sobald ſie es fühlten, daß ihnen alles erlaubt ſey, vergaßen ſie es, daß Tugend und Geſeze auch für ſie vorhanden wären: und ſo viele andere Reizungen des Laſters, die ihnen entgegen kamen, wurden an dem Platze, den ſie eingenommen hatten, zu ſtarck, als daß ſie ihnen hätten widerſtehen können. Aber daß ein Prinz, der des Thrones verſichert war, und der ſich in dieſer Gewißheit bereits ohne Scheu einigen Ausſchweifungen überlaſſen hatte; daß derſelbe als Regent beſſer und tugendhafter wird, gleich in den erſten Tagen ſeiner neuen Würde alle übeln Vorbedeutungen, zu denen er Anlaß gegeben hat, zu Schanden macht, eine ſolche Veränderung iſt, wenn man ſie frey von aller Verſtellung erklären darf, ſelten und bewundernswürdig. Wir wollen alſo dem neuen Kayſer ſcharf in das Geſichte ſehen, um zu erfahren, wie

wie er zu dieſer plözlichen Veredlung ſeiner ſittlichen Geſtalt gelanget ſey.

Ein ſcharfſinniger und glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, Dio Caſſius, leitet ſie überhaupt davon her, weil diejenigen, welche bloß einen Antheil an der Regierung haben, ſich nicht ſo behutſam aufzuführen pflegten, als die uneingeſchränckten Beſizer einer Crone. „Jene, ſagt er, fragen nichts darnach, ob „man eine rühmliche Meinung von der Regierung habe; „ſie mißbrauchen die ihnen von derſelben verliehene Ge„walt, und thun vieles, wodurch ſie verhaßt und „verächtlich wird. Aber dieſe, welche wiſſen, daß al„les auf ſie allein ankomme, geben ſich deſto mehr „Mühe, in einem guten Rufe zu ſtehen. Titus ſelbſt „erklärte ſich einmal auf dieſe Art gegen einen Mann, „dem er ehemals eine ausnehmende Gewogenheit be„zeigt hatte, mit den Worten: Es iſt keineswegs „einerley, der Hülfe eines andern bedürfen, und „ſelbſt richten; ſo wenig es einerley iſt, von einem „andern begehren, und ſelbſt geben.„

Ich nehme dieſen Bewegungsgrund beym Titus als richtig an; ohne ihn doch vor den einzigen zu halten. Allerdings ſcheinet der Gedancke, daß er jezt allein über das Römiſche Reich zu herrſchen angefangen habe; daß ihm künftig faſt alles Gute und Böſe, was den Staat betreffen würde, werde zugeſchrieben werden; daß er es nun in ſeiner Gewalt habe, entweder ein vortreffliches oder ein verführeriſches und ärgerliches Beyſpiel, beydes gleich mächtig, für Millionen Menſchen zu geben: dieſer Gedancke, der in dem Geiſte eines Fürſten ſo wichtig iſt und ſo fruchtbar wird, ſcheinet den Titus ganz eingenom-

Digitized by Google

genommen zu haben. Aber dennoch würde er von dieſer Zeit an nur ſeine Laſter oder Fehler geſchickt verborgen haben, nicht würcklich tugendhaft geworden ſeyn, wenn ihm nicht ſein rechtſchaffenes Herz, das ihn ſo viele Jahre ſichtbarlich geleitet hatte, zu Hülfe gekommen wäre. Nur in dieſer Verfaſſung nüzte ihm die Vorſtellung in der That, daß nunmehro die Augen der Römer auf ihn allein gerichtet wären. So kam er aus einer Art von Schlummer zurück, in welche er, die vorhergehenden Jahre hindurch, mag verfallen ſeyn. Und ich habe noch davon nichts geſagt, daß das Bild ſeines erſt verſtorbenen Vaters bey ihm vermuthlich einen kräftigen Eindruck hinterlaſſen hat. Veſpaſianus war gütig, großmüthig, zum gemeinen Wohl freygebig und eiferig, ungekünſtelt und mäßig in ſeinen Sitten, ein ſehr verſöhnlicher Feind, ein weiſer, tapferer und ſtandhafter Fürſt, der weit mehr für ſeine Unterthanen als für ſich lebte. Solche Tugenden, die noch jedermann danckbar verehrte, hätten auch das verdorbene Gemüth eines Sohnes, der ihm nachfolgte, rühren können; wie vielmehr einen Sohn wie Titus, der ſo frühzeitig ſeines Vaters würdig, und niemals völlig laſterhaft geworden war. Alles dieſes zuſammengenommen, kommt mir ſeine geſchwinde Beſſerung nicht verdächtig vor. Niemals haben ihn auch ſeine Zeitgenoſſen der Verſtellung beſchuldigt; man meldet uns keine Handlung von ihm, aus welcher dieſelbe hervorgeblickt hätte: dieſe liſtige Freundinn der Dunckelheit, die es doch nicht verhüten kann, zuweilen durch dieſelbe durchzuſcheinen; und er ſezte in der That als Kayſer dasjenige ruhmwürdige Leben fort, welches er als Feldherr geführt hatte: es war nur unterbrochen, und auf einigen Seiten geſtört worden.

Dieſe

Dieſe Unterſuchung war ich durchaus dem Andencken des Titus und meinen Leſern noch vorher ſchuldig, ehe ich es mit Zuverläßigkeit erzählen konnte, daß ſeine Regierung, die man zum voraus verabſcheuete, die liebenswürdigſte geworden ſey, die man noch zu Rom gekannt hatte. Eine unbeſchreibliche Menſchenliebe und Leutſeeligkeit, das würckſamſte Wohlwollen gegen jedermann, hörten nicht auf ſich in demſelben zu zeigen: er war aber nicht bloß ein gutwilliger Herr, von einer ſanften und beugſamen Gemüthsart, die ſich leicht durch Rathen oder Bitten auf jede Seite, zuweilen auch auf die ſchlimmere, lencken läßt, und die nur zu oft in eine gefällige Nachſicht oder Sorgloſigkeit ausſchlägt; ſeine Güte ſtützte ſich auf Klugheit und Wachſamkeit, und er hat ſelbſt regieret. Tiberius, ein Fürſt voll Mißtrauens, geübt in geheimen Künſten das menſchliche Geſchlecht zu quälen, hatte zuerſt die Verfügung getroffen, daß die Gnadenbezeigungen der Kayſer unter ihren Nachfolgern nicht anders gültig bleiben ſollten, als wenn ſie von denſelben aufs neue wären erbeten, und von ihnen einzeln ertheilt worden. Aber Titus beſtätigte, da er kaum auf den Thron gekommen war, alle Schenckungen ſeiner Vorgänger durch einen einzigen Befehl. Ihm war es unerträglich, ſo viele, zum Theil ſehr verdiente Perſonen in Unruhe über den Beſiz gewiſſer Vortheile nur eine kurze Zeit zu laſſen, und ſie zu nöthigen, um dasjenige von neuem zu flehen, was ſie vielleicht nicht ohne große Mühe und langes Anſuchen erlangt hatten. Die folgenden Kayſer haben dieſes Beyſpiel größtentheils nachgeahmet.

Eine gleiche Begierde, ſich die Menſchen geſchwind und ohne die geringſte Einſchränckung verbindlich

bindlich zu machen, zeigte Titus beſtändig. Er hatte bald Anfangs den Vorſaz gefaßt, niemanden, der ihn um etwas bitten würde, ohne alle Hoffnung von ſich zu laſſen: und er beobachtete dieſes auf das allergenaueſte. Seine Hofbedienten erinnerten ihn zuweilen, daß er mehr verſpräche, als er leiſten könne; er gab ihnen aber zur Antwort: Von dem Geſpräche mit einem Fürſten darf niemand traurig weggehen. Man könnte hierbey den ſtillen Einwurf machen, daß es angenehmer und für die Ruhe des Gemüths zuträglicher ſey, eine abſchlägliche Antwort, als leere oder doch ungewiſſe Vertröſtungen zu erhalten: und mit dieſer Geſinnung betrachte ich ſelbſt dasjenige, was man Verſprechungen in der Hofſprache zu nennen pflegt. Aber Titus machte nicht darum Hoffnungen, auch wo er ſie nicht erfüllen konnte, weil er ſich der Bittenden zu entledigen wünſchte; ſondern weil es ihn zu ſehr ſchmerzte, ſie gänzlich abzuweiſen, und weil er dennoch glaubte, ihre Bedürfniſſe oder Beſchwerden auf eine andere Art heben zu können.

Er zählte die Tage ſeiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilet hatte. Daher ſagte er einſt bey ſeiner Abendmahlzeit, als er ſich erinnerte, daß er an dem verfloßenen Tage keinem Menſchen etwas Gutes erwieſen habe, in einem Anfall von Traurigkeit: Meine Freunde, ich habe dieſen Tag verloren! — Die ſchönſten Worte, welche man jemals von einem Regenten gehört hat! Recht königliche und fürſtliche Worte, weil ein Fürſt gleichſam aufhöret es zu ſeyn, ſobald er keine Gelegenheit oder wenigſtens keine merckliche Neigung mehr zum Wohlthun hat. Wenn aber Titus ſich über eine Unthätigkeit betrübt hat, die ihm nicht zur

Laſt

laſt gelegt werden konnte: ſo wünſchte ich zu wiſſen, wie heiter ſein Geſicht am Abende eines Tages geweſen ſey, den er durch viele und große Wohlthaten ausgezeichnet hatte; wie ſehr ihn alsdenn ſeine frölliche Zufriedenheit dafür ſelbſt belohnet habe.

Unter einem ſolchen Fürſten mußte das Leben und Eigenthum der Unterthanen völlig geſichert ſeyn. Er hat würcklich während ſeiner Regierung keinen Menſchen hinrichten laſſen; ob er gleich mehrmals gerechte Urſachen hatte, Lebensſtrafen zu befehlen. Er übernahm eben deswegen, wie er geſtand, die Würde eines Hohenprieſters oder oberſten Pontifex, um ſeine Hände niemals mit Blute beflecken zu dürfen: denn es war dieſem Oberhaupte der Römiſchen Prieſter nicht einmal erlaubt, einen todten Körper anzublicken: ſo gewiß glaubten dieſe Heyden, daß der Gottheit an ihren Dienern auch die leichteſte Verunreinigung mißfalle. Umſonſt erwartete man bisweilen, daß Titus die ärgſten Verbrechen durch den Todt rächen werde: der gute Fürſt ſchwor, daß er lieber umkommen, als umbringen wolle.

Kein Römer verlor durch ihn etwas von ſeinen Beſitzungen: er war vielmehr von der Begierde nach fremdem Vermögen ſo weit entfernet, daß er nicht einmal die gewöhnlichen freywilligen Steuern, welche die Kayſer von den Bürgern bekamen, annehmen wollte. Und gleichwohl hat ihn keiner ſeiner Vorgänger, welche oft unermeßliche Reichthümer durch die verwerflichſten Mittel ſammleten, an öffentlicher, prächtiger Freygebigkeit übertroffen. Er vollendete das Amphitheater oder den großen runden Schauplatz, welchen ſein Vater mitten in Rom, zum Gebrauch der Fechterſpiele und Thierkämpfe, angefangen hatte.

Es wurde ganz von Tiburtiniſchen Steinen gebauet; drey bedeckte Gänge erhoben ſich auf demſelben übereinander; um dieſe waren rund herum hohe und offene Bogen geführt, welche ſich auf Pfeiler ſtüzten, neben denen Säulen nach den drey Hauptordnungen ſtanden; von dem höchſten bedeckten Gange an war die Mauer weiter fortgeſezt, mit breiten Oeffnungen ſtatt der Fenſter verſehen, und endigte ſich mit der Crone, welche gleichfals in der Mitte geöffnet, auf viereckigten Säulen ruhte: der Umfang, die Dauerhaftigkeit und die Schönheit des Wercks waren einander vollkommen gleich. Dieſes Gebäude, das von der Familie ſeiner Stifter das Flaviſche Amphitheater, von einer in der Nähe ſtehenden ungeheuren Bildſäule oder Coloß, das Coloſſeiſche genannt wurde, und jezt in der Italiäniſchen Mundart il Coliſeo heißt, verdienet noch immer, auch in ſeinen Trümmern, bewundert zu werden: ſie ſind von neuem erſt vor wenigen Jahren von einem Nürnbergiſchen Künſtler Kilian ſauber in Kupfer geſtochen worden. Außerdem errichtete Titus zu gleicher Zeit mit ungemeiner Geſchwindigkeit die berühmten Thermas oder öffentlichen Bäder, von welchen man nur wenige Ueberbleibſel in dem heutigen Rom ſieht. Er legte mit großer Mühe eine feſte Landſtraße von Rom nach Ariminum an, ſtellte verfallene Waſſerleitungen her, und unternahm andere Wercke zum gemeinen Beſten.

Nachdem er das Amphitheater und die Bäder zu Stande gebracht hatte, weihete er beyde durch die koſtbarſten Feyerlichkeiten ein. Es trat eine Menge Fechter auf; fünftauſend wilde Thiere wurden gehezt, und von Leuten umgebracht, die mit ihnen kämpfen mußten; und viertauſend Stücke Vieh wurden dem Volck Preis gegeben. Man ſahe ſogar

vier

vier Elephanten mit einander fechten, und Kraniche, welche ein ſehr gelehrter Ausleger des Suetonius zwar ſinnreich, aber wider den Zuſammenhang beym Dio, in gefangene Germanier verwandelt wiſſen will. Plözlich ließ Titus das Amphitheater mit Waſſer anfüllen, und auf demſelben ein Schiffſtechen oder Seetreffen halten. Eben dieſes wurde an einem andern Orte, den Auguſtus dazu hatte ausgraben laſſen, mehrmals wiederholt, und immer durch eine hurtige Veränderung des Bodens, mit Gefechten auf dem Lande abgewechſelt. Dieſe und andere Spiele währten hundert Tage fort. Aber Titus wollte durch dieſelben das Volck nicht allein beluſtigen, ſondern auch bereichern: daher warf er viele hölzerne Kügelchen von der höhern Gegend in das Amphitheater herab, auf welchen der Nahme einer Eßwaare, eines Kleides, eines goldenen oder ſilbernen Gefäßes, auch von Pferden, allerley Vieh und Sclaven, angeſchrieben war. Wer ein ſolches Kügelchen ergriffen, und denen, welche Titus zu Austheilern ſeiner Geſchencke beſtellt hatte, vorzeigen konnte, derſelbe erhielt von ihnen, was ſie auf demſelben geſchrieben fanden.

Titus ſuchte überhaupt dem Römiſchen Volcke auf jede Art gefällig zu werden: er erklärte ſich, da er ein Fechterſpiel ankündigte, zum voraus, es ſollte nicht nach ſeinem, ſondern nach dem Geſchmack der Zuſchauer, eingerichtet werden: und dieſes mußte in der That geſchehen. Er bewilligte ihnen alles, was ſie dabey verlangten; ja er munterte ſie ſelbſt auf, etwas zu begehren. Da es unter dem Volcke Partheyen gab, indem ſich ein Theil dieſer Art von Fechtern annahm, der andere aber einer andern Art günſtiger war: ſo ſchlug ſich Titus ebenfals zu einer ge-

wiſſen Parthey, und warf ſcherzhafte Spöttereyen auf die Fechter, welche ihre Gewogenheit nicht hatten; doch alles mit dem Anſtande, der ſeiner Würde gebührte, und ohne die Billigkeit zu übertreten. Er geſtattete ſogar zuweilen, wenn er ſich in ſeinen Bädern befand, dem Volcke einen freyen Zutritt. Kurz, er glaubte, daß er in jener bey den Römern an ihren Großen ſo hoch geſchäzten Tugend, in der herablaſſenden Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen das Volck, (popularitas) nicht zu weit gehen könne; einer Eigenſchaft, nach welcher die Fürſten mehr ſtreben würden, wenn ſie wüßten, wie ſehr ſie wegen derſelben geliebt werden.

Titus ahmte ſeinem Vater in vielen Stücken nach; aber an Gütigkeit, Sanftmuth und Gnade, an Freygebigkeit, an Liebe zur Gelehrſamkeit, war er größer als Veſpaſianus. Er machte ſich auch noch mehr als dieſer um die allgemeine Sicherheit verdient. Bisher hatte ſich zu Rom eine ſchändliche Art von Leuten, die Angeber, überaus vervielfältigt; ſie waren von einigen vorhergehenden Kayſern geſucht und gebraucht worden, um diejenigen zu ſtürzen, welche ihnen mißfielen, oder deren Güter ſie ſich bemächtigen wollten; und durch ſie waren viele Unſchuldige um ihre Ehre oder ihr Leben gekommen. Gegen dieſe Böſewichter allein übte Titus eine gerechte Strenge aus. Er ließ ſie auf dem Marckte geißeln und prügeln, und in dem Amphitheater zur öffentlichen Beſchimpfung herumführen; zum Theil verkaufte er ſie als Sclaven, oder verwies ſie in die allerunfruchtbarſten Inſeln. Und damit er ihrem Anwachſe auch aufs künftige vorbeugen möchte, verbot er, daß man gegen niemanden aus mehr als aus Einem Geſeze eine Klage anſtellen ſollte, wie dieſe ausgemachte Ankläger ſonſt gethan hatten, um immer

mer friſche Mittel zum Untergange anderer in den Händen zu behalten: er verordnete aus eben dieſer Abſicht, daß über einen Verſtorbenen nur innerhalb gewiſſer Jahre gerichtliche Unterſuchungen vorgenommen werden ſollten.

Aber in allem, was ihn ſelbſt betraf, war Titus deſto gelinder und zur Nachſicht geneigter. Er gab niemals zu, daß aus dem Geſeze der beleidigten Majeſtät gegen jemanden Klagen geführt wurden. „Denn „niemand, ſagte er auf eine unverbeſſerliche Art, „kann mich beleidigen oder beſchimpfen, weil ich „nichts thue, das Tadel verdiente. An dasjenige „aber, was man fälſchlich von mir ausſtreuet, kehre ich „mich ganz und gar nicht. Was hingegen die ver„ſtorbenen Fürſten betrifft, ſo werden ſie ſich ſelbſt, „wenn ſie anders würcklich vergöttert ſind, und et„was vermögen, an denen, welche ihnen Unrecht „thun, rächen.„

Gleichwohl hatte auch ein ſo liebenswürdiger Fürſt gefährliche Feinde mitten in ſeinem Staate. Zween Patricier wurden überführt, daß ſie ſich bemühet hatten, ihm das Reich zu entreißen. Alles, was Titus nach dieſer Entdeckung that, beſtand darinne, daß er ſie beyde ermahnte, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. „Denn, ſezte er hinzu, das Reich iſt eine „Gabe des Verhängniſſes; wenn ſie aber außerdem „etwas verlangten, ſo wollte er es ihnen ertheilen.„ Gleich darauf ſchickte er ſeine Läuffer an die Mutter von einem der Verſchwornen, welche weit von Rom entfernet, und über das Schickſal ihres Sohnes bekümmert war: ſie mußten ihr die Nachricht bringen, daß er nichts zu befürchten habe. Beyde aber zog er noch an eben demſelben Abende zu einer vertrau-

ten Mahlzeit: und am folgenden Tage ließ er ſie bey einem Fechterſpiele mit Fleiß neben ſich ſitzen, gab ihnen auch die Dolche der Fechter, welche ihm gewöhnlicher maßen vorgelegt wurden, zur Beſichtigung in die Hände. Man ſezt hinzu, er habe ihnen, nachdem er ihre Geburtsſtunde erfahren, vorher geſagt, es ſtehe ihnen ein Unglück bevor, aber unter einer andern Regierung: und dieſes ſey auch eingetroffen. Doch dieſes Wunderbare in ſeinen Reden brauchen wir weniger, und wollen uns auch kürzer bey demſelben aufhalten, als bey dem Bewundernswürdigen in dieſer ſeiner ganzen Aufführung. Das edle Vertrauen auf ſein verdienſtvolles Leben, welches ihm die Verſicherung gab, daß er unmöglich eines Menſchen Haß auf ſich laden könne, und die großmüthige Ueberwindung, mit welcher er den Verräthern begegnete, iſt noch höher zu ſchäzen, als alle ſeine übrige Güte und Freygebigkeit.

Aber durch keine Wohlthat, Bitte und wiederholte Verzeihung war der unverſöhnlichſte von den Feinden des Titus zu gewinnen: ſein jüngerer Bruder Domitianus. Dieſer hatte nach dem Tode ihres Vaters, bey deſſen Leben er ſchon ſeinem Bruder ſo viel zu danken hatte, (welcher ihm auch das einzige ordentliche Conſulat überlaſſen hatte, das ihn Veſpaſianus führen ließ,) er hatte ſich damals lange bedacht, ob er nicht den Soldaten das Geſchenck, welches ihnen die neuen Kayſer zu reichen pflegten, doppelt geben ſollte, damit er durch ihre Hülfe den Thron beſteigen könnte. Er wagte dieſes zwar nicht; allein er gab ſeitdem beſtändig und öffentlich vor, er ſey in dem Teſtamente ſeines Vaters zum Herrn des Reichs ernannt worden, man habe aber daſſelbe verfälſcht. Er ließ ſich daher heimlich und offenbar in

aller-

allerhand boshafte Anſchläge wider ſeinen Bruder ein; ſuchte ungeſcheut die Legionen auf ſeine Seite zu ziehen, und bemühte ſich auch, von Rom zu entfliehen, um in den Provinzen Unruhen zu ſtiften. Titus konnte durch alle dieſe Feindſeeligkeiten nicht bewogen werden, ihn zu ſtrafen: er entfernete ihn nicht einmal aus der Hauptſtadt, oder entzog ihm etwas von ſeiner Würde. Vielmehr begegnete er ihm immer als ſeinem Mitgenoſſen am Reiche und künftigem Nachfolger; und zuweilen bat er ihn insgeheim mit Thränen, er möchte doch endlich ebenfals brüderliche Geſinnungen gegen ihn annehmen. Aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt angewandt: dieſe ſo große Unähnlichkeit von zween Brüdern iſt auch nicht ſchwer zu erklären. Der frühzeitig zum Laſter verführte und mit Recht verachtete mußte den durch ſeine Tugend groß gewordenen unaufhörlich haſſen.

Das Römiſche Reich blieb ohngeachtet dieſer Bewegungen des Domitianus, unter der Regierung des Titus in einer ununterbrochenen Ruhe, den entfernten Krieg ausgenommen, welchen Agricola in Britannien oder dem heutigen Großbritannien, führte. Dieſer große Feldherr eroberte in dieſem Lande faſt alles, was ſich bisher noch in Freyheit erhalten hatte, war der erſte Römer, der es als eine Inſel kennen lernte, und ſezte ſeine glückliche Streifereyen bis mitten in Schottland, welches damals Caledonien hieß, fort. Wegen ſeiner Kriegsverrichtungen nahm Titus zum funfzehntenmal den Nahmen Imperator (ein ſiegreicher Feldherr) an. Er ertheilte ihm auch die verdiente Ehre eines Triumphs: wenn wir anders hierinnen der Erzählung des Dio folgen dürfen, welche mit den glaubwürdigern Nachrichten des Tacitus zu ſtreiten ſcheinet. Darinne

aber kommen beyde überein, daß Agricola, der unter dem Titus ein geehrtes Leben würde geführt haben, vom Domitianus mit Haß und Verachtung niedergedrückt worden ſey.

Da das Reich unter einer erwünſchten Regierung blühte, erhuben ſich bald nach dem Anfange derſelben, im Jahr 79. einige ſchreckliche Unglücksfälle und Landplagen über Rom und das untere Italien. Der Berg Veſuvius warf Flammen, Aſche und Steine in einer faſt unglaublichen Menge aus, und machte Campanien weit herum zu einer Wüſte. Mit dieſem Ausbruch war ein gleich fürchterliches Erdbeben verbunden: die brennende Aſche wurde in weit entlegene Länder getragen, verdunckelte die Luft, und verwandelte zu Rom plözlich den Tag in Nacht, zu großer Beſtürzung der Einwohner. Damals giengen nebſt andern Städten in Campanien, auch Pompeji, wo das Volck eben den Schauſpielen zuſah, und Herculanum unter: die prächtigen Trümmer von beyden, ſonderlich der leztern, welche man ſeit einigen zwanzig Jahren ausgräbt, haben die Aufmerckſamkeit aller Liebhaber der Kunſt und des Alterthums rege gemacht. Andere Städte wurden zugleich beſchädigt; unzählliche Menſchen kamen ums Leben, und unter dieſen auch der größte Gelehrte und Naturkündiger ſeiner Zeit, der ältere Plinius. Auf die Nachricht von dieſem Elende, eilte Titus den Verluſt Campaniens zu erſezen. Er ſchickte zween angeſehene Herren, welche Conſuls geweſen waren, mit großen Geldſummen dahin, um der Provinz wieder aufzuhelfen. Das Vermögen derer, welche bey dieſem Unfall den Todt gefunden, und keine Erben hinterlaſſen hatten, wandte er zur Wiederherſtellung der unglücklichen Städte an, da es ſonſt in die Schatzkammer des Fürſten zu kommen pflegte. Er reiſte bald auch ſelbſt dahin, und leiſtete jede Art von Hülfe.

Er

Er war noch daſelbſt, als zu Rom durch den Ausbruch von unterirdiſchen Flammen, eine Feuersbrunſt entſtand, welche drey Tage und Nächte fortdauerte, viele Tempel und andere öffentliche Gebäude, und darunter auch den Bücherſaal des Auguſtus, mit einem großen Theil der Stadt, in die Aſche legte. Auf dieſelbe folgte eine mehr als jemals wütende Peſt, die man von der neulichen Verunreinigung der Luft durch den Veſuvius herleitete. Titus kam ſogleich zurück: er bezeigte ſich in dieſer allgemeinen Noth als einen mitleidigen und geſchäftigen Fürſten, noch mehr aber als Vater ſeines Volcks. Er tröſtete es durch öffentliche Anſchläge, und ſtand ihm mit allen ſeinen Kräften bey. In Anſehung des Brandes inſonderheit erklärte er ſich, daß nur er dabey als Kayſer etwas verloren habe: daher würde er allen Schaden auf eigene Koſten erſezen. Um dieſes Verſprechen erfüllen zu können, beſtimmte er dazu ſelbſt das prächtige Geräthe ſeiner Luſthäuſer, und verordnete viele Römiſche Ritter, welche die öffentlichen Wercke betreiben ſollten. Reiche Perſonen, ganze Städte, ſogar auswärtige Könige, wollten ihm Beyträge hierzu übergeben; aber er weigerte ſich, das geringſte anzunehmen.

Vielleicht ſind diejenigen, welche ſo große und gehäuffte Unglücksfälle in einem Lande allemal unſtreitig vor außerordentliche Strafen Gottes über daſſelbe anſehen, hier in einiger Verlegenheit, wenn ſie bedencken, daß es Titus, einer der beſten Fürſten, geweſen ſey, der ſie zugleich gefühlt hat. Ich entſcheide niemals in ſo dunckeln Fragen; aber ſollte man nicht vermuthen dürfen, daß ſie eben unter ihm über Rom geſandt worden ſind, weil kein anderer Kayſer durch den leutſeeligſten und nachdrücklichſten Antheil an denſelben, ſie ſeinen Unterthanen ſo er-

träglich würde gemacht haben. Sollte nicht Titus, der dadurch ſo viele Gelegenheit bekam Gutes zu thun, zugleich zu der Einſicht geführt worden ſeyn, daß, indem er unermüdet baue, eine höhere Macht in Tagen und Stunden ſein ganzes Werck zerſtören könne.

Das kurze Ziel ſeiner wohlthätigen Regierung nahte ſchon heran. Am Ende der öffentlichen Schauſpiele, welche ich oben beſchrieben habe, vergoß er vor den Augen aller Zuſchauer viele Thränen: es mag nun der Anblick eines ſo großen Volcks wehmüthige Gedancken über die menſchliche Sterblichkeit bey ihm hervorgebracht, oder es mögen ihm ſonſt die Mühſeeligkeiten, die eiteln Ergözungen dieſes Lebens, vielleicht gar die freudige Zufriedenheit ſeiner Unterthanen dieſes Zeichen ausgepreßt haben, deſſen ſich weiche und ſanfte Gemüther niemals, wohl aber harte Seelen geſchämt haben. Er reiſte darauf in das Sabiniſche Land, aber ziemlich betrübt über ſchlimme Vorbedeutungen, — eine verzeihliche Schwachheit bey einem Heyden: das Opferthier war ihm, da er opfern wollte, entflohen, und es hatte bey heiterm Himmel gedonnert. Gleich in der erſten Nacht, die er auf dem Lande zubrachte, überfiel ihn ein heftiges Fieber; er eilte aber doch weiter fort, um auf eben demſelben Landgute, wo ſein Vater geſtorben war, auch ſein Leben zu beſchließen, deſſen bevorſtehendes Ende er merckte.

Als man ihn kranck in einer Sänfte weiter trug, öffnete er die Vorhänge derſelben, und beklagte ſich mit gen Himmel gerichteten Augen darüber, daß er in der Blüte ſeiner Jahre aus der Welt geriſſen werde, da er ſich doch nur einer einzigen Handlung bewußt ſey, die ihn gereuete. Man hat über dieſe Handlung vielerley Muthmaßungen verſucht. Zu

ſeinen

ſeinen Zeiten glaubten einige, er habe die Gemahlinn ſeines Bruders verführt; aber dieſe ſchwor ſelbſt, daß ſolches eine Verleumdung ſey, da ſie übrigens gewohnt war, ſich jeder Schandthat zu rühmen. Andere haben den Charakter des Titus ſo ſehr vergeſſen, daß ſie meinten, er habe es bedauert, daß er ſeinen Bruder, der nicht allein ihm nachſtellte, ſondern auch das Römiſche Reich nach ihm unglücklich machen würde, nicht umgebracht habe. Man hätte weit erträglicher ſagen können: Vielleicht reuete es den Titus, daß er ſeinen Bruder nicht durch erlaubte Mittel von der Regierung entfernet, ſich nicht einen tüchtigern Nachfolger gewählt habe. Und was ſoll man überhaupt von ſeinen Klagen ſagen? Er irrte in der gutherzigſten Meinung: unbekannt mit den weiſen Schlüſſen des Herrn der Welt, ſahe er die Verkürzung eines Lebens, das ſo ſehr dem allgemeinen Beſten gewiedmet war, als eine unbegreifliche Strenge an.

Er ſtarb an dem gewünſchten Orte, auf ſeinem Landgute Cutiliä, am 13. September des Jahrs 81. im ein und vierzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zwey Jahre und faſt drey Monathe regiert hatte. Man beſchuldigte ſeinen unnatürlichen Bruder, daß er ihm Gift beygebracht habe. Ein anderer Schriftſteller erzählt, daß er, da Titus noch Hülfe fähig war, jedermann befohlen habe, ihn als einen Todten zu verlaſſen, und noch ein anderer, daß er ihn in einem Kaſten voll Schnee habe erſticken laſſen. Man ſieht, wie ſehr die öffentliche Sage darinne übereingeſtimmt habe, daß Domitianus der Mörder ſeines Bruders geweſen ſey: und es ſcheint nicht, daß ſie durch den Bericht des Plutarch, welcher den Titus durch den unmäßigen Gebrauch der Bäder umkommen läßt, genugſam beſtritten werde.

Domi-

Domitianus verſezte ihn mit den gewöhnlichen Cerimonien unter die Götter; er beſchimpfte aber ſein Andencken, ſo viel an ihm war, auf mancherley Art, und hauptſächlich ſeine Tochter Julia Sabina durch die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten auch noch bey dem Leben ihres Vaters.

Die Nachricht von ſeinem Tode erregte zu Rom und im ganzen Reiche ein ſo allgemeines öffentliches Trauern, als wenn jede Familie eines ihrer Glieder verloren hätte. Der Senat eilte noch an demſelben Abende, da er es erfuhr, ohne dazu eingeladen zu werden, auf das Rathhaus: hier überließ er ſich, zuerſt bey verſchloſſenen Thüren, ſeinem Schmerze, ſeiner Bewunderung und Sehnſucht gegen den verſtorbenen Kayſer; bald aber ließ er die Thüren öffnen, und hielt ihm vor dem herbeykommenden Volke weit prächtigere Lob- und Danckſagungs-Reden, als er ihm jemals ertheilt hatte: der gewiſſeſte Beweis von Verehrung und Liebe, wenn ſie nach dem Tode des Fürſten noch lauter ſprechen als vor ſeinen Ohren.

In einer ſolchen Geſtalt iſt Titus auf die Nachwelt gekommen: und dieſes Bild braucht weiter keine Zuſäze. Es iſt bis jezt das Vergnügen der Menſchen geweſen; es hat, vom Boileau nur kurz und hiſtoriſch geſchildert, einen dem Titus ganz unähnlichen aber ſehr berühmten Fürſten außerordentlich gerührt; möchte es doch, zum Glück der Welt, alle jezige und alle künftige Fürſten rühren!

* * *

Suetonius, in ſeiner Lebensbeſchreibung des Titus, iſt hier mein vornehmſter Führer geweſen. Es iſt überflüßig ſeine Nachrichten zu rühmen; aber doch habe ich mehr als einmal bedauert, daß er uns nicht weit mehrere einzele Handlungen des Kayſers hinter-

hinterlaſſen hat. Der Mangel einer ſehr umſtändlichen Erzählung iſt mir ſonſt niemals ſo unangenehm gefallen.

Einige Stellen des Tacitus in ſeiner Geſchichte, habe ich ſehr wohl gebrauchen können. Es verdrießt mich, daß ich nicht ſo kurz und gedrungen ſtarck ſchreiben kann, als dieſer vortreffliche Schriftſteller; vielleicht iſt aber dieſes in unſerer Sprache weder möglich, noch nöthig.

In der Geſchichte des Jüdiſchen Kriegs, den Titus geführt hat, ſind die Nachrichten des Joſephus von großer Wichtigkeit. Dieſer Jüdiſche Geſchichtſchreiber kam faſt nicht von ſeiner Seite, ſo lange derſelbe währte; Titus gab ſeiner Glaubwürdigkeit ſelbſt das vortheilhafteſte Zeugniß, und ließ ſein Werck als das einzige, worinne dieſe Geſchichte richtig erzählt wäre, mit ſeiner Unterſchrift bekannt machen. Auf der andern Seite bekam Joſephus von ihm viele Wohlthaten: das Römiſche Bürgerrecht, Landgüter, ein Jahrgeld, das Leben und die Freyheit einiger hundert ſeiner Landsleute, alles, was er von ihm verlangte: er hörte auch ſeine Ankläger niemals an, die ihn öfters verfolgten. Aber daß die Danckbarkeit nicht allein aus dem Joſephus geredet habe, kann bloß die Vergleichung ſeiner Berichte mit den übrigen Schriftſtellern, welche hieher gehören, beweiſen.

Unter dieſen lieſet man den Auszug, welchen Xiphilinus aus den Nachrichten des Dio Caſſius vom Titus gemacht hat, mit Nutzen und Vergnügen. Doch darf man es nicht ohne alle Prüfung thun, welche vermuthlich weniger nöthig wäre, wenn wir nicht die Arbeit des Dio ſelbſt verloren hätten.

Eutropius und Aurelius Victor melden einige beſondere Umſtände vom Titus, denen ich aber wenig

wenig traue, wenn ſie mit der Erzählung der bisher gedachten frühern Geſchichtſchreiber ſtreiten.

Dem Philoſtratus mag man in Anſehung des Wunderbaren, das er vom Apollonius von Tyana in der Lebensbeſchreibung deſſelben erzählet, die Glaubwürdigkeit mit noch ſo vielem Rechte abſprechen; ſo kann man doch die Begebenheiten in dem Leben des Titus, welche er eben daſelbſt berichtet, nicht zugleich verwerfen.

Unter den Neuern, welche das Leben des Titus beſchrieben haben, kann man mit dem einzigen Tillemont zufrieden ſeyn. Er iſt auch hier der genaueſte Sammler, der unter den Franzoſen aufgeſtanden iſt: nur ſelten ſchmückt er die Erzählung ohne genugſamen Grund. Ihn haben die Verfaſſer der Allgemeinen Welthiſtorie größtentheils, oft auch wörtlich, abgeſchrieben.

II.

Leben
des Churfürsten von Sachsen
Friedrichs
des Streitbaren.

Ich bleibe bey dem Vorsaze, den ich in dem ersten Theile dieses Wercks bekannt gemacht habe, großen Deutschen einen ausnehmenden Platz in demselben zu geben. Es würde nicht schwer seyn, eine völlig Deutsche Biographie, mit Ausschließung anderer Nationen, zu schreiben, und sie auf sehr viele Bände zu erweitern: so reich ist unser Vaterland an Männern, die von ihren Nachkommen gekannt und geehrt zu werden verdienen; allein dieses stimmt weder mit meinem Entwurfe überein, noch mit dem Begriff, den ich mir von den vielen Schwierigkeiten und Dunckelheiten unserer Geschichte gemacht habe. Auch da, wo es nicht an Nachrichten fehlt, wird der Geschichtschreiber durch einen gewissen schlüpfrigen Grund abgeschreckt, sich in jede Gegend, die ihm gefällt, besonders in die neuern Jahrhunderte, zu wagen. Ich begnüge mich daher, in jedem Theile wenigstens Eine Bildsäule für meine Nation, vielleicht nur von einer kurzen Dauer, aufzurichten. Meine Wahl wird nicht durch lange Untersuchungen bestimmt: derjenige, welcher mich eben zu der Zeit, da ich die Feder ergreiffen will, eingenommen hat, entweder unter dem Lesen der Geschichte, oder bey zufälligen

Be-

Betrachtungen über dieselbe; dieser Fürst oder Held hat immer das erste Recht an eine Stelle in diesem Wercke.

So hat jezt Friedrich der Streitbare den Weg in dasselbe gefunden. Oft habe ich mich zu Leipzig bey seinem Bilde, welches man auf dem Büchersaale der Universität sieht, aufgehalten; oft habe ich die Stiftung dieser hohen Schule und andere seiner Thaten oder Schicksale überdacht; aber ohne eine Begierde zu fühlen, sein Leben zu beschreiben. Diese Begierde ist vor weniger Zeit an dem neuen Orte meines Aufenthals plözlich gekommen. Täglich sehe ich aus meinem Fenster, unter andern weit herum gestreckten Trümmern, die traurigen Ueberbleibsale von dem ehemals geheiligten Orte, wo die Gebeine der Sächsischen Churfürsten aus dem Hause Anhalt seit so vielen hundert Jahren ruhen: jezt, nach dem Unglücke, das der lezte Krieg über diese Stadt geführet hat, nur unter grünen Hügeln, die der Himmel bedeckt, und jede veränderliche Gewalt der Witterung treffen kann. Zwar das Andencken dieser tapfern und großmüthigen Fürsten lebt noch in der Geschichte, wenn gleich ihre Gräber statt aller Denckmale mit Gras bewachsen sind. Aber gleichwohl ist dieses ein rührender Anblick, von welchem ich meine Gedancken desto lieber auf den neuen Stamm zu wenden pflege, unter welchem den Gegenden, in denen ich schreibe, der Verlust ihrer alten Beherrscher so reichlich ersezt worden ist.

Dieses führt mich zu dem ersten, der aus demselben regieret hat, zu Friedrich dem Streitbaren, welcher überhaupt unter die merckwürdigsten Fürsten seiner Zeit gehöret. Er hat seinem Geschlechte, das

schon

schon einige Jahrhunderte hindurch sehr mächtig und ansehnlich gewesen war, durch die Erwerbung der Sächsischen Churwürde einen neuen Glanz verschafft: und seine Nachkommen besizen dieselbe noch jezt mit einer ungemein vergrößerten Macht, und einem eben so sehr erhöhetem Ruhme. Eine der blühendesten hohen Schulen in Deutschland ist von ihm errichtet worden. Seine Tapferkeit, Klugheit und andere Tugenden haben ihn sehr vortheilhaft vor seinen meisten Zeitgenossen ausgezeichnet. An einigen großen und seltenen Begebenheiten, die sich während seiner Regierung zutrugen, hat er vorzüglich einen nahen Antheil genommen: von dieser Art ist die Absezung eines Kayſers und dreyer Päbste, eine allgemeine Kirchenversammlung, und ein Religionskrieg, der ihn sonderlich berühmt gemacht hat. Der Zustand des Christenthums, der deutschen Staatsverfassung, der Sitten und Geseze zu seiner Zeit, alles dieses ist für uns so sonderbar und fremd, aber auch so lehrreich, daß seine Regierung, bloß von diesen Seiten betrachtet, Aufmerckſamkeit fordern kann.

Friedrich war ein Abkömmling der Grafen von Wettin, welche schon im eilften Jahrhunderte die Marckgrafſchaft Meisen, das heißt, ursprünglich den Auftrag, dieses Gebiet gegen die heydnischen Sorben zu schüzen, von dem Kayſer erlangt, zweyhundert Jahre darauf mit dieser erblich gewordenen und überaus vermehrten Besizung die Landgrafſchaft Thüringen vereinigt hatten, nach und nach aber durch ihren Reichthum, ihre Verbindungen mit den vornehmsten Häusern, und die herzhaften rühmlichen Unternehmungen, welche sie ausführten, zu einem hohen Range unter den deutschen Fürsten gestiegen waren. Sein Vater Friedrich der Strenge,

Landgraf von Thüringen, Marckgraf von Meisen, im Osterlande und zu Landsberg, Graf zu Orlamünde und Herr zu Pleißen, hatte die Tochter Heinrichs des XII. gefürsteten Grafen zu Henneberg, Catharina, geheyrathet. Diese, welcher die Pflege Coburg, nebst andern Städten und Schlößern, zum Heyrathsgute mitgegeben war, brachte ihn am 29. März des Jahres 1369 zu Altenburg auf die Welt.

An Statt daß man uns die Art seiner Erziehung beschrieben hätte, meldet man vielmehr, daß man schon im vierten Jahre seines Alters eine Gemahlinn für ihn bestimmt habe. Der Kayser und König von Böhmen, Carl der IV, ein Freund seines Vaters, bot ihm seine Tochter Anna, für seinen Sohn an. Die Ehe sollte innerhalb acht Jahren vollzogen werden; zur Aussteuer der Prinzeßin wurden zehntausend Schock Groschen Prager Münze ausgesezt; wenn aber diese nicht ein Jahr nach der Vermählung bezahlt wären, so sollte dafür das Haus und die Stadt Brüx, nebst der Stadt Luna eingeräumet werden. Von seiner Seite verband sich der Landgraf nebst seinen Brüdern, ihr eben so viel zur Morgengabe und Leibgedinge zu erstatten, oder dafür einige Städte und Schlösser zu verpfänden. Sollte jedoch diese Heyrath aus des Kaysers oder seiner Tochter Schuld nicht zu Stande kommen, so sollten die gedachten Gelder oder die dafür verschriebenen Städte dem Landgrafen verfallen seyn. Man traf würcklich auf beyden Seiten Anstalten zur Sicherheit dieser Bedingungen, und der darauf geschlossenen Vermählung. Aber nach dem Tode des Kaysers hob sein Sohn und Nachfolger Wenzel, ob er gleich den Vertrag neben seinem Vater eidlich bestätigt hatte, denselben wieder auf; besonders nachdem auch Friedrich der Strenge

ge gestorben war. Er und sein Bruder, der König von Ungarn Sigmund, gaben darauf ihre Schwester dem Könige von England zur Ehe. Diese Untreue verursachte einige Streifereyen und Gewaltthätigkeiten, welche die Böhmen und Meisner gegen einander begiengen. Besonders aber forderte Friedrich und seine Brüder die Bezahlung der wegen unterbliebener Heyrath ihm verfallenen zehntausend Schock, oder aber unterdessen die unterpfändliche Einräumung der Städte Brix und Luna, auch alle aufgelaufene Zinsen, die Vergütung seiner Kosten und seines Schadens. Wenzel sahe sich noch im Jahr 1397 genöthigt, nachdem der Bischof zu Bamberg und Marckgraf Wilhelm der Aeltere zu Meisen hierüber einen Ausspruch gethan hatten, alle diese gerechten Ansprüche zu befriedigen. Es ist beynahe schimpflich, wenn Fürsten zur Versicherung, daß sie einander ihr Versprechen halten werden, sich selbst zu gewissen Strafen im Fall des Gegentheils verstehen; aber es ist noch schimpflicher, wenn sie dieselben auch tragen müssen.

Dergleichen Vorwürfe hat Friedrich stets vermieden. Er gieng sogar bereits in seinem zwölften Jahre eine dem Ansehen nach strenge, aber in der Natur und in dem Herkommen des Meisnischen Hauses gegründete Verbindlichkeit ein, und er hielt sie immer auf das heiligste. Kurz vor seines Vaters Tode, im Jahr 1381 mußte er, nebst seinem Bruder Wilhelm, ihm und einigen Abgeordneten von der Landschaft, an Eydes Statt geloben, daß sie, so lange ihre Mutter leben würde, beständig bey derselben bleiben, ihr ohne Widerspruch unterthänig und gehorsam seyn, und alle ihre Geschäfte nach ihrem Rathe verrichten wollten. Kämen sie dereinst zu ihren

Jahren, (dieses hieß nach dem Sachsen-Rechte so viel als vierzehn Jahre alt werden,) so wollten sie auch niemand anders als sie zu ihrem Vormunde wählen. Dieser leztere Umstand wurde deswegen hinzugesezt, weil die Brüder ihres Vaters noch gemeinschaftlich mit ihm die Länder besaßen, und daher diese Vormundschaft nicht wohl führen konnten.

Man sahe diesem Versprechen gemäß die Landgräfinn Catharina fast bey allen öffentlichen Geschäften, welche Friedrich und ihre beyden andern Söhne, Wilhelm und Georg, zu verrichten hatten, in einem gleichen und gewissermaßen noch vorzüglicherm Ansehen als sie selbst handeln, auch nachdem der erstere die Jahre der Mündigkeit längst erreicht hatte, bis an ihren Todt, der im Jahr 1397 erfolgte. So errichtete sie und ihre Söhne, nebst ihres Gemahls Bruder, dem Landgrafen zu Thüringen Balthasar, mit dem Erzbischof Albrecht zu Magdeburg, und dem Churfürsten von Sachsen Wenzel, welcher in der Urkunde unter dem Nahmen, Herzog zu Sachsen und Lüneburg, des heiligen Römischen Reichs Erzmarschall, dem Erzbischofe nachsteht, im Jahr 1383 ein immerwährendes sehr genaues Bündniß, Kraft dessen alle Theilnehmer an demselben einer des andern Länder und Leute schützen, insonderheit aber einander im Kriege, vierzehn Tage nachdem es begehrt worden, beystehen sollten: und in dasselbe wurden außer dem Pabste, dem Stuhl zu Rom, dem Römischen Reiche, und dem Römischen Könige Wenzel, viele deutsche Fürsten mit eingeschlossen. Da auch der Bischof von Würzburg Gerhard im Jahr 1395 die Meisnischen Länder, besonders das Coburgische, zu bekriegen vorhatte, kündigte er dieses in einem Fehdebrief an, der an die Landgräfinn und ihre Söhne gerichtet war.

Unter-

Unterdeſſen ſcheinen dieſe doch zuweilen ohne Zutritt ihrer Mutter in ſehr wichtigen Angelegenheiten verfahren zu haben; wenn man anders aus der Abweſenheit des Nahmens der Landgräfinn in den Urkunden, wie ich mir kaum getraue, ſchließen darf, daß ihr Rath und ihre Vermittelung damals gar nicht gebraucht worden ſey. Von dieſer Art iſt der Vergleich vom Jahr 1382, durch welchen der Landgraf Friedrich, der das vierzehnte Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, und ſeine beyden Brüder, die ſämmtlichen Meiſniſchen und Thüringiſchen Länder mit ihres Vaters Brüdern, Balthaſar und Wilhelm, theilten. Zween Theile bekamen dieſe beyden; den dritten aber Friedrich mit ſeinen Brüdern. Sie beſaßen ſeitdem einen anſehnlichen Strich Landes, von Leipzig an, welches damals noch ſeinen Wendiſchen Nahmen Lipczk führte, über Pegau, Groitzſch, Weißenfels, Camburg, Dornburg, Jena, Orlamünde, Altenburg, Neuſtadt an der Orla, Auma, Ziegenrück und andere Städte, bis zu dem Cloſter Saalfeld: Gegenden, welche den edelſten Theil des ehemals ſogenannten Oſterlandes ausmachten; da hingegen die Brüder Friedrichs des Strengen das meiſte von Thüringen, dem Vogtlande, den Erzgebürgiſchen Ländern, und der eigentlichen Marckgrafſchaft Meiſen, zu ihrem Antheil erhielten. Nur Freyberg mit den dazu gehörigen Bergwercken, blieb in Gemeinſchaft, außer demjenigen, was jede Parthey auf eigene Koſten bauen möchte, und den Berggerichten. Die Pflege Coburg aber, oder, wie man ſie auch nannte, der Ort in Francken, verblieb Friedrichen und ſeinen Brüdern allein, weil ſie dieſelbe ihrer Mutter zu dancken hatten.

Nach dieſer Theilung regierte Friedrich gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern in einer langen ununterbro-

terbrochenen Einigkeit: der Todt ihrer Mutter stiftete hierbey keine Veränderung. Ob ihm gleich das Recht der Erstgeburt einen gewissen Vorzug gab; so störte dieser doch ihr einmüthiges Betragen nicht. Friedrich und Wilhelm hatten ihren Sitz ordentlich zu Altenburg, Georg aber zu Coburg. Sie blieben selbst mit den Brüdern ihres Vaters in einer freundschaftlichen Verbindung. Wenn Bündnisse mit fremden Fürsten geschlossen, Kriege unternommen, Fürstlichen Gemahlinnen Leibgedinge ausgesezt, Vorrechte bestätigt oder neue ausgetheilet, Grafen oder andere belehnet, mit den Stiftern, Klöstern und übrigen Unterthanen Verträge geschlossen, Städte und Schlösser verpfändet oder verkauft wurden, so geschahe solches entweder in aller Nahmen, oder sie wurden meistentheils alle dabey zu Rathe gezogen, und um ihre Einwilligung befragt. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend eine Geschichte reicher an dergleichen Beyspielen einer unter Brüdern und andern nahen Blutsverwandten getheilten, mit ungemeiner Verträglichkeit zugleich geführten Regierung sey, als die Geschichte der Meisnischen und Sächsischen Fürsten.

Friedrich lebte in sehr streitbaren Zeiten, und fand daher bald Gelegenheit, seine Tapferkeit öffentlich zu zeigen. Unsere Deutschen konnten damals wenig ruhen; Fürsten, Grafen, Edelleute und Städte griffen einander fast unaufhörlich an, sobald sie nur einige Beschwerden zu haben glaubten, und das deutsche Reich, in welchem die Mächtigern fast gar keine gütliche Vergleiche suchten, sondern sich sogleich durch Gewaltthätigkeiten Genugthuung verschaften, befand sich in der äußersten Zerrüttung. Das Faustrecht herrschte jezt in seiner völligen Stärcke; es war sogar

ſogar vor nicht langer Zeit durch ein Grundgeſez des Reichs, durch die güldene Bulle, beſtätigt worden. Wer alſo nur die Regeln der Befehdung beobachtete, und vorher demjenigen, von welchem er ſich vor beleidigt hielt, die Freundſchaft oder den Gehorſam aufkündigte, der war berechtigt, das Gebiet deſſelben alsbald auf das feindſeeligſte zu verwüſten. Fürſten mußten dieſes oft von ihren Unterthanen leiden, oder ein Unterthan von dem andern: und da man noch keine beſtändig unterhaltene Soldaten kannte, ſo war das Uebel deſto unheilbarer. Man rechnete dieſe Ausſchweifungen zu der deutſchen Freyheit: einer unglückſeeligen Freyheit, wenn ſie, wie wir noch an einer ſonſt tapfern Nation ſehen, die Gewalt, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben, in ſich faßt. Größere und gleichſam geſezmäßigere Kriege kamen häuffig zu dieſen kürzern Raſereyen. Bey dieſen anhaltenden Bewegungen mußte Friedrich ſehr oft die Waffen ergreiffen: die traurige Nothwendigkeit, ſeinen Muth und eine unermüdete Geſchäftigkeit im Felde zu beweiſen, hat ihm endlich den Nahmen des Streitbaren in der Geſchichte zuwege gebracht.

Man pflegt ſeine erſten kriegeriſchen Thaten ohngefähr in das Jahr 1384 zu ſezen. Um dieſe Zeit erregte die ſtreitige Wahl eines Biſchofs zu Merſeburg groſſe Unruhen. Der Kayſer Wenzel wollte dem Capitel einen ungelehrten Böhmiſchen von Adel, Andreas von Duba, der das Schloß und die Herrſchaft Eulenburg in Beſiz hatte, aufdringen; dieſes aber behauptete ſeine Rechte, und wählte zuerſt Burghard von Querfurt, nach deſſen Tode aber den Grafen Heinrich von Stolberg zum Biſchof. Beyde Partheyen fügten einander allen möglichen Schaden zu: unter andern wurde Eulen-

burg, wo sich bisher eine Rotte von Räubern aufgehalten hatte, geplündert und verbrannt. Es ist ungewiß, ob Friedrich nebst seiner Mutter und seinen Brüdern, bey dieser Störung der Sicherheit in ihren Ländern, gleich Anfangs sich auf die Seite des Grafen von Stolberg gewandt haben; aber es ist wenigstens bald geschehen: denn, da sie ihn im Jahr 1385 zum Richter über den Westphälischen Frieden in ihren Ländern bestellten, erkannten sie ihn zugleich als Bischof, und bewilligten, daß der Krieg mit seinem Gegner fortgehen könnte. Allein man findet nicht, daß Friedrich noch einen genauern Antheil an demselben genommen habe.

Im Jahr 1388 hingegen zog er in aller Meisnischen Fürsten Nahmen mit zweyhundert Gleven nach Francken. Dieses war eine Art Lanzen oder Spieße, welche nur zu Pferde, und meistentheils von Edelleuten gebraucht wurden, die geharnischt im Helme und Schilde ritten, und etliche Pferde neben sich, auch dazu ihre Knechte und Knaben mit Armbrüsten und Spießen führten. Friedrich unternahm diesen ersten Feldzug, um dem Burggrafen von Nürnberg beyzustehen, der sowohl als andere Fränckische Fürsten von einer großen Anzahl Reichsstädte, welche sich wider sie verbunden hatten, sehr viel litte: und er half diesen Bund der Städte, der ziemlich fürchterlich war, niederdrücken. Noch in diesem Jahre nöthigte er nebst seinem Bruder einen ihrer unruhigen Landsassen, Veiten von Schönburg zu Glaucha, mit den Waffen in der Hand zum Gehorsam. Sie hatten auch in den Jahren 1390 und 1391 ähnliche Händel und Befehdungen, die von fremden Unterthanen herrührten, zu stillen. Aber in der Geschichte kann ein oder ein paar Beyspiele

ſpiele von ſolchen kleinen Begebenheiten, Statt aller dienen.

Die Hülfe, welche Friedrich im Jahr 1391 dem Hochmeiſter des Deutſchen Ordens in Preußen leiſtete, iſt merckwürdiger. Dieſer griff den Großherzog von Litthauen, Jagello, den lezten heydniſchen Prinzen in Europa, welcher, um die Pohlniſche Crone zu erlangen, mit ſeinem Volcke das Chriſtenthum angenommen, und den Pohlen verſprochen hatte, Preußen und Liefland ihrer Herrſchaft zu unterwerfen; er griff dieſen Fürſten an, um die Vereinigung zwiſchen Pohlen und Litthauen zu hintertreiben, und weil derſelbe auch viele ſeiner Ordens-Ritter gefangen hielt. Friedrich führte ihm eine Schaar Meiſner und Thüringer von Adel zu: er legte aber auch ſelbſt ſolche Proben der Tapferkeit in dieſem Kriege ab, daß er den Kriegs-Gürtel erhielt, oder zum Ritter geſchlagen wurde. Es iſt glaublich, daß er gleich nach ſeiner Zurückkunft, mit ſeinem Oheim, Marckgraf Wilhelm, in Böhmen eingefallen, und viele Verwüſtungen daſelbſt angerichtet habe: ſie mögen nun entweder Beſchwerden wider den König Wenzel gehabt, oder bloß Wilhelms Schwager, dem Marckgrafen von Mähren wider ihn beygeſtanden haben.

Allein vom Jahr 1392 an, wurde Friedrich nebſt ſeinem Bruder Wilhelm in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Ein Bauer von ihren Unterthanen fiſchte in dem kleinen Fluſſe, der zu dem Schloß Leuchtenburg gehörte, welches Heinrich von Paradiſe, einer der vornehmſten Bürger von Erfurt, nebſt dem Städtchen Kahla, von dem Grafen von Schwarzburg unterpfändlich bekommen hatte. Dieſer henckte

den Bauer mit eigener Hand an einem Baume auf. Die Landesherren desselben belagerten darauf Leuchtenburg, nachdem sie vergebens Genugthuung gefordert, und dem Besizer einen Fehdebrief zugeschickt hatten; sie eroberten dieses Schloß bald, und Kahla nebst der übrigen dazu gehörigen Pfandschaft ergab sich ihnen ebenfals. Als Ueberwinder vergaßen sie nicht großmüthig zu seyn: sie vergaben den Stiftern dieses Unheils, (denn mit dem vorhergenannten war noch Heinrich von Witzleben, als Pfandherr dieser Gegend, verbunden,) auch allen ihren Gehülfen und Freunden, welche in dieser Fehde begriffen waren, ließen sie alles ihr Vermögen von dem Schlosse mit wegnehmen, auch ihnen die Schulden, Erbschaften und Zinsen, welche sie in dem dortigen Gerichte hatten, verabfolgen. Sie versprachen ihnen überdieß tausend Schock Groschen zu bezahlen, daß sie ihre Vasallen würden, und sie bey ihren Gütern zu schützen. Da sie dieses Geld nicht sogleich in Bereitschaft hatten, und bis zur Abtragung desselben jährliche Zinsen auf ihre Einkünfte zu Leipzig und Jena anwiesen: so stellten die Bürgemeister und der Rath dieser Städte zur Sicherheit der Zahlung noch eine besondere Urkunde aus.

Friedrich glaubte den unverdienten Todt seines Unterthanen gerächt, und zween übermüthige Reiche gedemüthigt zu haben. Allein der Graf Heinrich von Schwarzburg störte ihn bald in dieser Zufriedenheit: er verlangte Leuchtenburg, als ein von dem Grafen zu Arnshaug angeerbtes Pfandstück, gegen Erlegung des ihm darauf geliehenen Geldes, wieder zurück. Die Meisnischen Fürsten achteten seine Forderung, die man eben nicht unbillig nennen kann, wenig: daher verband er sich im Jahr 1395 mit seinem

nem Vetter, dem Bischof zu Würzburg, und mit dem Fränckischen Adel. Ihre vereinigten Kriegsvölcker verheerten das Coburgische Gebiet mit der grausamsten Erbitterung. Sie wurden endlich von dem Fürstlichen Vogte zu Coburg, dem die Beschützung dieser Stadt anvertrauet war, mit großem Verluste zurück geschlagen. Zugleich ließ Friedrich durch seinen Bruder Wilhelm das Schwarzburgische Land mit Feuer und Schwerdt angreiffen, und ihre Feinde in Francken wurden ebenfals von Coburg aus in ihrem Gebiete sehr geängstiget. Aller dieser Verwüstungen wurde man bald müde: man schritt also zu demjenigen, was man gleich Anfangs hätte thun sollen: zu gütlichen Unterhandlungen, welche einige andere Fürsten vermittelten. Nach dem Vergleiche, welcher hierauf zu Stande kam, erstatteten die Landgrafen Friedrich und Wilhelm den Pfandschilling, der auf dem Schlosse Leuchtenburg, und dem dazu gehörigen Gebiete, hafftete, noch in eben diesem Jahre an den Grafen von Schwarzburg.

Mittlerweile hatten Friedrich und seine Brüder ihre Besitzungen auch durch glimpflichere Mittel erweitert. Im Jahr 1389 kauften sie das Schloß und die Stadt Saalfeld von den Grafen von Schwarzburg, und im Jahr 1393 das Schloß Altenburg nebst seinen Zubehörungen, von dem dortigen Burggrafen, unter Bedingungen, die für ihn sehr vortheilhaft waren. In Francken selbst verkaufte ihnen eben derjenige Bischof von Würzburg, der sich so feindseelig gegen sie bewiesen hatte, das Schloß und die Stadt Königsberg für neunzehntausend sechshundert Goldgülden: es ist, nachdem es noch ein paarmal seine Herren verändert hat, zulezt an die Herzoge von Hildburghausen gekommen.

Das

Das Mißvergnügen der Deutschen gegen den Kayser Wenzel brach nunmehro völlig aus. Seine Laster und bey der Verwaltung des Reichs begangene Fehler sind zwar von der Geistlichkeit vergrößert worden; sie waren aber doch in den Augen der meisten Reichsstände groß genug, um ihn seiner Würde im Jahr 1400 zu entsezen, und den Pfalzgrafen Ruprecht an seine Stelle zu wählen. Zu dieser Gegenparthey gehörten auch Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten: daher suchten sie Wenzeln mit den Waffen zu zwingen, daß er sich dem neuen Römischen Könige unterwerfen, und die Reichskleinodien aushändigen sollte. Allem Ansehen nach bediente sich auch Jobst, der Marckgraf von Mähren, welcher mit Wenzeln einige besondere Zwistigkeiten hatte, des Verdrusses, den die Böhmen gegen ihren König gefaßt hatten, um sich wider denselben mit vielen Vornehmen im Lande, und außerdem mit den Meisnischen Marckgrafen zu verbinden. Wilhelm der ältere also, Friedrich und seine Brüder schlugen im Sommer des Jahrs 1401 mit ihrem erstgedachten Bundsgenossen ihr Lager vor Prag auf, und belagerten den König Wenzel in derselben. Dieser aber kam auf einmal von seiner Sorglosigkeit wieder zu sich: er wußte sich durch kluge Anstalten die Liebe der Großen in seiner Nation von neuem zu erwerben. Auf der andern Seite warteten die vereinigten Fürsten umsonst auf die tausend Lanzen, welche ihnen der König Ruprecht durch seinen Sohn zu schicken versprochen hatte. Sie mußten daher die Belagerung aufheben, und in ihre Länder zurückziehen; ob sie gleich nicht unterließen, Wenzeln durch öftere Anfälle zu beunruhigen. Friedrich war sonst unter der Regierung dieses Herrn einigen nüzlichen Anstalten für die öffentliche Ruhe in Deutschland beygetreten.

getreten. Er hatte unter andern mit ihm im Jahr 1390 einen besondern Vertrag geschlossen, vermöge dessen der König an seinem Theile das Egerische und Vogtland, Friedrich aber mit seinen Brüdern alle ihre Länder in Osterland, Thüringen und Meisen in den allgemeinen deutschen Frieden, den man im Jahre 1389 ausgemacht hatte, zogen: zugleich wählten sie beyderseits Heinrich Reußen von Plauen zum Obmann, der nebst seinen Mitsassen alle Angelegenheiten des Landfriedens richten und entscheiden sollte. Wie ich überhaupt in dem Charakter und in der Absezung dieses Kayſers noch nicht Licht genug finde: so wünschte ich auch von den Bewegungsgründen deutlichere Nachricht zu haben, durch welche Friedrich von ihm gänzlich abwendig gemacht worden ist; da ihn sonst das Beyspiel des Churfürsten von Sachsen, der diesem Kayser getreu blieb, und die Angränzung seiner Länder an die Böhmischen, von diesem Entschlusse hätten zurückhalten können.

Nach dem Böhmischen Feldzuge griff Friedrich nebst seinem Oheim Wilhelm, noch im Jahr 1401 die Burggrafen von Dohna an, welche bisher das Gebiet des leztern durch Räubereyen beunruhigt hatten. Die Burg Dohna wurde erobert und geschleift, und der Burggraf mußte sich mit seiner Familie in dem Schlosse Königstein ergeben. Friedrich verlor seinen Bruder Georg in eben diesem Jahre. Und im folgenden schloß er nebst seinem Bruder Wilhelm und seinen Oheimen Balthasar und Wilhelm, auch dem Sohne des erstern, Friedrich, mit den Herzogen zu Braunschweig und dem Landgrafen von Hessen einen ewigen Frieden, so lange einer von ihnen am Leben seyn würde. Sie versprachen sich zugleich Hülfe wider alle Angriffe, Beraubungen und Beschädigun-

gun-

gungen: sonderlich wider den Bischof zu Maynz, wenn er oder seine Amtleute aus Eschwege oder Suntra den Burgfrieden nicht halten wollten; sie verabredeten außerdem den gütlichen Austrag der Zwistigkeiten, die unter ihnen selbst entstehen möchten, durch Schiedsrichter aus ihrem Mittel, die Art, wie sie einander Beystand leisten sollten, die Aufnahme mehrerer Bundsgenossen, auch insonderheit dieses, daß keiner von ihnen die Unterfassen des andern gegen ihn vertheidigen sollte. Dazu kam gleichfals im Jahr 1402 ein Bündniß, das Friedrich und sein Bruder mit dem Grafen von Henneberg auf sechs Jahre errichteten, um einander ihre Länder und Leute gegen jedermann vertheidigen zu helfen. Man sieht wohl, daß dieses nicht Bündnisse gewesen sind, wie sie in den neuern Zeiten zwischen mächtigen Fürsten, meistentheils nicht ohne Aufsehen, Mißtrauen und Verdacht bey den übrigen zu erregen, auch wohl gar als Vorboten nahor Kriege, eingegangen werden; es waren nur Verwahrungsmittel gegen die Unsicherheit und die plözlichen kleinen Kriege, mit welchen damals Deutschland von einem Ende zum andern geplagt wurde.

Doch das erstere der eben gedachten Bündnisse flochte den Marckgrafen Friedrich und seinen Bruder schon im Jahr 1403 in einen neuen Krieg ein. Die Reichsstände, welche den Kayser Wenzel absezten, hatten ihm schon vorher den Herzog Friedrich von Braunschweig zum Nachfolger bestimmt; aber dieser wurde eher noch als man ihn wählen konnte, von dem Grafen von Waldeck und einigen andern in der Gegend von Fritzlar ermordet. Um diese Frevelthat zu rächen, griffen die Herren aus den Häusern Braunschweig und Hessen bald darauf wider

wider den gedachten Grafen und seine Anhänger zu den Waffen; der Erzbischof von Maynz wurde erinnert, den in Hessen und Westphalen errichteten Landfrieden besser als bisher zu beobachten, und sich von jenen Friedensstörern ganz zu trennen; er verstärckte aber vielmehr seine Verbindung mit ihnen durch andere Bundsgenossen, und bekriegte selbst den Landgrafen von Hessen. Friedrich also und sein Bruder nahmen jezt mit Recht Antheil an diesen Händeln; sie kündigten solches dem Erzbischof durch einen Fehde- oder Bewahrungs-Brief an, den man hier, zur Kenntniß der Sitten dieser Zeit, mit veränderter Mundart und einigen verwechselten Worten, vielleicht nicht ungerne lesen wird:

„Ehrwürdiger Herr, Herr Johann, Erzbischof „zu Maynz (Menze); Da (Wan) uns die Hochge„bohrnen Fürsten, Herr Heinrich, Herzog zu Braun„schweig und Lüneburg, unser lieber Schwäher und „Schwager, Herr Hermann, Landgraf zu Hessen, „und Herr Otto, Herzog zu Braunschweig, unsere „liebe Oheime, Bruder und Schwager, gemeldet „(vorkündiget) haben, daß ihnen ungütlich von Euch „geschehen sey, daß die Euern unsern lieben Schwa„ger und Oheim, Herzog Friedrich seeligen todt ge„schlagen haben; um dieses Unrechtes und großer „Gewalt die Ihr und die Euern an ihnen gethan ha„ben, darum wollen wir Euer Feind seyn, und wol„len uns des gegen Euch bewahrt haben, (darumb „wollen wir uwer fint sin vnd wollen vns „des gein vch bewart han.) Gegeben zu Merse„burg, unter unserm Friedrichs Siegel (Secret), „das wir Wilhelm mit gebrauchen. A. 1403 Frie„drich und Wilhelm Gebrüder, Landgrafen in Thü„ringen, und Marckgrafen zu Meisen.„— Die natürliche

liche Einfalt dieser Kriegs-Erklärung muß mehr gefallen, als eine künstliche Vorstellung von Ursachen, die man sinnreich ausgedacht hat, um mit gutem Anstande Krieg führen zu können. Die beyden Marckgrafen führten den ihrigen gegen den Erzbischof mit großen Verwüstungen seines Landes, wie es damals gewöhnlich war: und er nahm erst im Jahr 1405 ein Ende.

Kurz vor demselben, ebenfals im Jahr 1403 legten Friedrich und die übrigen Marckgrafen von Meisen alle ihre Fürstenthümer und Herrschaften wieder zusammen, und ließen sich auf dieselben unter einander die Erbhuldigung thun. In einer Urkunde, welche sie bey dieser Gelegenheit ausstellten, erklärten sie sich, was im Falle, daß einer von ihnen ohne rechte Leibes- und Lehns-Erben stürbe, dem andern zum voraus oder zu gleichen Theilen zukommen sollte, und wie sie sich sonst in Ansehung der ihnen zufallenden Länder zu verhalten hätten. Kein Theil sollte den andern in seiner Regierung hindern, und ein jeder sollte freye Macht haben, Schlösser, Städte, Land und Leute zu versezen, zu verkaufen oder zu verleihen; doch so daß kein Theil dem andern dieselben arglistiger Weise entzöge. Alle sollten einander Hülfe und Schutz leisten, nur nicht bey unredlichen Kriegen: die eroberten Schlösser sollten, wenn sie in dem Gebiete eines dieser Fürsten lägen, ihm verbleiben, sonst aber getheilt oder zerstört werden. Neue Vögte und Amtleute sollten sämmtlichen Fürsten die Erbhuldigung leisten. Wenn Zwietracht unter ihnen entstünde: so sollte eine jede Parthey, die es betrifft, einen aus ihrem Rathe ernennen, und diese sollten versuchen, die Streitigkeit binnen vier Wochen zu entscheiden; könnten sie aber dieses nicht thun,

so

so sollte diejenige Parthey, welcher die Aussprache zukommt, aus der andern Partheyen Rathe einen Uebermann wählen, welcher die Sache innerhalb vier Wochen gänzlich beylege; und was er bey seinem Eyde aussprechen würde, das sollte auf allen Seiten gehalten werden. Hinterließe einer von ihnen nur Töchter, so sollten die übrigen verbunden seyn, dieselben fürstlich zu halten, und anständig auszustatten. Was ein jeder Theil an Kirchen, Altären und andern Anstalten zum Gottesdienste errichtet hätte, das sollten die andern erhalten, und ein jeder sollte auch die Macht haben, ein Seelgeräthe (ein Vermächtniß oder eine Stiftung zum Besten der Seele eines Verstorbenen) von hundert Schock Freyberger Groschen, aber nicht höher, zu stiften. Auch sollten sie untereinander, wenn einer von ihnen ohne männliche Erben stürbe, die Pfandschaften und Schulden desselben übernehmen. Endlich sollte es einem jeden erlaubt seyn, seiner Gemahlinn ein Leibgedinge auszumachen, bey welchem sie die übrigen schützen sollten. Alles dieses gelobten sie einander mit der Hand, und bekräftigten es mit einem förmlichen Eyde zu den Heiligen. Das Beyspiel einer so langen und rühmlichen Einigkeit zwischen nahe verwandten Fürsten eines zusammenhängenden Landes, scheinet dieser ausführlichern Erzählung wohl werth gewesen zu seyn.

Unter dieser ruhigern Beschäftigung aber giengen auch die kleinern Kriege, welche Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten zu führen hatten, immer fort. Er half, wie es wahrscheinlich ist, im Jahr 1404 das Schloß und die Stadt Pirna erobern, weil man aus diesem festen Orte, welcher der Crone Böhmen unterworfen war, den Meisnischen Ländern

vielen Schaden zufügen konnte. Einige Fränckische Edelleute schickten ihm und seinem Bruder im Jahr 1405 einen Fehdebrief zu. Er traf auch mit den Fürsten von Anhalt im Jahr 1410 ein sechsjähriges Bündniß, um ihnen gegen ihre unruhigen Vasallen beyzustehen. Und in eben diesem Jahre brachte er seine Zwistigkeiten mit Heinrich dem Aeltern, Herrn von Weida, dergestalt zu Ende, daß er ihm für seinen Theil an dem Schlosse und der Stadt Weida, das Schloß und die Stadt Schmölln überließ, bey welchen er sich doch das Oeffnungs-Recht vorbehielt. Die Fürsten dieser Zeit ertheilen selten Schutzbriefe oder die Erlaubniß, Schlösser und Festungen zu bauen; sie übergaben nicht leicht ein Schloß zu Lehn oder in Tausch, am wenigsten aber verpfändeten oder verkauften sie es auf Wiedereinlösung, ohne sich zugleich auszubedingen, daß ihnen dasselbe bey allen ihren Kriegen und andern Bedürfnissen offen stehen sollte, damit sie Besazung hinein legen, ihren Feinden desto besser widerstehen, auch wohl sich in dasselbe zurück ziehen könnten. In Friedrichs Geschichte kommen davon häuffige Beyspiele vor. Um eben diese Zeit, vom Jahr 1405 bis 1410 schloß er nebst den andern Marckgrafen mehrere Bündnisse mit den Herzogen von Sachsen, dem Bischof von Halberstadt, und andern Fürsten, zu einem gemeinschaftlichen Schutz und Beystande.

Der Todt seiner beyden Oheime brachte verschiedene Veränderungen und Streitigkeiten hervor. Der ältere von ihnen, der Landgraf Balthasar, starb im Jahr 1406 und hinterließ einen Sohn, welcher in der Geschichte Friedrich der Einfältige heißt, oder mit einem gemilderten Nahmen der Friedfertige. Im folgenden Jahre starb auch Landgraf

graf Wilhelm, mit dem Zunahmen, der Einäugichte. Da er in seinen Ehen keine Kinder erzeugt hatte, so sollte nunmehro die im Jahr 1403 verabredete Theilung seiner Verlassenschaft eines Theils zwischen Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm dem Reichen, und zwischen ihrem Vetter, Friedrich dem Einfältigen, andern Theils, vorgenommen werden. Beyde Theile errichteten auch schon im Jahr 1407 einen vorläufigen Vergleich, Kraft dessen sie einige ihrer adelichen Vasallen ernannten, welche von jenen an sie gefallenen Ländern zwey gleiche Theile machen sollten: nur Meisen und Freyberg sollten zwischen ihnen künftig in Gemeinschaft bleiben.

Friedrich sahe diese Theilung erst nach drey Jahren geendigt, und ehe solches geschah, gerieth er in eine Zwistigkeit mit den Burggrafen von Nürnberg. Diese forderten einige Schlösser und Städte im Vogtlande, welche der verstorbene Marckgraf Wilhelm einem unter ihnen, Friedrich dem V. als dem Gemahle seiner Schwester, mit allen Zubehörungen vermacht hatte, wenn er ohne Erben stürbe. Da Friedrich und sein Bruder keine erwünschte Antwort gaben: so wurden sie von dem Burggrafen bey dem Römischen Könige Ruprechte verklagt, welcher deswegen im Jahr 1408 einen Gerichtstag ansezte, und Friedrichen auf denselben durch einen von dem Abte von Steinach übergebenen Ladebrief vorbeschied. Dieser appellirte zwar nebst seinem Bruder an den Römischen Stuhl; allein das Kayserliche Hofgerichte nahm diese Appellation nicht an, weil sie theils nicht die rechtmäßige Gestalt hatte, noch eines durchaus wahren Inhalts wäre; theils eine bloß weltliche und für das Kayserliche Gerichte gehörende Sache beträfe

träfe, die Forderung der Burggrafen wurde vor gegründet erkannt. Gleichwohl hatte die Appellation ihren Fortgang; sie wurde aber im Jahre 1409 von dem Cardinal von Venedig, welchen der Pabst hierinne zum Richter ernannt hatte, verworfen: er verurtheilte zugleich die Marckgrafen zu den Unkosten. Der Bischof Marinus von Abruzzo wurde zum Executor dieses Urtheils bestellt, und dieser gab daher ein langes Executionsschreiben wider die beyden Fürsten, in Ausdrücken und Drohungen heraus, die uns zum Theil possierlich vorkommen. Das Kayserliche Hofgerichte bestätigte im Jahr 1415 das erste Urtheil: Friedrich und Wilhelm mußten endlich die streitigen Schlösser und Städte den Burggrafen zu Nürnberg übergeben. Sie haben sich vermuthlich darauf berufen, daß der verstorbene Landgraf Wilhelm dieselben nicht ohne ihre Einwilligung habe vermachen und veräußern können: dieses war in den Erbverträgen ihres Hauses ausgemacht worden; aber ein Eventual-Belehnungs-Brief des Königs Wenzel vom Jahr 1397 über diese dem Burggrafen vermachte Lehen und Erbtheile, kann diese Einwendung unkräftig gemacht haben. Gleichwohl haben die sämmtlichen Marckgrafen zu Meisen noch im Jahr 1415 von den bestrittenen Oertern Thierstein und Thiersheim an die Burggrafen verkauft: zu einem Beweise, daß auch nach dem gemeldeten Urtheile noch etwas zu ihrem Vortheile müsse ausgemacht worden seyn.

Endlich erfolgte zu Naumburg im Jahr 1410 die Theilung der Meisnischen Länder, welche Marckgraf Wilhelm besessen hatte: und in dem darüber errichteten Vertrage bestimmten die Fürsten überhaupt ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Friedrich

drich und sein Bruder Wilhelm bekamen zu ihrem Antheil Torgau, Delitsch, Zörbig, Gräfenheinichen, Düben, Mühlberg, Werdenhain, Grimma, Neuenhof, Colditz, Borna, Geiten, Rochlitz, Mitweida, Chemnitz und Schellenberg, nebst eilf Schlössern, den dazu gehörigen Klöstern, Grafschaften und Lehnschaften. Ihr Vetter Friedrich aber erhielt Dresden und vier und zwanzig andere Städte, welche sich von der Gegend an der Elbe durch das Erzgebürge bis in das Vogtland erstreckten, nebst siebzehn Schlössern und gleichen Zubehörungen; nur Meisen und Freyberg, wie schon gedacht worden ist, wurden von dieser Theilung ausgenommen. Sie hatte so viele Uneinigkeit und Mißtrauen gestiftet, daß alle diese Fürsten in eben diesem Jahre ihren Grafen, andern Vasallen, Räthen und Amtleuten einen Versicherungsbrief ausstellten, sie hätten allen Verdacht und Widerwillen gegen sie abgethan, nachdem sie um ihr Land zu Meisen zwar schelhaftig und zweytrechtig gewesen wären, sich aber nunmehro wegen desselben gütlich mit einander vereiniget hätten. Die Leser dieser Geschichte Friedrichs werden es schwerlich als eine für dieselbe fremde Nachricht ansehen, daß sein Bruder Wilhelm ebenfals in diesem Jahre 1410 gleichsam ein Vorspiel der künftigen Größe ihres Hauses erlangt habe. Er brachte von dem Marckgrafen Jobst zu Mähren die Chur und Marck Brandenburg um vierzigtausend Böhmische Schock Pfandweise an sich; allein der Kayser Siegmund löste sie bald darauf wieder ein, und belehnte damit den Burggrafen zu Nürnberg Friedrich IV. welcher der Stammvater der jezigen Churfürsten und Marckgrafen zu Brandenburg geworden ist.

Die beyden Brüder Friedrich und Wilhelm, deren Gebiet nun einen solchen Zuwachs erlangt hatte, trafen im Jahr 1411 zu Leipzig über ihre Länder eine so genannte Mutschierung auf vier Jahre, doch mit dem Vorbehalte, daß Friedrich, wenn diese Jahre verflossen wären, die Wahl haben sollte, ob er seinen Antheil noch vier andere Jahre behalten, oder mit seines jüngern Bruders Besitzungen auf so lange Zeit abwechseln wollte; wenn aber diese acht Jahre vorüber wären, sollte der weitere Vergleich auf eines jeden Gefallen ankommen. Friedrich bekam damals fünf und zwanzig Städte, unter denen sich Grimma, Delitsch, Düben, Torgau, Meisen, Colditz, Borna, Mitweida, Chemnitz und Leipzig, befanden; Wilhelm aber erhielt Weissenfels, Naumburg, Freyburg, Jena, Dornburg, Camburg, Neustadt, Saalfeld, Weida, Altenburg, und noch neun und zwanzig andere Städte mit ihren Zubehörungen. Sie und ihr Vetter, Friedrich der Einfältige, schlossen in diesem Jahre 1411 mit dem Grafen zu Henneberg ein neues Bündniß auf fünf Jahre, und im folgenden Jahre vereinigten sich die beyden Brüder mit den Herzogen Erich und Otto zu Braunschweig auf zwey Jahre, zu beyderseitiger Hülfe.

Hier, ja vielleicht noch früher, dürften manche meiner Leser voll ungeduldiger Begierde gewesen seyn, mich unterbrechen, es mir verweisen zu können, daß ich eine der rühmlichsten und glücklichsten Handlungen Friedrichs des Streitbaren vom Jahr 1409 die Stiftung der hohen Schule zu Leipzig, völlig vergesse. Allein die Verbindung, welche zwischen dem Tode seiner beyden Oheime, und zwischen den darauf gefolgten Begebenheiten von dem Jahre 1406 an, merklich ist, nöthigte mich, diese große Verände-

rung

rung in den Meisnischen Ländern ein paar Seiten später zu erzählen. Jezt thue ich dieses mit desto mehr Vergnügen, da ich ohnedieß den ermüdenden einförmigen Anblick von Bündnissen, Theilungen und Kriegen in Friedrichs Geschichte, kaum länger ertragen kann. Es ist Zeit, ihn auch von einer andern Seite zu zeigen.

Er hatte die Liebe zur Gelehrsamkeit, die jedem weisen Fürsten so anständig, von ihm so unzertrennlich ist, bis auf diese Zeit sehr wenig an den Tag gelegt. Seine Regierung war immer so kriegerisch, oder doch so unruhig, daß man dieses von ihm fast nicht erwarten konnte. Zwar sein Eifer für die Religion und die besondere Gewogenheit, welche er der Geistlichkeit sehr häuffig bezeigte, können schon als ein Beweis gelten, daß er den Werth einer edlern Wissenschaft zu schätzen gewußt habe: denn die Gelehrsamkeit hat allemahl eine sehr getreue und mächtige Dienerinn der Religion abgegeben. Aber Friedrich hatte doch keine günstige Gelegenheit sie kennen zu lernen. Die Deutschen waren damals tapfer und unternehmend; allein zu den Künsten des Friedens hatten sie eine sehr geringe Neigung. Die kleinen, halb unnüzen, halb unreifen Kenntnisse, welche man mit dem Nahmen der Gelehrsamkeit beehrte, lagen in den Klöstern versteckt, wurden in Schulen gelehrt, welche die Mönche meistentheils in ihrer Gewalt hatten, oder wurden auf Universitäten, auf denen sie ebenfals regierten, in das eckelhafteste Geschwäze und in Zänckereyen, die kein Ende nahmen, ausgedähnet. Es stand den Fürsten nicht einmal völlig frey, für die Gelehrsamkeit nach ihren Gesinnungen oder verbesserten Einsichten, zu sorgen. Die Geistlichkeit hatte sich derselben, gleichsam als ih-

res Eigenthums, bemächtigt, und gestattete keine andern Anstalten bey derselben, auch keinen andern Gebrauch derselben, als von welchem sie Ehre und Vortheile zog. Gesunde Vernunft also, der Umgang mit verständigen Männern, und eine lange Erfahrung, waren damals mehr werth, als die sogenannte Gelehrsamkeit, wie sie es auch, wenn man die Wissenschaften bloß für das Gedächtniß lernet, noch in unsern Zeiten sind. Solchergestalt verlor Friedrich wenig, da er mit der Gelehrsamkeit seines Vaterlandes nicht bekannt war; ob gleich immer auch die allgemeinen richtigen Grundsäze, welche noch in derselben übrig geblieben waren, die mittelmäßige Tüchtigkeit, welche sie zur Verwaltung der Aemter im Staate und in der Kirche ertheilte, auch die nüzliche Uebung selbst, die sie den Kräften des menschlichen Geistes verschafte, ob gleich alles dieses seines Schutzes und seiner Aufmunterung sehr würdig war.

Aber auch nur den damaligen Umfang der Wissenschaften zu umspannen, hatte man in Friedrichs Ländern keine hinlänglichen Hülfsmittel. Außer einer Anzahl niedriger Schulen, welche man darinne fand, gab es zwar zu Erfurt, in der Hauptstadt von Thüringen, seit dem Jahre 1392 eine Universität; allein diese Stadt gehörte nicht im strengern Verstande zu seinem Gebiete, ob er gleich ihr Schutzherr war, und einige Landesherrliche Rechte daselbst ausübte. Eine noch berühmtere und ältere Universität, die von den Unterthanen der Marckgrafen von Meisen bequem konnte besucht werden, war die Pragische. Carl der IV. Kayser und König von Böhmen, hatte sie im Jahr 1347 gestiftet, und ihre Verfassung, die er fast gänzlich von der hohen Schule zu Paris entlehnte, bereitete gleichsam die Entste-

hung

hung der Universität Leipzig ein halbes Jahrhundert voraus. Er theilte ihre Mitglieder in vier Nationen ab, welche an den Wahlen und allen andern Geschäften derselben, Antheil haben sollten, in die Böhmische, Pohlnische, Bayrische und Sächsische. Die drey leztern, welche zusammen die Deutschen hießen, bekamen nur Eine Stimme; die Böhmen hingegen drey. Aber nach und nach wurde gerade das Gegentheil eingeführt, und die Deutschen behaupteten ihre Ueberlegenheit an der Anzahl auch durch drey Stimmen gegen die Böhmen. Diese wollten endlich die Mehrheit der Stimmen wieder an sich ziehen. Johann Huß, eben derjenige, der durch seinen Angriff auf die Römische Kirche und Geistlichkeit, und durch sein unglückliches Ende zu Costniz, so berühmt geworden ist, drang darauf im Nahmen der Böhmen. Hieraus entstanden weitläuftige Unruhen und Gewaltthätigkeiten: die Universität konnte sich auch über die Wahl eines neuen Rectors nicht vergleichen. Der König Wenzel, vor welchen diese Uneinigkeit gebracht wurde, machte zur Verspottung der Universität seinen Koch zu ihrem Rector, und fällte im Jahr 1408 das Urtheil, daß die Böhmen künftig drey Stimmen führen sollten. Ueber diese Beschimpfung und Beleidigung entrüstet, beschlossen alle Deutschen, welche viele tausend ausmachten, Prag zu verlassen.

Ohngefähr zweytausend derselben zogen, von ihrem lezten Rector, Magister Johann Hofmann, aus Schweidniz in Schlesien, angeführt, in Friedrichs Gebiet, nach Lipczk oder Leipzig. Diese Stadt war schon seit dem zwölften Jahrhunderte durch ihre Messen und ihre Handlung berühmt worden; sie hatte auch noch mehrere Vorzüge vor andern Meis-

nischen Städten. Nächst diesem scheinet die Nähe von Meisen, vielleicht auch der Umstand, daß viele dieser wandernden Gelehrten aus diesem Lande gebürtig waren, und vor allen ein ausnehmendes Vertrauen, das sie gegen den Marckgraf Friedrich und seinen Bruder gefaßt hatten, die Wahl dieser Gegend veranlaßt zu haben. Man empfieng diese neuen Ankömmlinge, welche zu Leipzig im Jahr 1408 anlangten, sehr wohl. Vincentius Grüner, ein Baccalaureus der Theologie, der bey Hofe in besonderm Ansehen stand, verschaffte ihnen Schutz und Unterhalt, und die beyden Marckgrafen faßten sogleich den Entschluß, eine Universität für sie und aus ihnen aufzurichten. Ich weiß, daß einige Schriftsteller Friedrichen diesen Vorsaz, noch ehe sich ihm eine so bequeme Gelegenheit darbot, ergreifen lassen: und ich könnte ihre Meinung, ohne sie scharf zu prüfen, zur Ehre dieses Fürsten, annehmen. Allein ich finde nicht, daß man sie bewiesen habe: Friedrich braucht daher, um ruhmwürdig zu erscheinen, keiner bloßen Muthmaßungen.

Er mußte hier seine Abhängigkeit von den Römischen Bischöfen empfinden. Diese hatten längst die Universitäten vor geistliche Gesellschaften erkläret, welche sie allein zu stiften, mit Rechten und Freyheiten zu versehen befugt wären. So wenig sich diese Ansprüche auf den Begriff von einer Gesellschaft Gelehrten, welche alle Wissenschaften lehren, gründeten; so wurden sie doch ausgeführet, weil den Päbsten ungemein viel daran gelegen war, zu verhüten, daß diese Gelehrten, unter denen noch andere als Geistliche seyn mußten, ihrer Hoheit und allgemeinen Herrschaft keinen Eintrag thun möchten. Waren diese bloß den Befehlen ihrer Fürsten unterwor-

fen,

ten, so konnten sie freyere Untersuchungen über die Religion, und über den damaligen Grund derselben, die Gewalt des Pabstes, anstellen; sie konnten sehr geschwind eine richtigere und ungebundenere Denckungsart in der Welt ausbreiten, und den menschlichen Verstand würcklich durch die Gelehrsamkeit erhöhen: alles zum großen Schaden des Ansehens der Geistlichen und ihres gefürchteten Oberhauptes. Diesem Unglück beugten die Päbste, so viel an ihnen war, vor: nicht nur eigneten sie sich die Universitäten als einen Theil ihres Gebietes zu; sondern sie wußten auch den Lehrern der Theologie auf denselben, deren Treue ihnen nicht verdächtig seyn konnte, so viele Vorzüge zuzuwenden, daß die übrigen Lehrer gegen diese gehalten, sehr unbedeutende Leute vorstellten. Wurde insonderheit, wie es meistentheils geschah, auch die Philosophie von Geistlichen gelehrt, so war der Kirchen-Staat dieser Zeit völlig gesichert.

Friedrich und Wilhelm also baten den geistlichen Landesherrn von Meisen, wie von ganz Europa, die Erlaubniß, eine Universität zu Leipzig aufzurichten. Alexander V. regierte damals zu Rom; zween andere Päbste in Italien und Spanien, machten ihm zwar, zu großem Aergernisse der Christen, diese Würde streitig; allein er war von der Kirchenversammlung zu Pisa im Jahr 1409 mit Absezung der beyden übrigen gewählt worden, und mithin der einzige rechtmäßige. Er ertheilte den beyden Marckgrafen in einer Bulle vom 9. September des gedachten Jahres, die noch zu Pisa unterzeichnet ist, die gesuchte Vergünstigung. „Wir haben, sagt er darinne, den „reinen Glauben und die ungemeine Ergebenheit, mit „welchen unsere geliebten Söhne, die Edeln Männer, Friedrich und Wilhelm, Deutsche, Landgrafen

„zu

„zu Thüringen, Marckgrafen von Meisen, und Pfalz„grafen von Sachsen, Uns und Unserm Apostolischem „Stuhl zugethan sind, in Betrachtung gezogen, und da„mit die Hoffnung verbunden, daß sie ihre Unterthänig„keit gegen die heilige Römische Kirche, die Mutter und „Lehrerinn aller Gläubigen, desto reichlicher vermehren „werden, je mehr sie sich von Uns und der Kirche selbst „mit Gnadenbezeugungen und Apostolischen Privile„gien beehrt sehen werden. Wir haben auch dieses „überlegt, daß in ihrer Stadt Lipczk, in dem Merseburgischen Kirchensprengel, wie man Uns berichtet hat, „welches ein volkreicher und geräumiger Ort ist, der „in einer fruchtbaren Gegend und unter einem ge„mäßigten Himmelsstriche liegt, hinlängliche Lebens„mittel für eine Menge Menschen vorhanden sind, „daß dieses überhaupt gleichsam ein Land sey, das „Gott gesegnet hat; daß die Einwohner dieser Stadt „höfliche und wohlgesittete Leute sind, und daß es um „dieselbe herum viele reizende und angenehme Gegen„den gebe; ingleichen, daß, da dieses Land unter dem „Schutze der genannten Brüder glücklich steht, die „Einwohner des Friedens und der Sicherheit immer „genießen: so daß die Natur selbst, die Mutter der „Dinge, die gedachte Stadt dazu eingerichtet zu ha„ben scheinet, daß eine Universität (generale studium) „in derselben blühen sollte.„ Da nun, fährt der Pabst fort, die beyden Marckgrafen dieselbe in dieser Stadt einzuführen wünschten, und zur Erhaltung derselben, unter der Hoffnung, daß der Apostolische Stuhl ihr Verlangen erfüllen werde, schon Anstalten getroffen hätten, so gebe er ihnen dazu, auf ihr demüthiges Bitten, seine Erlaubniß. Es sollte daher zu Leipzig eine beständige hohe Schule in allen vier Facultäten seyn, und allen ihren Mitgliedern sollten die gewöhnlichen Rechte und Freyheiten zu Theil werden. Wenn

in

in der Folge einige auf dieser Universität Studierende, um wieder andere unterrichten zu können, die Würde eines Magister, Doctor oder Baccalaureus zu erlangen suchten: so sollten sie von der Facultät, in welcher sie geprüft werden, dem Bischof zu Merseburg vorgestellt werden, der ihre Geschicklichkeit untersuchen, und ihnen nach Befinden das Recht ertheilen sollte, auf dieser und jeder andern Universität zu lehren. Eben dieser Bischof sollte allemal Canzler der Universität seyn, um sie bey allen ihren Vorrechten und Freyheiten zu erhalten.

Auf diese Päbstliche Verwilligung gründeten erst Friedrich und Wilhelm ihren Stiftungsbrief der Universität Leipzig, der am 2 December des Jahrs 1409 zu Leipzig ausgefertiget wurde. Sie verordneten darinne, daß dieselbe in vier Nationen, die Meisnische, Sächsische, Bayrische und Pohlnische, abgetheilt seyn, und diese durchaus gleiche Rechte und Vortheile genießen sollten. Zu den Vorlesungen, Disputationen und andern academischen Handlungen, schenckten sie zwey Häuser, welche das größere und kleinere Fürsten-Collegium genannt werden sollten: diese befreyeten sie zugleich von allen Abgaben, und von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit. Damit sowohl Lehrer als Lernende häufig nach Leipzig kommen möchten, setzten die Fürsten für zwanzig öffentliche Lehrer (magistros) eine Besoldung von fünfhundert Gülden, welche ihnen so lange aus der Fürstlichen Cammer sollten ausgezahlet werden, bis dazu beständige Einkünfte wären angewiesen worden. In dem größern Fürsten-Collegio sollten zwölf Lehrer, drey von jeder Nation seyn, von denen jeglicher dreyßig Gülden Besoldung bekommen sollte; einer aber darunter sollte ein Lehrer der Theologie (magister sacrae theo-

theologiae) seyn, für welchen sie noch überdieß dreyßig andere Gülden jährlich bestimmten. Im kleinern Collegio hingegen sollten acht Lehrer, zween von jeder Nation wohnen: die Besoldung eines jeden sollte zwölf Gülden ausmachten. Aus besondern Ursachen trafen die Marckgrafen, mit Einwilligung der Meisner und Pohlen, die Einrichtung, daß die Sächsische Nation zum Anfange vier Lehrer in dem kleinern Collegio haben sollten, indem ihnen die Meisner und Pohlen, um den Marckgrafen gefällig zu seyn, zwo Stellen überlassen hätten. Dieses sollte jedoch nur vier Jahre lang währen, nach deren Verfließung sich die Fürsten die Freyheit vorbehielten, diese Verfassung entweder zu ändern oder fortzusezen. Nach Festsezung des Rangs unter den Lehrern, welcher von der Zeit, da sie Magistri geworden waren, abhängen sollte, erklärten sich die Stifter, daß das übrige, was auf ihrer Universität zu beobachten wäre, auf ihren Willkühr ankommen sollte. Die Urkunde, welche alles dieses enthielt, wurde an dem gedachten Tage, in dem Speisesaal der regulirten Canonicorum des Klosters zu St. Thomä in Leipzig, in Gegenwart der beyden Marckgrafen, einiger Bischöffe und Prälaten, und der Lehrer der Universität, öffentlich vorgelesen.

Bey diesem Anfange der Universität Leipzig blieb es unter Friedrichs Regierung nicht: ihre Verfassung erhielt noch beträchtliche Zusätze, und ihre Einkünfte wurden gleichfals vermehret. Friedrich nahm gleich Anfangs vier und vierzig öffentliche Lehrer an, unter denen Johann von Münsterberg, Professor der Theologie, und erster Rector, nach ihm aber Johann von Schleinitz, Doctor des Päbstlichen Rechts, die vornehmsten waren. Man hat zwar wenige

nige Nachrichten von seiner übrigen Sorgfalt für diese Academie; gewisse Anstalten aber zu ihrem Besten, die von den Päbsten getroffen wurden, scheinen doch auf sein Ansuchen zu Stande gekommen zu seyn. So befohl Alexander V. noch am 18 December 1409 dem Bischof zu Merseburg, wie auch dem Dechant daselbst und zu Naumburg, daß, da viele geistliche und weltliche Personen von allen Ständen die Universität in ihren Besitzungen und Einkünften zu stören angefangen hätten, sie nach diesen Feinden derselben forschen, und dieselben bey Strafe des Bannes zur Wiedererstattung anhalten sollten. Es ist wahr, daß uns dieser Schutzbefehl des Pabstes dadurch sehr unverständlich, wo nicht gar verdächtig wird, daß er darinne von Erzbischöfen und andern Prälaten, von Herzogen, Marckgrafen, Grafen, Freyherren, Städten, und andern mehr redet, welche die Schlösser, Dörfer und andere liegende Gründe der Universität an sich gerissen hätten. Man kann jedoch muthmaßen, daß entweder die Einkünfte derselben an dem Päbstlichen Hofe vergrößert worden sind, oder daß der Pabst überhaupt ihre Klagen unrichtig verstanden habe.

Die ersten Grundgesetze oder Statuten, welche diese hohe Schule seit dem Jahre 1410 nach und nach errichtet hat, sind ohne Zweifel auch von Friedrich und seinem Bruder bestätigt worden. Als im Jahre 1411 bey derselben ein Zweifel entstand, wer eigentlich zu der Meisnischen Nation gerechnet werden sollte, thaten sie den Ausspruch, daß die Meisner, Thüringer, Oberländer, Vogtländer und Lausitzer dazu gezogen werden sollten; worunter doch die letztern nachmals von Herzog Georg dem Bärtigen zur Pohlnischen Nation geschlagen worden sind. Sie

gestat-

gestatteten auch im Jahr 1415 den Magistris, welche der Arzneykunst ergeben waren, daß sie ihre eigene Facultät haben, ein Medicinisches Collegium errichten, und dasselbe mit einem Decano und sechs Beysizern bestellen möchten. Mittlerweile hatte der Pabst Johannes XXIII. in einer Bulle vom Jahr 1413 verordnet, daß von den Stiftern Meisen, Naumburg und Zeiz sechs Canonicate mit ihren Präbenden und allen Rechten der Universität Leipzig zugehören, und an Magistros der heiligen Schrift, und Doctores des Canonischen Rechts verliehen werden sollten, wenn sie gleich schon andere geistliche Pfründen besäßen. Den Befehl dieses ausführen zu lassen, hatte er an den Abt zu Pegau, und den Probst zu St. Thomä in Leipzig, ergehen lassen: die Marckgrafen hatten freylich ein näheres Recht an diese Besorgung; aber weltliche Fürsten konnten nach den Begriffen dieser Zeit bey der Austheilung der Kirchengüter nicht wohl gebraucht werden. Die Schenckung dieses Pabstes litte dadurch bald eine Veränderung, daß die Universität den Stiftern zu Naumburg und Zeiz wegen allerhand Streitigkeiten zween Canonicate zurück gab: daher ersezte der Pabst Martin V. diesen Verlust im Jahr 1421 durch zween andere, welche er ihr auf Bitte des Landgrafen Friedrichs, in dem Stifte Merseburg einräumte.

So weit war diese gelehrte Gesellschaft zu Friedrichs Zeiten gekommen: sie erfüllte auch ihre Absichten, so viel es damals geschehen konnte, nicht unglücklich. Allein wie wichtig dieses sein Geschenck für sein Vaterland und für ganz Deutschland sey, sahe man erst in dem glücklichern Jahrhunderte des Camerarius, da sie so ausnehmender Wohlthaten, welche seine Nachfolger auf sie ausschütteten, vollkommen

kommen würdig war. Sie macht Friedrichs Andencken, der sie in einer düstern kriegerischen Zeit, mit vielem persönlichen Antheil gestiftet hat, noch immer Ehre. Man hätte ihre Geschichte längst auf eine lehrreiche Art beschreiben sollen: das heißt, nicht bloß die Begebenheiten, die sich auf derselben zugetragen haben, ihre feyerlichen Handlungen, die von Zeit zu Zeit erworbenen Rechte oder Einkünfte, und das Leben ihrer Lehrer erzählen; sondern vornemlich zeigen, wie viel sie zur Aufklärung des Verstandes der Deutschen und anderer Nationen, zum Wachsthum der Wissenschaften und der wahren christlichen Religion, insonderheit auch zur Beförderung des guten Geschmacks und edler gesellschaftlicher Sitten beygetragen habe; was sie vielleicht vor Hinderniße zurück gehalten haben, in jeder dieser Absichten noch mehr zu leisten; was vor eigenthümliche Vortheile sie zur Erreichung derselben genossen, und wie sich ihre Richtung zuweilen merklich verändert habe. Nach der hohen Schule zu Wittenberg hat keine andere in Deutschland so große Verdienste, als eben diese; man muß aber auch die wahren von den eingebildeten, von solchen, die nur in einem gewissen Zeitalter vor Verdienste angesehen werden, zu unterscheiden wissen.

Es war dem Landgrafen Friedrich so wenig vergönnet, auf Anstalten dieser Art eine lange ununterbrochene Aufmerksamkeit zu wenden, daß er vielmehr eben um die Zeit, da die Universität Leipzig aufzublühen anfieng, genöthiget wurde, gegen seinen Vetter, Friedrich den Einfältigen oder den Jüngern, mit welchem er kaum die Verlassenschaft Wilhelm des Aeltern getheilt hatte, die Waffen zu gebrauchen. An denselben hatten die Grafen von

Schwarzburg eine Tochter ihres Hauses im Jahr 1407 vermählet. Diese und die Grafen zogen Friedrich den Einfältigen bald von dem guten Vernehmen ab, in welchem er bisher mit seinen Vettern gestanden hatte. Sie regierten eigentlich Statt seiner in Thüringen, und der junge Fürst, dessen gutes Gemüth und schwacher Verstand leicht gemißbraucht werden konnte, fand darinne seine Bequemlichkeit. Insonderheit hatte ihn sein Schwiegervater, Graf Günther von Schwarzburg, gänzlich eingenommen; er hielt ihn in einer Art von Gefangenschaft, so daß er niemanden ohne seinen Willen sehen und sprechen konnte, und er machte ihn so mißtrauisch, daß er schon im Jahr 1408 Maaßregeln auf den Fall nahm, wenn er mit seinen Vettern Friedrich und Wilhelm in einen Krieg verwickelt werden dürfte. Da sich die Absichten dieses Grafen geschwind offenbarten, die Länder des jungen Landgrafen zum Theil an sich zu bringen, und seinen Vettern die Erbfolge in denselben zu entziehen: so nöthigte Friedrich ihn, seinen Sohn und Bruder Heinrich in dem gedachten Jahre, zu versprechen, daß sie auf keine Weise nach den Thüringischen und Meisnischen Ländern streben, noch zum Nachtheil ihrer Besizer etwas vornehmen wollten. Allein der Graf Günther beobachtete dieses so wenig, daß nicht nur alle gemeinschaftliche Verabredungen zwischen dem jüngern Friedrich und seinen Vettern aufgehoben, auch Thüringen durch Befehdungen und Schulden äußerst entkräftet wurde; sondern auch zulezt kein Zweifel übrig blieb, daß der Graf dieses Land an den König von Böhmen, den Churfürsten von Maynz, und den Landgrafen von Hessen Stückweise zu bringen im Begriff sey. Friedrich sahe diese Unordnungen fünf Jahre hindurch geduldig an; er brauchte verschiedene gelinde Mittel dage-

dagegen, und trat noch im Jahr 1410 sein Lehnsrecht an das Schloß Tullstedt dem jüngern Friedrich ab, den er zugleich mit dem Grafen zu Gleichen aussöhnte. Da endlich alle Erbverträge umgestoßen waren, und die Gefahr des Verlustes dringender wurde: war Gewalt das einzige, wodurch Friedrich seine und seines Bruders Rechte in Sicherheit sezen konnte.

Er bediente sich doch derselben bloß zum Schrecken, nicht, wie man vielleicht bey einem so scheinbaren Vorwande erwarten könnte, um sein Gebiet zu erweitern. Er und sein Bruder Wilhelm rückten im Sommer des Jahrs 1412 mit einem kleinen Heere in Thüringen ein, und besezten die vornehmsten Städte ihres Vettern, Gotha insonderheit und Eisenach; es wurde ihnen aber der Zutritt zu denselben noch alsdenn versagt, da sie sich schon zu Gotha, wo er seinen Sitz hatte, befanden. Der Graf Günther, welcher sich nicht offenbar widersezen konnte, ließ durch einen unruhigen Edelmann, Friedrich von Heldrungen, eine Menge dürftiger Adelichen, Bauern und alle Arten des geringsten Pöbels zusammen raffen, mit welchen dieser das Land durchzog, durch Räubereyen und Mordthaten verwüstete. Man nannte dieses den Flegler-Krieg, weil sich viele Dreschet bey diesem Hauffen befanden. Doch Friedrichs des Jüngern Unterthanen nahmen überhaupt an diesen Unruhen keinen Antheil: sie wurden auch bald wieder gestillt. Die drey Marckgrafen kamen, wie es scheinet, zu Wartburg zusammen. Das ungezwungene liebreiche Betragen Friedrichs des Einfältigen gab genugsam zu erkennen, daß man ihn verführt hatte; man machte ihm Vorwürfe, daß er seine Würde so sehr vergessen hätte; bald aber

söhnten sich die Fürsten mit einander aus, erneuerten ihre Bündnisse, und die Thüringer schworen den beyden Brüdern Friedrich und Wilhelm getreu zu seyn. Diese erklärten sich auch schriftlich, daß sie ihren Unwillen gegen die Grafen von Schwarzburg aufheben, und sie gleich ihren übrigen Vasallen schützen wollten; doch sollte die Verbindlichkeit, welche dieselben im Jahr 1408 eingegangen hatten, in ihrer Kraft bleiben. So waren diese einheimischen Händel noch im Jahr 1412 mit vieler Mäßigung verglichen.

Allein Friedrich von Heldrungen übte mit seiner Rotte noch immer große Gewaltthätigkeiten aus: er erstieg in diesem Jahre das Schloß Hohnstein, und nahm den alten Grafen gefangen. Der Sohn desselben rettete sich zu dem Marckgrafen Friedrich, der sogleich den Amtleuten in Thüringen Befehl ertheilte, mit ihrem eingesessenen Adel aufzusitzen. Er belagerte selbst nebst seinem Bruder und Vetter Heldrungen, und schenckte es mit Wiehe und allen Zubehörungen, als verwürckte Lehen dem jüngern Grafen von Hohnstein. Diese Händel sind erst im Jahr 1413 gedämpft worden. Aber schon im Jahr 1414, vielleicht auch noch eher, brachen zwischen den drey Marckgrafen und dem Landgrafen Ludwig zu Hessen, heftige Feindseeligkeiten aus, von deren Ursachen keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Heinrich Herzog von Braunschweig, Friedrichs des Aeltern Schwiegervater, vermittelte zwischen ihnen in dem gedachten Jahre eine Zusammenkunft zu Mühlhausen: auf dieser beschlossen sie, daß sie einander drey Jahre lang nicht angreifen wollten, und auch nach denselben sollten sie es nicht thun, sie hätten sich denn vorher anständig bewahret. Zu gleicher Zeit geriethen Friedrich und Wilhelm auch mit dem Bischof

schof von Bamberg in Zwistigkeiten: sie verlangten gewisse Läger (ich bin ungewiß, ob dieses Waaren-Lager oder Gegenden zur Jagd gewesen sind;) an einigen Dörfern seines Stiftes, und da er solche verweigerte, suchten sie sich durch Einfälle bey ihrem Besize zu erhalten. Da aber der Bischof sich bey dem Römischen Könige beklagte, und dieser von den Marckgrafen begehrte, sich mit demselben entweder besser zu vertragen, oder mit ihm vor Gerichte zu kommen: so kann es seyn, daß sie von ihrer Forderung abgestanden sind: denn die Geschichte sagt weiter nichts davon.

Damals nahm auch Friedrich an der wichtigsten Begebenheit von Europa, die im Jahr 1414 vorfiel, großen Antheil. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Costniz, welche in demselben angefangen wurde, um die Trennung in der Kirche, die durch drey zugleich herrschende Oberhäupter verursacht ward, und die Religionsstreitigkeiten des Johann Huß in Böhmen, beyzulegen; diese zahlreiche Zusammenkunft sezte fast ganz Europa in Bewegung. Siegmund, welcher jezt Römischer König war, hatte sie nebst dem Pabste Johann XXIII. ausgeschrieben: er war auch mit vielen deutschen Fürsten selbst zugegen. Friedrich schickte im Anfange nur seine Gesandten dahin. Ein neuerer Schriftsteller (*Fabricius in Originibus Saxonicis*) nennt darunter die Bischöfe von Meisen, Merseburg und Naumburg, ingleichen die Aebte von Zelle, Chemnitz und Pegau; aber diese Bestimmung ist weder zuverläßig, noch wahrscheinlich genug. Diese Prälaten scheinen die Kirchenversammlung, wenn sie anders alle zu derselben gereiset sind, nur in ihrem eigenen Nahmen besucht zu haben, und die Meinung, daß der Bischof von Merseburg,

als Friedrichs Canzler, auf das Concilium gesandt worden sey, bedarf noch erst eines bessern Beweises, als man aus Müllers Sächsischen Jahrbüchern führen kann. Ich weiß nicht, ob man eben so von der Nachricht urtheilen dürfe, daß er selbst noch im Jahr 1414 mit einem langen und prächtigen Gefolge zu Costniz erschienen sey. Der Zusammenhang seiner Geschichte streitet, so viel ich sehe, dagegen: ich vermuthe daher, daß die beyden alten Schriftsteller, auf welche man sich beruft, mit einer nicht ungewöhnlichen Vermischung, von seiner spätern Ankunft im Jahr 1417 reden.

Mit eben dem Eifer, mit welchem er diese Kirchenversammlung annahm und beschickte, sorgte er auch zugleich im Jahr 1414 für die Erhaltung der herrschenden Religion in seinen Ländern. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte waren in Italien die Geißler (Flagellantes) aufgekommen, und hatten sich seitdem in das übrige Europa verbreitet: eine Art schwärmerischer Christen, welche öffentlich mit entblößtem Leibe herumliefen, und unter wahnwizigem Geschrey sich auf das schärfste geisselten, um sich durch diese freywillige Strafe die Gnade Gottes zu erwerben. Eine solche Ausschweifung floß sehr natürlich aus den Grundsäzen der damaligen Religion, welche die Menschen hauptsächlich durch ihre Ausleger, die Mönche, lehrte, durch Martern, die sie ihrem Leibe selbst auflegten, die Vergebung ihrer Sünden bey Gott zu erlangen. Allein sie wurde so ärgerlich, und von so vielen Thorheiten begleitet, daß die Fürsten und die Päbste selbst, sie endlich verboten; sie hat sich aber dennoch, ihrem Grunde nach, nur mit mehrerm Anstande, in der Römischen Kirche erhalten. Dergleichen Geißler zeigten sich bereits im Jahre 1349 in

Thü-

Thüringen und Meisen, unter beyderley Geschlechtern. Jezt aber waren sie von neuem, wiewohl ziemlich verändert, unter der Anführung eines gewissen Conrad Schmidt oder Faber, in eben diesen Ländern, gegen das Jahr 1411 aufgelebt. Sie verwarfen alles, was die Römische Kirche von der Kraft der Sacramente, vom Fegfeuer, von den Gebetern für die Verstorbenen, und vielen andern gottesdienstlichen Anstalten lehrte. Wer aber, sagten sie, nur dasjenige glaubt, was im Apostolischen Glaubensbekenntnisse enthalten ist, das Vater Unser und den Gruß Mariä fleißig hersagt; insonderheit aber zu gewissen Zeiten seinen Körper geisselt, und sich auf diese Art für seine Sünden selbst bestraft, der wird gewiß seelig werden. Vielleicht hatten diese Leute überhaupt ein Mißfallen an der Last unzähliger Cärimonien und abergläubischer Andachtsübungen, mit welchen die Christen damals beschwert waren; aber ihre Bemühung, die Religion einfältiger und reiner zu machen, schlug in entgegengesezte Arten des Unsinns aus. Man nahm eine Menge derselben gefangen; ein Ketzerrichter oder Inquisitor, Heinrich Schönefeld, welcher ihre Irrthümer untersuchte, ließ ihrer viele zu Sangerhausen im Jahr 1414 verbrennen: und man erzählt, daß Friedrich nebst seinem Bruder und Vetter dabey gegenwärtig gewesen sey. Freylich konnten seine Einsichten nicht weiter reichen, als daß er die Lebensstrafen der Ketzer, diese den ältern Christen unbekannte, aber zur Herrschaft der Geistlichkeit so nothwendige Lehre, vor eben so gerecht hielt, als die Todesstrafe der größten Verbrecher; daß er alles vor kezerisch und irrig ansah, was dem Religionsgebäude und der Kirchenregierung seiner Zeit im geringsten widersprach; und daß er willig zugab, ein Fürst dürfe bey seinen Unterthanen,

welche solcher Irrthümer angeklagt werden, nicht sein Ansehen zu ihrem Schutze, oder zu einer gelindern Begegnung, in gewissen Fällen auch zu einer gemäßigten Züchtigung derselben, anwenden; sondern er müsse selbst durch Beförderung ihres Todes sein Land reinigen.

Dieses Beyspiel allein giebt von Friedrichs Religion und Gottseeligkeit schon einen Begriff, der unserer Erwartung gemäß ist. Er war im Schooße der Römischen Kirche gebohren und erzogen worden: alle Lehren und Gebräuche derselben waren also für ihn heilig; er scheinet weder Zweifel dagegen gehabt, noch, wenn sie bey ihm entstanden, Gelegenheit zu einem bessern Unterrichte vor sich gesehen zu haben, als ihm die Geistlichkeit ertheilte: denn durch die Schuld derselben war die heilige Schrift für ihn verschlossen. Im Vertrauen auf die Lehrer der Religion, war er derselben aufrichtig und eifrig zugethan: mit redlichem Gemüthe übte er dasjenige aus, was sie ihm als göttliche Vorschriften darstellten. Daher stiftete oder bestätigte er nebst seinen Brüdern so viele Seelmessen: denn wer hätte es ihm sagen können oder wollen, daß diese Art das heilige Abendmahl zur Schau, nicht zum Genuß der Christen, zu halten, und die ihnen doch im Leben und nach dem Tode helfen sollte, eine späte Erfindung des Aberglaubens sey? Er war unermüdet den öffentlichen Vortrag der Religion zu hören; und jedermann weiß doch, wie elend derselbe zu seiner Zeit gewesen sey. Ein Mönch, der vor ihm predigte, vergaß sein langes Geschwäze zu endigen; die Zeit der Mittagsmahlzeit war vorhanden, und einer von den Hofbedienten erinnerte den Fürsten daran. Allein dieser antwortete ihm: „Was sagst du vom Mittagsmahl? laß

uns

„uns jezt sättigen mit dem Himmels-Brodte, mit „dem Manna des ewigen Lebens.„ Worte, die eines Zuhörers des Chrysostomus würdig gewesen wären. Friedrich wollte insonderheit auch die Feyertage mit einer gänzlichen Ruhe von der Handarbeit begangen wissen. Man hat von ihm einen Innungsbrief, welchen er den Gerbern zu Leipzig gegeben hat: in demselben befiehlt er unter andern, daß derjenige unter ihnen, welcher an einem Feyertage oder in einer Feyernacht arbeiten würde, ein bestimmtes Gewicht von Wachs zu den Kerzen geben sollte, die beym Gottesdienste brennen. Seine Geschencke an die Stifter, Clöster, Kirchen und Pfarrer, die er oft gemeinschaftlich mit seinen Brüdern und Anverwandten austheilte oder genehmigte, sind ungemein zahlreich. Man findet darunter Dörfer, Gärten, Aecker, Gehölze und andere liegende Gründe, nebst vielen ihm eigenen Zinsen und Einkünften. Friedrich beschüzte die Geistlichkeit überhaupt sehr fleißig, und suchte ihr mehr Ruhe und Bequemlichkeit, als seine übrige Unterthanen, besonders wegen der fortwährenden Kriege hatten, zu verschaffen.

Ehe noch die im Jahr 1411 zwischen Friedrich und seinem Bruder errichtete Mutschierung, oder abwechselnde Regierung ihrer gemeinschaftlichen Länder auf vier Jahre, zu Ende gieng, erhub sich eine kleine Mißhelligkeit zwischen ihnen, weil Friedrich den Antheil seines Bruders besser befand als den seinigen. Sie kamen aber bald im Jahr 1415 mit einander überein, den Burggrafen zu Nürnberg und den Bischof von Naumburg zu Schiedsrichtern zu wählen: und diese thaten den Ausspruch, daß Wilhelm eine neue Oerterung oder Theilung der Städte und übrigen Oerter machen, Friedrich aber die

Kuhr oder Wahl haben, die Räumung binnen einer gewissen Zeit geschehen, der Besiz zwölf Jahre dauern, und nach deren Verfließung, wenn es Wilhelm begehrte, ein Wechsel Statt finden sollte. Diese Vorschläge wurden der Grund zu einem Vergleiche zwischen beyden Brüdern. Friedrich behielt seinen Antheil mit einigen Zulagen und Verbesserungen noch ferner. Sie ließen auch einige Jahre darauf, da noch etliche streitige Punkte zwischen ihnen übrig waren, dieselben durch vier von Adel und die Bürgemeister in vier Städten von beyden Theilen, Leipzig, Jena, Altenburg und Torgau, im Jahr 1418 entscheiden. Und noch im Jahr 1421 verbanden sie sich mit einander, allen Unglauben gegen einander abzuthun, das ist, kein Mißtrauen oder Uneinigkeit gegen sich zu nähren; wenn sich aber Zwistigkeiten unter ihnen regten, solche durch bestimmte Schiedsleute von ihrem Adel aufheben zu lassen. Die Beschwerden gegen ihren Vetter, Friedrich den Einfältigen, haben auch nicht ganz geruhet. Sie ließen im Jahr 1420 die neu entstandenen Irrungen mit demselben zu Dresden beylegen; erlaubten ihm, für fünf und zwanzig tausend Rheinische Gülden von seinen Besizungen, zu Abtragung seiner Schulden, zu verkauffen; doch sollte er es seinen Vettern melden, wie er dieses Geld anwende: und sowohl seine Gemahlinn als seine Räthe sollten schriftlich versprechen, daß sie nichts von seinen Ländern zu Friedrichs und Wilhelms Nachtheil entwenden, noch ihn in neue Schulden kommen lassen wollten.

In diese Zeit, nach dem Jahre 1414, oder in dasselbe, gehöret eine Beschuldigung, mit welcher einige alte Hessische Schriftsteller Friedrichs Ruhm zu verdunckeln gesucht haben. Ich bin keineswegs ent-

entſchloſſen, ihn ohne alle Fehler zu finden; aber auch nicht geneigt, ihm andere als genugſam erwieſene Vergehungen zuzuſchreiben. Dieſe Geſchichtſchreiber erzählen, daß er ſich auf eine hinterliſtige Art bey dem Könige Siegmund bemühet habe, dem jungen Landgrafen von Heſſen Ludwig ſein Land unter dem Vorwande zu entreißen, daß derſelbe ein gebrechliches, der Regierung unfähiges Kind ſey; Thüringen aber und Heſſen ohnedieß in den ältern Zeiten unter Einem Beherrſcher geſtanden hätten, und ſein Recht an Heſſen unſtreitig wäre. Allein Siegmund, ſezen ſie hinzu, habe ihn abgewieſen, nachdem er den Landgrafen ſelbſt geſehen, und ganz anders gefunden hätte. Die Heſſen ſind die einzigen, welche dieſe Nachrichten melden: man ſucht ſie vergebens bey einem andern Schriftſteller dieſer Zeit; ja ſelbſt in dem Archiv des Heſſiſchen Hauſes. Schon deswegen alſo könnte man ſtarck zu zweifeln anfangen: und da entweder kein Jahr, in welchem ſich dieſer Vorfall zugetragen haben ſoll, oder ſehr unwahrſcheinlich das 1422ſte angegeben wird, da Ludwig ſchon ſeit fünf Jahren die Belehnung über ſein Land empfangen hatte, ſo wird dieſe Erzählung dadurch noch wanckender. Aus Friedrichs Geſchichte ſelbſt erhält ſie gar keine Wahrſcheinlichkeit. Sein Schwiegervater, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, war Vormund des jungen Ludwigs, und hätte ihm bey Abſichten dieſer Art am erſten behülflich ſeyn können; man trift aber keine Spuren an, daß ſolches würcklich geſchehen ſey. Es iſt wahr, wie ich oben bemerckt habe, daß die ſämmtlichen Landgrafen von Thüringen mit dem Landgrafen von Heſſen einen Krieg geführt haben. Allein er wurde im Jahr 1414 durch einen dreyjährigen Frieden geendiget: und dieſen Frieden verlängerte man nachmals auf drey andere

dere Jahre; ja beyde Theile schlossen immer neue Bündnisse mit einander. Vielleicht ist der eben gedachte Krieg, in welchem die Thüringer und Hessen einander vieles Uebel zufügten, die erste Veranlassung zu einer so verhaßten Nachrede gewesen. Es kann auch seyn, daß Friedrich die Mitbelehnung von Hessen nebst dem jungen Landgrafen, bey dem Römischen Könige in der That gesucht habe. Ludwig war in seiner Jugend immer kränklich, und Friedrich, der unwidersprechlich das nächste Recht zur Erbfolge in Hessen hatte, mag dieses bey Siegmunden vorgestellt haben, um zeitig genug, wenn der Fall aufkäme, seines Besizes versichert zu seyn. Dieses sind nur Vermuthungen, wird man sagen; jedoch ein Kenner der Geschichte in Hessen selbst, hat schon längst aus derselben die Beschuldigung, von der ich rede, und die er nicht glaubwürdig findet, hergeleitet: sie können also so lange zur Erläuterung derselben dienen, bis man ihr mehr Gewißheit gegeben hat.

Die Kirchenversammlung zu Costniz hatte unterdessen ihre vornehmsten Thaten verrichtet; alle drey zugleich regierende Päbste abgesezt; seine Oberherrschaft über die Päbste durch einen feyerlichen Schluß behauptet; die Einsezung des heiligen Abendmahls willkührlich in den Genuß einer einzigen Gestalt verändert, auch zween unschuldige Männer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, als vermeinte Kezer, verbrennen lassen: Handlungen, an welchen Friedrichs Gesandten, wenn sie weltliche waren, kaum einen andern Antheil werden genommen haben, als nicht zu widersprechen. Er selbst reiste im Jahr 1417 dahin; vermuthlich, weil auch andere als Kirchen-Angelegenheiten daselbst abgehan-

handelt wurden. Der Kayser, der Churfürst von Sachsen, Rudolph, und viele andere Fürsten holten ihn vor der Stadt ein, und Friedrich hielt seinen Einzug zu Costniz mit einer Pracht, die man noch an keinem Deutschen Fürsten daselbst gesehen hatte, indem er von vielen Grafen und einigen hundert seiner Edelleute, welche mit Golde und Silber gleichsam bedeckt waren, begleitet wurde. Aber wenige Wochen darauf reiste er weit eilfertiger als er gekommen war, und voll Unwillen gegen den Kayser, zurück. Er hatte von demselben die Belehnung seiner Länder, zugleich aber auch einiger Böhmischen Städte begehret, welche durch das Recht der Eroberung sein Eigenthum geworden waren. In Ansehung der leztern wollte ihm der Kayser, der des Böhmischen Königs Wenzel Bruder und vermuthlicher Erbe war, nicht willfahren. Daher weigerte sich Friedrich auch die Belehnung von Meisen anzunehmen; er sagte beym Abzuge die drohenden Worte: „Was der König mir jezt zu Costniz versagt, das „wird er mir vielleicht im freyen Felde gerne verlei„hen.„ Und würcklich traf auch diese Vorhersagung im Jahr 1420 ein, da er sich mit Siegmunden in dem Lager vor Prag befand. Er hatte sonst noch zu Costniz nebst den übrigen Reichsständen darein gewilliget, daß der Kayser von allen Juden im Deutschen Reiche den dritten Pfennig ihrer Güter einfordern lassen möchte: doch mit dem Zusaze, daß ihm dieser gute Wille an seinen Fürstenthümern, Herrschaften, Freyheiten und Rechten durchaus unschädlich seyn sollte.

Friedrich war in diesen Jahren nicht frey von innerlichen Unruhen gewesen. Er mußte verschiedene Böhmische Edelleute, welche in seinem Gebiete Feind-

Feindseligkeiten ausübten, zum Frieden nöthigen. Im Jahr 1415 erkühnte sich ein Herr von Staupitz, Dietrichen von Bernwalde aus seinem Schlosse Kriebenstein zu verjagen. Friedrich belagerte ihn darinne; erlaubte aber, bey der Uebergabe, seiner Frau, daß sie frey ausziehen, und dasjenige, was ihr am liebsten wäre, mitnehmen dürfte. Diese trug ihren Mann zum Thor hinaus: daher mußte ihn Friedrich wider seinen Willen ungestraft lassen. Die deutschen Frauen haben mehrmals einen solchen Beweis ihrer Treue abgelegt: ich weiß nicht, ob er auch in der Geschichte anderer Nationen vorkömmt.— Kaum war Friedrich im Jahr 1417 von Costniz zurückgekommen, als er einen Einfall zu rächen hatte, den der Fürst Bernhard von Anhalt und der Graf zu Reinstein, in das Stift des abwesenden Bischofs von Merseburg vornahmen. Er nahm den Grafen auf seiner Flucht nebst vielen Edelleuten gefangen. Da er ihn hierauf dem Dom-Capitel zu Merseburg und dessen Hauptleuten zur Bewachung überließ, mußten diese ihm und seinem Bruder angeloben, daß sie mit demselben und andern Mitgefangenen nach dem Willen dieser Fürsten umgehen wollten. Der Graf wurde erst nach drey Jahren losgelassen, nachdem er eine beträchtliche Summe Geldes bezahlt, und wegen seines künftigen Verhaltens viele Bedingungen beschworen hatte.

Aber alle diese unerheblichern Kriege sind von dem größten und grausamsten, der in diesem Jahrhunderte geführt worden ist, von dem Hußitischen seit dem Jahr 1420 verdrungen worden: und Friedrich hat sich mit demselben sein ganzes übriges Leben hindurch beschäftiget. Er hätte allem Ansehen nach vermieden werden können, wenn man die Reli-

gion

gion nicht zu Ungerechtigkeiten gemißbraucht, nicht willkührlich festgesezte Begriffe von derselben mit Gewalt hätte einführen wollen. Allein die treulose Art, auf welche Johann Huß und sein Gefährte von dem Concilio zu Costniz zum Tode waren verurtheilt worden, erbitterte den größten Theil der Böhmen ungemein, und die Strafgeseze, die man wider Hußens Anhänger gab, feuerten diese nur noch mehr zum Widerstande an. Der Besizer seines Geburtsortes, Nicolaus von Huß oder Hußinecz, warf sich zuerst zum Anführer von mehr als vierzig tausend Menschen auf, welche die Wiederherstellung beyder Gestalten des heiligen Abendmahls forderten. Zu gleicher Zeit, im Jahr 1419 begieng ein anderer Hauffen, unter dem nachmals so berühmten Feldherrn, Johann Ziska, die ersten Feindseeligkeiten zu Prag: alle waren entschlossen, Hussens Todt zu rächen. Da auch eben damals der König von Böhmen Wenzel, der bey diesen Religionszwistigkeiten seinen Unterthanen alle Freyheit gelassen, und Hußens Parthey sogar beschüzt hatte, starb, wollten die Böhmen seinen Bruder, den Kayser, nicht als Nachfolger erkennen; die gütlichen Unterhandlungen, die deswegen angestellt wurden, zerschlugen sich fruchtlos, und es fieng sich ein Krieg von vielen Jahren an, in welchem sich beyde Theile, wie es in allen so unanständig genannten Religionskriegen gegangen ist, mit großer Unmenschlichkeit begegneten. An diesem Kriege nahm Friedrich weit mehr aus Eifer für die Religion, als aus Ergebenheit gegen den Kayser, einen sehr vorzüglichen Antheil. Man hatte ihm die Hußiten als gottlose Ketzer vorgestellt, die man zum Gehorsam gegen die Kirche zwingen, und mit Lebensstrafen belegen müsse; gleichwohl verfochten sie, mitten unter einigen Fehlern, eine mehr

christ-

christliche Lehre, als die Römische Kirche bekannte. Friedrich, dessen angebohrne Tapferkeit durch diese Veranlassung eine neue Nahrung fand, überließ sich ihr so sehr, daß die Hußiten, so lange er lebte, keinen muthigern und geschäftigern Feind hatten. Er glaubte der Religion, aber auch dem Pabste, der im Jahr 1420 das Creuz wider die Hußiten predigen ließ, alles schuldig zu seyn: die Kriegskosten nöthigten ihn, seine Unterthanen mit vielen Auflagen zu beschweren; er litt auch mehr als einmal durch diesen Krieg einen empfindlichen Verlust; aber er blieb standhaft, und man irret vielleicht nicht, wenn man sagt, daß er für seine gutgemeinten, obgleich nicht aufgeklärten Gesinnungen, belohnt worden sey, oder sich doch vor belohnt gehalten habe.

Friedrich und sein Bruder Wilhelm waren die ersten Deutschen Fürsten, welche dem Kayser mit ihren Kriegsvölckern im Jahr 1420 zu Hülfe kamen, als er Prag belagerte. Hier, als dieser in dem Felde vor Prag auf seinem Stuhle saß, in seiner Majestät gezieret mit seiner und des Römischen Reichs Crone, so drückt er sich selbst in dem Belehnungsbrief aus, gaben ihm die beyden Fürsten nebst ihrem Vetter Friedrich, alle ihre Fürstenthümer, Herrschaften, Lande und Leute in seine Hände, und baten ihn, sie mit denselben zu belehnen: er that solches auch, ohne Ausnahme, nachdem er von ihnen vorher die gewöhnliche Huldigung, Gelübde und Eyd, den sie ihm zu allen Heiligen schworen, genommen hatte.

Die Belagerung von Prag, zu welcher Friedrich und Wilhelm ihre Soldaten geführt hatten, war mittlerweile angefangen worden. Diese erhielten

Be-

Befehl, einen befeſtigten Berg in der Nähe der Stadt anzugreifen, und verrichteten dieſes ſo glücklich, daß ſie die Höhe erreichten, wo Ziska ſelbſt in Gefahr gerieth umzukommen. Da man ihn aber aus der Stadt verſtärckte, wurden ſie mit großem Verluſte zurückgetrieben. Sie warfen die Schuld von ihrem Unglücke auf die Böhmiſchen Herren, welche ſich bey dem Kayſer befanden, als wenn dieſelben ein Verſtändniß mit den Einwohnern von Prag hätten: ihr Mißtrauen war auch nicht völlig ungegründet. Siegmund ließ ſich von dieſen Herren dergeſtalt einnehmen, daß er weiter keine lebhafte Maaßregeln gegen Prag gebrauchte, und weder Friedrichs noch anderer Fürſten Rath verlangte. Er ließ ſich in dem Schloſſe des heiligen Wenzels krönen: damit meinte er ſeine vornehmſte Abſicht erlangt zu haben. Darauf hob er die Belagerung auf, und das ganze Heer gieng auseinander. Friedrich und die übrigen Fürſten wollten die Hußiten in den Schlöſſern und Dörfern angreifen; der Kayſer aber, der ſolches nicht verſtattete, wurde deswegen als ein Ketzerfreund ausgeſchrieen. Er hoffte die Hußiten mit Gelindigkeit auf ſeine Seite zu ziehen, und wurde durch zu leicht geglaubte Verſprechungen hintergangen.

Durch dieſes Betragen ließ ſich Friedrich nicht abhalten, ihm ferner Beyſtand in dieſem Kriege zu leiſten. Er, ſein Bruder und Vetter, verbanden ſich, um es deſto ſicherer und kräftiger thun zu können, im Jahr 1421 mit den Churfürſten zu Maynz, Trier, Cölln und Pfalz, welche ihnen verſprachen, daß ſie ihnen zu Tilgung dieſer Kezerey, auch gegen diejenigen, ſo ſie unterſtüzen, oder den Marckgrafen um dieſer Vereinigung willen einigen Schaden zufügen würden, Hülfe erzeigen; wenn die Hußiten

ihr Land überziehen sollten, sie mit allem ihrem Vermögen vertheidigen, und in ihren eigenen Gebieten die sorgfältigsten Anstalten treffen wollten, daß sich keiner von diesen ihren Feinden darinne aufhalten könnte. Bald darauf schloß auch Friedrich mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern zu Glogau, als bevollmächtigtem Landvogte in der Oberlausiz in Siegmunds Nahmen, ein Bündniß auf fünf Jahre, durch welches er sich anheischig machte, dieses Land wider die Hußiten zu beschützen.

Als er im Begriff war, in Böhmen wieder einzurücken, schickten ihm die Räthe und Gemeinen der Stadt Prag, nebst den Ständen von dieser Parthey, ein Schreiben zu, in welchem sie sich beklagten, daß er, ohne genau zu wissen, warum sie sich bisher dem Könige Siegmund widersezt hätten, und bloß auf ein falsches Gerüchte, sich von diesem wider sie habe aufbringen lassen: sie schickten ihm daher ihre vier Protestations-Artikel zu, aus welchen ersehen würde, daß sie um keiner andern Ursache, als um der göttlichen Wahrheit willen, von dem Könige verfolgt würden; sie bäten ihn daher, sich von demselben zu trennen, und das Land nicht weiter zu verwüsten. Sie schlossen ihren Brief mit den Worten: „Ew. Gnaden haben es wohl erfahren, was dieser „König oft und augenscheinlich vor Anstalten zu Ihrem „Verderben getroffen hat: sehen Sie sich daher vor „ihm vor, da er jezt Ihr Freund geworden ist. „Wäre er Ihrer Hülfe gegen uns nicht benöthigt ge„wesen, er würde niemals ihr Freund geworden „seyn.„ Diese Warnungen, von denen man nicht allerdings sagen kann, daß sie keinen wahren Grund gehabt haben, würden vermuthlich bey Friedrich einigen Eindruck gemacht haben, wenn es nicht in

sei-

seinen Augen Ketzer gewesen wären, von welchen sie kamen.

Da er also unverändert gegen sie im Jahr 1421 zog, fand er bald Gelegenheit zu einem Angriffe. Die Prager suchten Brüx, welche Stadt er nach dem Auftrage des Kayserś mit einer Besazung versehen hatte, mit Sturm einzunehmen: er eilte daher mit einem ziemlichen Heere, begleitet von dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, und von einigen Böhmischen Herren, sie zu entsezen. Es kam daselbst im August zum Treffen, in welchem über zweytausend Hußiten umkamen, und noch sechshundert Gefangene von ihnen — zum Beweise daß es ein Religionskrieg war — umgebracht wurden. Friedrich hatte kaum funfzig Mann verloren, er blieb auch noch eine Zeitlang in Böhmen stehen, wo er ein paar Städte besezte. Er allein konnte die Böhmen nicht bezwingen; die andern deutschen Fürsten aber, welche bald nach dieser Schlacht mit einem sehr großen Kriegsheere in Böhmen eindrangen, kehrten aus Uneinigkeit, und weil der Kayser sich bey ihnen nicht einfand, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück.

Friedrich begab sich nun im Jahr 1422 auf den Reichstag zu Nürnberg, wo man standhaftere Maaßregeln wider die Hußiten nehmen wollte. Es wurde daselbst ein Anschlag zu einem allgemeinen Zuge der Reichsfürsten verfertiget, und festgesezt, was ein jeder an Volck oder Geld dazu beytragen sollte: woraus eben die erste Reichs-Matrikel erwachsen ist; ein Verzeichniß, das ohnerachtet des ungemein veränderten Zustandes von Deutschland in den neuern Zeiten noch jezt keine andere Gestalt hat, als die es nachmals im Jahr 1521 bekam. Friedrich und die

übrigen Marckgrafen von Meisen wurden in dem gedachten Anschlage nicht genannt, weil sie gleich Anfangs dem Kayser ungemessene Dienste versprochen hatten. Aber eben darum versuchten einige, sie von diesem Kriege, als in welchem sie sich und ihre Kriegsvölcker ganz umsonst aufopferten, abzuziehen. Um diesem ausbrechenden Mißverständnisse vorzubeugen, wurden die Churfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Unterhändlern und Schiedsrichtern gewählet, welche zwischen beyden Partheyen einen Vertrag vermittelten, Kraft dessen Siegmund den drey Marckgrafen von Meisen, für die Forderung von neunzigtausend Rheinischen Gülden, welche ihre geleisteten Dienste ausmachten, einige Schlösser im Vogtlande und andere Güter, welche Graf Heinrich von Schwarzburg bisher auf gleiche Art inne gehabt hatte, und die sie von demselben lösen sollten, ingleichen seine Gerichte am Closter Oßeck, und dem Hofe zu Lantschiz, auch das Schloß zu Mühlberg, verpfändete. Zugleich wurde bedungen, daß der Kayser seine Ansprüche auf einige Schlösser, welche von der Crone Böhmen an die Marckgrafen von Meisen gelangt waren, nicht eher erneuern sollte, als bis er jene verpfändete Besitzungen wieder eingelöset hätte. Sie versprachen dagegen, den ganzen Böhmischen Krieg gemeinschaftlich und bis ans Ende getreu mit dem Kayser zu führen, auch insonderheit das eben von den Hußiten belagerte Schloß Carlstein zu entsezen. Sie konnten jedoch diese lezte Absicht nicht ausführen, weil sich das Reichsheer erst im October vereinigte, und auch alsdenn Carlstein sich selbst überließ; glücklicher Weise aber hoben die Hußiten bald hernach die Belagerung auf, nachdem die Meisnische Besazung das Schloß sechs Monathe vertheidigt hatte.

Wäh-

Während dieser Unterhandlungen und Unruhen war der lezte Churfürst von Sachsen aus dem Hause Ascanien oder Anhalt, Albrecht III. im Jahr 1422. gestorben, ohne männliche Leibes-Erben zu hinterlassen. Die Chur und das Herzogthum Sachsen wurden dadurch erledigt, und es beworben sich bald mehrere Fürsten darum bey dem Kayser. Der Churfürst Ludwig der Bärtige, Pfalzgraf am Rhein, suchte diese Würde für seinen ältesten Sohn Ludwig den Sanftmüthigen. Er konnte keine Ansprüche vorbringen, und erwartete es bloß von der Gnade des Kaysers. Auf der andern Seite behauptete **Friedrich** I. Churfürst von Brandenburg, daß dieses eröffnete Lehn seinem Hause zugehöre, weil sein ältester Sohn Marckgraf Johann die lezte Prinzeßinn des ausgestorbenen Churstammes, Barbara, des Churfürsten Rudolph III. Tochter, zur Gemahlinn hätte. Man sezt hinzu, daß der Bischof von Brandenburg noch andere Gründe zur Bestätigung der Anforderung seines Churfürsten ausfindig gemacht, und im Fall, daß der Churprinz nicht durchdringen sollte, den Vorschlag gethan habe, dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, als einem Nachkommen der alten Herzoge von Sachsen, zur Erlangung der Chur behülflich zu seyn: würcklich wären auch in dieser leztern Absicht von beyden Fürsten einige Maaßregeln genommen worden. Dieser Churfürst that noch mehr: er bemächtigte sich bald nach Albrechts Tode der Stadt Wittenberg und des Churkrayses; doch vermüthlich nur, um dieses Land so lange zu schützen, bis es ihm von dem Kayser würde zugeeignet worden.

Allein dieser hatte sich gleich Anfangs entschlossen, den Marckgraf Friedrich den Streitbaren sei-

nen Mitbewerbern vorzuziehen. Schon am 6 Jänner des Jahrs 1423 machte er in einer zu Preßburg ausgestellten Urkunde bekannt, daß er demselben das Churfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, mit allen seinen Ehren, Würden und der Wahl eines Römischen Königs, nebst Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Städten, Landen und Leuten, auch allen andern Zubehörungen, so wie es an den Kayser und das Römische Reich heimgefallen, für ihn und seine Nachkommen männlichen Geschlechts ertheilet habe, und bereit sey, ihn damit zu belehnen, nur das Schloß Kalau und das Kloster Doberlug ausgenommen, welche er, weil sie zur Crone Böhmen gehörten, sich vorbehielt: er versprach ihm auch zur Erlangung dieser Länder und Würden zu helfen, und ihn beym Besitze derselben zu handhaben. Zugleich befohl auch Siegmund dem Adel und den Städten des Fürstenthums zu Lausitz, Budißin, Zittau und den übrigen Sechsstädten, daß sie, wenn die Einwohner des Herzogthums Sachsen sich weigern sollten, dem Marckgrafen von Meisen zu huldigen, ihm dazu, auf Verlangen des Kayserlichen Bevollmächtigten, mit aller Macht behülflich seyn sollten. Der Kayser schickte nemlich damals den Grafen Johann von Lupfen, Landgrafen zu Stulingen, und Herrn zu Hohenack, seinen und des Römischen Reichs Rath in das Herzogthum Sachsen, um dasselbe einzunehmen, und dem Marckgrafen Friedrich feyerlich zu übergeben.

Der neue Churfürst war gegen die Ansprüche der übrigen Fürsten genugsam gesichert. Dem Churfürsten von der Pfalz war von dem Kayser geantwortet worden, es sey in dem Römischen Reiche ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwey Churfürstenthümer besitzen sollten; — ganz unerhört war es

frey-

freylich nicht gewesen. Eben dieses wurde dem Churfürsten von Brandenburg gesagt; aber außerdem wurde demselben vorgestellt, der Kayser habe bey dem fortdaurenden Kriege viel Geld nöthig gehabt, und Friedrich habe immer die Kosten dazu hergegeben; Sachsen-Wittenberg sey ein kleines Land, für welches ihm Friedrich leicht so viel zahlen könnte, als es betrüge, wie dann auch der Kayser denselben dahin vermögen wollte, ihn mit einer ziemlichen Summe Geldes zu befriedigen; überdies wäre der Kayser bereit, ihm diesen Abgang durch andere Anwartschaften, Verträge und Erbvereinigungen zu ersezen, auch selbst auf die Marck Brandenburg auf ewig Verzicht zu thun. So wurde der Churfürst von Brandenburg zufrieden gestellt: er zog bereits im Jahr 1423 seine Besazungen aus dem Churkreise, und räumte ihn seinem neuen Herrn ein; wobey er nebst seinem Sohne allen Rechten entsagte, welche sie darauf zu haben vermeinten. Friedrich aber verband sich schriftlich, ihm zu einiger Vergütung, zehntausend Schock Böhmischer Groschen zu zahlen. Der Anfang dazu wurde gleich gemacht, und im Jahr 1427 war endlich alles abgetragen: es sollten zwar dem Churfürsten von Sachsen dreytausend Schock daran erlassen werden, wenn er dem Kayser zu Hülfe den verabredeten Zug wider den König von Pohlen vornehmen würde, der nach der Böhmischen Crone trachtete; allein da dieser seine Gesinnung änderte, hatte man auch nicht nöthig ihn zu bekriegen.

Kaum aber war Friedrich von dieser Seite beruhigt, als ihm die Chur Sachsen von dem Herzoge Erich von Lauenburg mit vielem Eifer streitig gemacht wurde. Dieser Fürst war in der That der nächste Anverwandte des lezten Sächsischen Churfürsten: er stammte aus dem Ascanischen Churhause her;

her; seine Vorfahren aber hatten der ältern Linie die Churwürde überlassen müssen. Er war in Preußen, als Friedrich diese jezt erlangte: daher beschwerte er sich nach seiner Zurückkunft, im Anfange des Jahrs 1423. bey dem Kayser und bald auch bey den Churfürsten, als über ein ausnehmendes Unrecht, das man ihm erwiesen hätte. Friedrich erklärte sich im Jahr 1424, daß er wegen dieser Anforderung des Herzogs, vor dem Römischen Könige, oder vor einem andern Richter, welchen derselbe sezen würde, auch vor den Churfürsten, als Urtheilern, sich stellen, und was sie nach den Gesezen und Freyheiten des Reichs darüber aussprechen würden, unverbrüchlich halten wolle. Es wurde keine solche Untersuchung angestellt, und Erich gab sich noch ferner ungemeine Mühe, sein Recht zu behaupten. Da sie in Deutschland fruchtlos war, wandte er sich im Jahr 1427 an den Pabst Martin V. der ihm aber bloß eine Fürsprache bey dem Kayser bewilligte, die nicht einmal angenommen wurde. Selbst nach Friedrichs Tode sezte er seine Forderung mit gleicher Hitze fort: ob gleich alles vergeblich war; so haben doch seine Nachkommen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, diese Ansprüche von Zeit zu Zeit erneuert, bis ihr männliches Geschlecht im Jahr 1698 erloschen ist.

Die Geschichtschreiber, und der Kayser selbst, haben nicht vergessen, die Ursachen anzuzeigen, warum Friedrich ohne einige Verwandtschaft mit den Churfürsten aus dem Anhältischen Hause, gleichwohl mit Vorbeygehung des Herzogs Erich, zum Nachfolger ihrer Würden gesezt worden sey. Der Kayser berief sich vornemlich darauf, daß er mit der Chur und dem Herzogthum Sachsen, als mit einem ihm und dem Reiche recht und redlich verfallenem und

ange-

angeſtorbenem Lehn, wovor es auch die übrigen Churfürſten angeſehen haben, nach ſeinem Gefallen handeln, und es ohne Abſicht auf die Verwandtſchaft dem würdigſten ertheilen könne. Seit den Zeiten ſeines Vaters Carls IV. und inſonderheit der Güldenen Bulle gemäß, welche unter ſeiner Regierung als ein Reichsgeſez war errichtet worden, fielen dergleichen Reichslehen keineswegs an die Seitenlinien, wenn dieſe darüber nicht mitbelehnt worden waren, ſondern wurden nach Abgang des männlichen Geſchlechts der Erſtgebohrnen, vor eröffnet gehalten. Der Herzog Erich war von dem Kayſer bloß mit dem Herzogthum Lauenburg belehnt worden, und der Churfürſt von Sachſen Rudolph III. wollte ihrer Verwandtſchaft ohngeachtet, nicht an das Panier oder die Fahne greifen, durch welche derſelbe belehnt wurde, noch ihn und ſeine Brüder zu ſeinen und ſeines Bruders Miterben haben: ſo verhaßt war er ihnen durch ſeine Aufführung geworden. Erich zeigte zwar würcklich einen Kayſerlichen Belehnungs-Brief vom Jahr 1414 vor, durch welchen ihm die Chur und das Herzogthum Ober-Sachſen mit vielen andern Ländern wären verliehen worden; allein der Kayſer bewies augenſcheinlich, daß er dieſen Brief erſt acht Jahre ſpäter, durch den damaligen Canzler, den Biſchof von Paſſau, ohne Wiſſen des Kayſers, erſchlichen habe, und daß derſelbe offenbare Unwahrheiten enthalte. Dieſe Entdeckung vermehrte noch die Abneigung gegen den Herzog, der außerdem das Unglück hatte, daß ſeine Räthe nicht einmal Geſchicklichkeit genug beſaßen, ſeine Abſtammung von den Churfürſten von Sachſen unwiderſprechlich darzuthun.

Man sieht, warum die Ansprüche des Herzogs Erich, die er besonders aus dem Rechte der Verwandtschaft herleitete, nicht geachtet worden sind: es ist noch übrig die Geschichte zu fragen, weswegen Friedrich in seinem Ansuchen vor allen andern glücklich gewesen sey. Er hatte bald nach Albrechts III. Tode seinen Ober-Marschall und Rath, Apel von Vicztum, an den Römischen König gesandt, um sich von ihm das Herzogthum und die Chur Sachsen auszubitten: und er gestand nachher in einem Lehnbriefe vom Jahr 1423, daß Vicztum ihm und seinen Erben mit großer Mühe und Arbeit das gedachte Land und die Chur erworben habe. Siegmund bezeigt in den hieher gehörigen Urkunden mehr als einmal, daß Friedrichs Redlichkeit, Standhaftigkeit und Klugheit, der Beystand, den er oft zum Besten des deutschen Reichs erwiesen, und sonderlich die Treue, anhaltende und kostbare Hülfe, die er ihm in dem Böhmischen Kriege geleistet habe, daß diese Verdienste desselben ihn bewogen hätten, die erledigte Churwürde und das Herzogthum Sachsen diesem Fürsten zu ertheilen. Seine Zeitgenossen haben überhaupt gestehen müssen, daß ihn seine treflichen Eigenschaften dieses Vorzugs wohl würdig gemacht haben. Daher bat den Kayser selbst die Landschaft von Sachsen, ihr den Marckgraf Friedrich zum Landesherrn zu geben, weil er diesem Lande am besten gelegen wäre, und kein anderer Fürst demselben und seinen Einwohnern so gut, als er, rathen und helfen könnte. Alle diese Bewegungsgründe sind wahr und natürlich: man findet sie in den Staatsschriften dieser Zeit angegeben: und es ist also überflüßig, neben denselben noch geheime aufzusuchen. Man kann auch dieses nur durch Muthmaßungen thun, die man zu erweisen nicht im Stande ist; das Vorgeben, daß Friedrich

drich das Herzogthum Sachsen gekauft, oder für eine große Schuldforderung an den Kayser, bekommen habe, scheint hauptsächlich von dieser Art zu seyn.

Der Wille des Kaysers, durch welchen Friedrich die Chur Sachsen erhalten hatte, wurde durch die Einwilligung der übrigen Churfürsten erst vollkommen gültig. Nach Berathschlagungen, die fast zween Jahre gewährt hatten, erkannten sie die Rechtmäßigkeit dieser Verleihung, und nahmen ihn in ihren Rath oder in ihr Collegium auf; doch unbeschadet demjenigen Versprechen, welches er in Ansehung seiner Streitsache mit dem Herzog Erich, gethan hatte. Hierauf empfieng er von dem Kayser zu Ofen im Jahr 1425 mit den gewöhnlichen Fahnen, Panieren und Schilden, die Belehnung über das Churfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, nebst der Chur und dem Erzmarschallamte, und alles, was sonst dazu an Besitzungen, Rechten und Würden gehörte. Darunter war insonderheit die Pfalz Sachsen, nebst dem Hause und der Stadt Alstedt, die ehemals schon von den Marckgrafen von Meisen eine Zeitlang besessene Grafschaft Brene, zu welcher die Schlösser Prettin, Bitterfeld und andere, nebst der Stadt Herzberg, gerechnet wurden; endlich auch das Burggrafthum zu Magdeburg und Grafen-Geding zu Halle, (ein Gericht, welches die Burggrafen von Magdeburg daselbst in des Reichs und ihrem Nahmen halten ließen,) begriffen. Zu gleicher Zeit bestätigte Siegmund dem Churfürsten von Sachsen noch besonders alle Herrlichkeiten, Herrschaften, Lehen, Zölle, Geleite, Gerichte, Münze und andere Rechte, die mit dem Herzogthum, der Chur und dem Erzmarschallamte verbunden waren, und

die

die seine Vorfahren von den Römischen Kayserrn und Königen erworben hatten. Endlich bekannte der Kayser durch eine neue Urkunde vom Jahr 1426, daß er Friedrichen die gedachte Belehnung ertheilt habe: er zeigte nächst dem die Ursachen an, warum er den Mitbewerbern desselben nicht habe willfahren können.

Eine der ersten Handlungen des neuen Churfürsten zu Sachsen war im Jahr 1423 die Bestätigung des Leibgedinges, das den drey hinterlassenen Churfürstlichen Wittwen war verschrieben worden; ingleichen aller Rechte und Freyheiten, deren die Mannschaft oder die adelichen Vasallen des Herzogthums Sachsen bisher genossen hatten. Unter denselben befanden sich auch diese, daß sie mit Diensten außer den Ländern des Churfürsten nicht beschwert werden sollten, es geschähe denn mit ihrem Willen; ingleichen, daß ihre Streitigkeiten mit ihm oder unter einander in dem Herzogthum Sachsen selbst ausgemacht werden sollten. Friedrich bekam in diesem Jahre noch andere Vorrechte und Gnadenbezeigungen von dem Kayser. Alle seine Unterthanen erhielten das Priuilegium de non euocando; das heißt, sie sollten künftig nicht nöthig haben, vor einem andern Richter, als vor dem Churfürsten, seinen Erben, und ihren Amtleuten, keineswegs aber vor auswärtigen Land- Hof- und andern Gerichten, zu stehen; ja wenn sie solches gleich aus gutem Willen thäten, so sollte es ihnen an dieser Freyheit nicht nachtheilig seyn. Dem Churfürsten selbst und seinen Erben erlaubte der Kayser, daß sie als Churfürsten und Herzoge zu Sachsen, alle ihre Briefe mit rothem Wachse siegeln dürften. Er nahm auch, um dem Churfürsten seine besondere Freundschaft zu bezeigen, den ältesten Prinzen desselben, Friedrich, der damals eilf

Jahr

Jahr alt war, zu einem besondern täglichen Diener mit vierzig Pferden auf, und machte ihm zum Jahrgeld und Sold dreytausend Ungrische Gülden aus, welche ihm aus der Kayserlichen Cammer bezahlt werden sollten. Dazu kamen andere Vermehrungen von dem Gebiete des Churfürsten. Da sein Bruder Wilhelm der Reiche im Jahr 1425 starb, blieb er allein im Besiz der bisher getheilten Meisnischen Länder. Und bald darauf kaufte er von Hanß Packen das Schloß und die Stadt Finsterwalde für 4800 Rheinische Gülden, von denen er 750 gleich bezahlte, für die übrigen aber das Schloß und die Stadt Düben zum Unterpfande einsezte.

Der Böhmische Krieg war mittlerweile immer, und größtentheils zum Vortheil der Hußiten, geführt worden. Friedrich, der vor Begierde brannte, ihnen Abbruch zu thun, wurde von den übrigen Reichsfürsten fast gar nicht unterstüzt; er wandte aber noch ferner seine besten Kräfte dabey an. Daher gab ihm Siegmund im Jahr 1423 völlige Macht und Gewalt, mit den Hußiten und ihren Helfern, wenn sie sich in der heiligen Kirche und seinen, als ihres Erbherrn, Gehorsam wieder begeben wollten, an Statt seiner Verträge zu schließen, ihnen ihr Haab und Gut zu versichern, sie aufzunehmen, und ihnen Friede zu ertheilen; wenn sie aber in ihrem Unglauben beharren wollten, sie an Leib und Gut zu strafen, mit Brandschazungen zu belegen, gefangen zu halten, oder loß zu lassen, wie er es vor rathsam finden würde. Bald darauf gab er dem Churfürsten das Schloß und die Stadt Brüx und Außig ein; das Haus über Brüx sollte er von den bisherigen Pfandhabern einlösen; um dasselbe im Bau zu erhalten und nebst den beyden Städten zu bestreiten,

ten, sollten ihm jährlich tausend Schock Böhmischer Groschen zu gute gehen, und beyde Oerter sollte er als Pfandschaften so lange inne haben, als der Krieg mit den Ketzern währte.

Nachdem der Churfürst von denselben Besitz genommen hatte, verband er sich im Jahr 1424 mit den übrigen Churfürsten noch genauer, um die Hussiten mit mehrerm Nachdrucke bekriegen zu können. Sie versprachen ihre einmüthige Hülfe dazu; außerdem aber stets treulich bey einander zu halten, sich niemals mit Krieg zu überziehen, sondern ihre Zwistigkeiten gütlich abzuthun, einander zu vertheidigen, auf den Zusammenkünften, welche wegen gemeinschaftlicher Angelegenheiten, vielleicht auch wegen einer in der Kirche entstehenden Trennung (Zcyßma) ausgeschrieben würden, zu erscheinen, die Rechte des deutschen Reichs und ihre besondern mit vereinigtem Eifer zu behaupten, jährlich einen aus ihrem Mittel nach der Ordnung zum Gemeinen zu ernennen, welcher sie zusammenrufen und die rechtlichen Entscheidungen thun sollte; endlich, wenn einer von ihnen stürbe, seine Erben oder Nachkommen in diese Einung nicht anders aufzunehmen, als bis sie dieselbe beschworen hätten. Dieses so kräftige Bündniß hatte die erwarteten Folgen nicht: die Versammlung der Churfürsten, welche der Kayser nach Wien berief, um über den Krieg zu berathschlagen, wurde nur von den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg besucht. Der Kayser beschloß zwar, mit ihnen und andern Reichsständen unausgesezt im Felde zu bleiben; allein die Hußiten litten durch diese Verabredung nichts, sie breiteten sich in Böhmen ungehindert aus; nur darinne war Friedrich glücklich, daß er sie von seinem Gebiete beständig abwehrte.

Der

Der Kayser, welcher jezt mehr als jemals erkannte, daß er sich in Ansehung dieses Krieges fast allein auf ihn verlassen könne, errichtete im Jahr 1425 nebst dem Herzog Albrecht zu Oesterreich, ein neues Bündniß mit dem Churfürsten und seinen beyden ältesten Söhnen, durch welches sie sich einander versprachen, auf immer beysammen zu bleiben, sich gemeinschaftliche Hülfe wider die Böhmen zu leisten, und diese, wo es am füglichsten geschehen könnte, anzugreifen, auch die Länder Oesterreich, Mähren, Sachsen und Meisen gegen sie zu beschützen. Friedrich beobachtete diese und seine ältern Verbindlichkeiten von gleicher Art, bey jeder Gelegenheit. Die Hussiten suchten sich eben damals der Stadt Duxau in Böhmen zu bemächtigen, welche seit vielen Jahren an die Marckgrafen von Meisen wiederkäuflich überlassen worden war. Er versahe sie daher mit einer Besazung, und stellte noch außerhalb derselben an zween Orten sechstausend Mann zum Entsaze hin. Diese konnten es zwar nicht verhindern, daß die Stadt von ihrem furchtsamen Befehlshaber verlassen, gleich darauf erobert und zerstört wurde; sie überfielen aber die Hußiten bey ihrem Abzuge, und hieben einige tausend derselben nieder. Hingegen wurden Friedrichs Kriegsvölcker noch in diesem Jahre bey Brüx mit einem Verluste von mehr als viertausend Mann geschlagen. Er war zur Zeit dieses Unglücks auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg, und begehrte umsonst von den gegenwärtigen Fürsten, daß sie sich den Böhmen widersezen sollten. Sie scheinen aber geglaubt zu haben, daß dieser Krieg hauptsächlich nur den Kayser, als König von Böhmen, angehe; bisweilen kamen sie ihm zu Hülfe, zogen sich aber sehr geschwind zurück, und beschlossen immer auf eine feyerliche Art Feldzüge, die nicht zu Stande kamen, oder fruchtlos waren.

Zu

Zu solchen Berathschlagungen mußte sich Friedrich im Jahr 1426 abermals zu Nürnberg einfinden. Unterdessen aber vereinigten die Hußiten, welche nach dem Tode des Ziska eine Zeitlang sich in Partheyen getrennt hatten, ihre ganze Macht, überwältigten geschwinde die meisten Städte, welche von den Meisnern besezt waren, und belagerten endlich Außig. Die Stadt war vor kurzem an den Churfürsten verpfändet worden; ihre Besazung konnte keinen langen Widerstand thun; sie bat um Hülfe, welche desto nöthiger war, je leichter die Hußiten nach der Eroberung dieser Stadt in das nahe Meisen eindringen konnten: und gleichwohl war der Churfürst abwesend. Seine Gemahlinn ließ daher die Landschaft aufbieten: es wurde sehr bald aus den Churfürstlichen Ländern, und aus Friedrichs des Einfältigen Gebiete, ein Heer von zwanzig bis dreyßig tausend Mann zusammen gezogen. Die Churfürstinn empfol selbst den Befehlshabern die muthige Vertheidigung ihres Vaterlandes; sie warnete sie aber zugleich, sich mit den Feinden nicht unvorsichtig in ein Treffen einzulassen. Diese nüzliche Vorschrift wurde nicht beobachtet: kaum hatte das Heer die Böhmischen Gebürge überstiegen, als es sich zum Angriff fertig machen mußte. Es lieferte am 15 Junius die Schlacht bey Außig mit einem so unglücklichen Ausgange, daß zehn bis zwölf tausend Meisner und Thüringer das Leben verloren, und die übrigen zurückflüchten mußten. Viele Grafen und einige hundert Edelleute kamen zugleich um; die Hußiten eroberten und zerstörten gleich darauf Außig; die Meisnischen Länder würden selbst vor ihnen nicht sicher gewesen seyn, wenn sie nicht ebenfals einen beträchtlichen Verlust in dieser Schlacht erlitten hätten.

Nichts

Nichts ist merklicher, als daß dieser Unfall hätte vermieden werden können, wenn es dem Churfürsten vergönnt gewesen wäre, sein Heer selbst anzuführen. Es wurde viel zu eilfertig, ehe es noch von seinem Zuge hatte ausruhen, Speise genießen, und ein Lager abstecken können, zum Treffen fortgerissen. Außerdem kommen die meisten ältern Geschichtschreiber darinne mit einander überein, daß die Verrätherey des obersten Feldherrn, Buße Viczthum, den Verlust der Schlacht hauptsächlich befördert habe. Er war der erste, der mit einem Hauffen Soldaten die Flucht nahm, und er suchte sich dadurch an seinem Herrn zu rächen, weil derselbe seinen Bruder, eben denjenigen, der ihm bey der Erlangung der Churwürde so nüzliche Dienste geleistet hatte, der aber nachmals eine sehr strafbare Treulosigkeit gegen ihn begieng, am Leben hatte strafen lassen. Andere Ursachen, welche man zu dieser Zeit über den Verlust der Schlacht als Muthmaßungen angab, verdienen keine Achtung. Das Urtheil insonderheit, das manche aus feindseeliger Gesinnung gegen den Churfürsten fällten, er sey von Gott gestraft worden, weil er dem Herzoge von Lauenburg die Chur entzogen hätte; dieses Urtheil beweiset weiter nichts, als daß die Menschen zu allen Zeiten dem höchsten Richter nach ihren Leidenschaften Absichten beygemessen haben, die er selbst gar nicht zu erkennen gegeben hat.

Die Bestürzung, in welche Friedrich und sein Land durch diese Niederlage versezt wurden, hinderte ihn nicht, auf seine Rechte wachsam zu seyn. Der lezte Burggraf zu Meisen, Heinrich, Graf von Hartenstein, war in derselben umgekommen; er hinterließ keine männliche Nachkommen: daher nahm der Churfürst das Burggrafthum und seine übrige Güter

noch im Jahr 1426 in Besiz, weil er dieses Geschlecht zu den übrigen Landsassen des Marckgrafthums Meisen rechnete; er ließ sich von den dazu gehörigen Vasallen huldigen, und ertheilte die Belehnung. Allein der Kayser sahe das Burggrafthum und die Grafschaft als erledigte Reichs-Lehen an; ertheilte sie seinem Hofrichter Heinrich Reußen, Herrn zu Plauen, und verlangte sogar von dem Churfürsten, ihn dazu an seiner Statt einzuweisen. Friedrich hielt seine Ansprüche vor so gegründet, daß er von denselben, auch nach dieser Aufforderung, nicht abstand. Er übte noch im Jahr 1427 die daraus hergeleiteten Rechte aus, und die heftige Zwistigkeit, in welche er darüber mit dem von dem Kayser gesezten Burggrafen gerieth, ist erst unter der Regierung seines Sohnes beygelegt worden.

Da der Sieg der Hußiten die deutschen Reichsfürsten von neuem aufgeweckt hatte, auf ernstlichere Anstalten wider sie zu dencken: so kamen sie deswegen im Jahr 1427 zu Franckfurt am Mayn zusammen, und Friedrich mit ihnen. Diesmal waren ihre Schlüsse besonders eifrig, und ein großer Theil von ihnen fand sich auch im Sommer dieses Jahres mit zahlreichen Kriegsvölckern in Böhmen ein. Friedrich belagerte die Stadt Mieß mit vieler Lebhaftigkeit. Allein da die Böhmen heranrückten, zerstreuete sich das übrige deutsche Heer, entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit seiner Anführer, in kurzem. Der Churfürst also mußte demselben, nach einigen kleinen Gefechten, ebenfals folgen. Man hörte darum nicht auf, Versammlungen und Berathschlagungen über diesen Krieg anzustellen; aber Friedrich erlebte den Erfolg derselben nicht.

Das

Das Unglück bey Außig hatte seine lezten Tage ungemein verbittert. Der Kummer verzehrte ihn seitdem sichtbarlich: er fühlte im Anfange des Jahrs 1428, daß sein Ende herannahe. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen der Andacht, ließ er seine Prinzen vor sich kommen, empfol sie nebst dem ganzen Lande den anwesenden Räthen, Hofbedienten und der Ritterschaft zur unverrückten Treue und Fürsorge; hierauf aber ertheilte er ihnen seine lezten Ermahnungen. Sie sind werth, hier wiederholet zu werden: nicht nur, weil man überhaupt auf die Worte eines sterbenden Fürsten begierig seyn muß; sondern, weil sich Friedrich in diesen vollständig genug abgebildet hat. „Liebe Söhne, sagte er, Zeit und Stunde ist vorhanden, daß ich aus diesem sterblichen Leben zum unsterblichen abwandere. Mein Abschied „fällt ja unzeitig wegen des Böhmischen Kriegs. „Man muß aber dem göttlichen Willen, der nie anders als gut ist, alles heimstellen. Lasset ihr nun „dieses eure Sorge seyn, daß ihr das Vaterland bey „Frieden erhaltet. Und solches wird, wie ich mich „berede, leicht geschehen können, wenn ihr in der „Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Einigkeit lebt, die Unterthanen treulich schüzet, und „ihr Bestes fördert. Darum vermahne ich euch mit „allem Ernste, daß ihr bey dem jezt entstandenen „Glaubensstreit frommer und gelehrter Leute Unterricht anhöret. Nehmet auch ja nicht zu Räthen an, „die Ehr- und Geldgeizig sind, und von dem Regiment sich zu bereichern begehren. Beschweret nicht „die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen. „Wollet ihr einen zu Wohlfahrt fördern, so thut es „ohne Unterdrückung der andern. Mit dem Adel „verfahret also, daß ihr sie geneigt und euch zu Willen habt. Keine Uebelthat lasset ungerochen und ungestraft

„gestraft hingehen; wo aber Hoffnung der Besserung „ist, da lasset die Nachsicht und Verzeihung Platz „finden. Verdienet jemand eure Ungnade, so be„dencket, daß man im Zorn Maaße halten müsse. „Zu den Waffen greifet nicht eher, als wenn es die „höchste Noth erfordert. Gegen eure Unterthanen „erzeiget euch als Väter, und nicht als Wütriche „und Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen „Abscheu hat. Gedencket an Marckgraf Friedri„chen mit der gebissenen Wange, euren Urahnen: „welcher zwar gegen drey Kayser gekriegt, aber al„lein um Land und Leute zu beschirmen. Unsere Vor„fahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, „die sie führen mußten. Was aber ein muthwilliges „Kriegs-Anheben vor Schaden einführe, solches ist „aus Marckgraf Albrechts Beyspiel zu ersehen. „Darum vermahne ich euch nochmals ernstlich, daß „ihr sollt einträchtig seyn, einer dem andern nach„geben und vergeben. Dieses wird euch eine Mauer „seyn wider allen feindlichen Ueberzug, der nicht fer„ne von euch ist. Und du, mein Sohn Friedrich, „verhalte dich also bey der Churwürde, wie du es „von mir gesehen, damit du dem Reich lieb und werth „seyst. Du aber, mein Sohn Wilhelm, verehre „diesen deinen ältern Bruder, das wird dir zur Eh„re und Besten gereichen. Ach liebe Söhne, fasset „doch diese meine väterliche Vermahnung wohl zu „Herzen und Gedächtniß, und laßt euch ja durch „nichts trennen oder streitig machen. Und dieses „werdet ihr mir jezt in die Hand versprechen.„

Zween Tage nach dieser Anrede starb Friedrich am 7ten Jänner des Jahrs 1428. Er hatte mit seiner Gemahlinn, Catharina, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Braunschweig, deren Liebe und

Treue

Treue er ungemeine Lobsprüche beygelegt hat, sechs Kinder gezeugt, welche ihn alle überlebten. Der älteste Sohn folgte ihm unter dem Nahmen Friedrich der Sanftmüthige, in der Churwürde: ein tapferer, gütiger und versöhnlicher Fürst. Siegmund, der zweyte Sohn, wurde Bischof zu Würzburg, starb aber, nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, in einer Art von Gefangenschaft, in welche ihn seine Brüder bringen zu lassen genöthigt waren. Von den beyden übrigen Söhnen ist Heinrich frühzeitig gestorben; allein der jüngste Wilhelm, welcher den Zunahmen der Tapfere bekam, war ein sehr kriegerischer Fürst, und machte die Regierung seines Bruders, des Churfürsten, überaus unruhig. Ihre Schwester, Catharina, sollte nach dem Willen ihres Vaters als eine Nonne in das Jungfrauen-Closter zu Seuseliz treten; sie war bereits dazu eingeseegnet worden, und die beyden ältesten Brüder hatten ihr jährlich funfzig Schock neuer Groschen Freybergischer Münze, und ein Fuder Wein angewiesen; sie wurde aber nachmals an den Churfürsten Friedrich II. zu Brandenburg, so wie ihre Schwester Anna, an den Landgrafen Ludwig zu Hessen, vermählet.

Man kann die deutsche Einfalt der Sitten, Redlichkeit, Treue, Tapferkeit, unermüdete Standhaftigkeit und Geduld, lauter Eigenschaften, die unsere Vorfahren auf eine ausnehmende Art von andern Völckern unterschieden, und von denen wir jezt kaum so viel übrig haben, als ausgekünstelte, durch unzeitigen Schmuck verdorbene Nachahmungen von der Wahrheit ihres Urbildes besizen; man kann dieselben an Friedrich dem Streitbaren unmöglich verkennen. Er wußte nichts von der falschen Staats-

kunst, welche sich durch versteckte Wege und unrühmliche Mittel ihren Absichten nähert, Ehrgeiz und Habsucht eben sowohl zu befriedigen sucht, als die Anforderung unstreitiger Rechte. Immer offen und unverstellt, hat er seine Handlungen der Nachwelt zu einer leichten Prüfung überlassen. So fertig er war das Schwerdt zu ziehen, mit so vielem Vertrauen er es auch führen konnte; so hat es doch in seiner Hand nur zur Vertheidigung, oder zu einer gerechten Ahndung, gedienet. Er war sehr aufmerksam auf seine Rechte, und er behauptete dieselben gegen jedermann, auch gegen solche, denen er Verbindlichkeit hatte: vielleicht weil er bedachte, daß ein Fürst, wenn er gleich hierinne für sich nachgeben wollte, doch nichts zum Schaden seiner Nachfolger vornehmen darf. Die Begierde sein Gebiet zu erweitern, die bey ihm merklich groß war, verleitete ihn doch zu keinen ungerechten Maaßregeln. Wenn er seine Länder vergrößerte, so geschahe es durch Kauf oder Einlösung, durch eine willige Vergeltung seines Aufwandes, durch rechtmäßig eingezogene Güter, oder durch Bewerbungen, welche wegen seiner Verdienste nicht vergeblich waren. Gleichwohl hat er wiederum ansehnliche Stücke seiner Besitzungen und Einkünfte den Geistlichen geschenckt: denn er stand in dem damals allgemeinen Irrthum, daß man diesem Stande niemals zu viel geben könne: die benachbarten Fürsten hatten also keineswegs seine Eroberungssucht zu fürchten: vielmehr würden die öffentlichen Unruhen in Deutschland gewisser verhütet und geschwinder unterdrückt worden seyn, wenn viele deutsche Regenten ihm an Muth, Hurtigkeit und kriegerischem Feuer gleich gekommen wären.

Er

Er herrschte über seine Staaten mit Ansehen und Klugheit. Die innerlichen Zerrüttungen, welche der mächtige Adel stiftete, wurden von ihm so bald gedämpft, daß man es immer weniger wagte, ihn zu reizen. Seine Räthe oder Heimlichen, nach dem Ausdrucke dieser Zeit, zog er oft und gern zu Rathe; aber in einem Feldzuge begleiteten sie ihn meistentheils, und fochten mit den übrigen Rittern. Man wußte noch nichts von ordentlichen Sitzungen des Geheimen Raths; er wurde, so wie gewisse Angelegenheiten vorkamen, zusammen berufen, und außer diesen Berathschlagungen hatten die Räthe sehr wenig zu thun. Bey der innerlichen Landesregierung, überhaupt aber bey der Ausfertigung schriftlicher Aufsäze im Nahmen des Churfürsten, kam alles auf den Canzler, (dergleichen Würde zwar zu Friedrichs Zeiten in keinem einzigen Beyspiel vorkommt,) auf die Protonotarien und obersten Schreiber an: und diese Stellen waren meistentheils mit Geistlichen besezt, weil andere und besonders die Edelleute, selten die Feder mit einiger Geschicklichkeit führen konnten. Friedrichs ordentliche Einkünfte waren beträchtlich genug: sie flossen aus dem Geleite und den Zöllen, aus den Bergwercks- und Münz-Gefällen, aus den Lehns-Geldern, Stadt-Renten, Erbzinsen, und andern Quellen mehr. Selten schrieb er, bey außerordentlichen Bedürfnissen, die er sonderlich im Kriege empfand, eine Steuer aus, welche zwar den gewöhnlichen gelindern Nahmen einer Bete oder Bitte hatte, zuweilen aber auch eine Heißung oder Forderung hieß. In den lezten Jahren seiner Regierung fiel dieselbe dem Lande mehr als sonst beschwerlich: er glaubte aber auch damals einen selbst zur Beschützung desselben nothwendigen Krieg zu führen, und schon das Jahr seines Todes hat die Besorgniß,

mit welcher er aus der Welt zu gehen schien, nur zu bald gerechtfertiget: die Hußiten verwüsteten damals Meisen mit der ausschweifendsten Grausamkeit, der man nicht widerstehen konnte. Er liebte gewiß seine Unterthanen; er beschützte sie eifrig, und begegnete ihnen mit einer Mäßigung, in der sich der Fürst dem ersten Anblicke nach vergaß, aber gleich mit desto mehr Bewunderung wieder gefunden wurde. Niemals wollte er in seinen eigenen Sachen, welche seine Gerichtsbarkeit oder seine Einkünfte betrafen, Richter seyn: er ließ andere Fürsten, oder seine Vasallen selbst, in dergleichen Streitigkeiten den Ausspruch thun. Er suchte auch die häuffigen Eingriffe in seine Rechte, da seine Unterthanen vor auswärtige Gerichte, besonders von der Geistlichkeit, geladen wurden, abzustellen: und es ist ihm dieses endlich größtentheils gelungen; ob er gleich weder sich noch die seinigen von den Westphälischen Fehm-Gerichten gänzlich hat befreyen können. Die Beyspiele seiner Sorgfalt für die Erhaltung der Gerechtigkeit und guten Ordnung in seinen Ländern, für das blühende Aufkommen der Einwohner ohne Unterscheid, brauchen nicht einzeln angeführt zu werden.

Friedrich liegt in der Fürsten-Capelle zu Meisen, welche er selbst gestiftet hat, begraben. Das Denckmahl, welches ihm daselbst errichtet worden, ist sehenswürdig. Man kann hoffen, daß die schönen Künste, welche jezt in Sachsen blühen, aus Danckbarkeit gegen die Hände, von welchen sie schon lange geschützt worden sind, sich vereinigen werden, die Bilder der großen Meisnischen und Sächsischen Fürsten auf eine würdige Art wieder herzustellen: ein Gebrauch, den sie ehemals in Griechenland und zu Rom,

zur

zur Ehre des Vaterlandes von ihrer reizenden Gewalt vorzüglich gemacht haben.

* * *

So lange es in dem Leben Friedrichs des Streitbaren auf allgemeine Wercke über die Meisnische und Sächsische Geschichte ankommt, so fühlt man den Mangel, welchen sie daran bis auf unsere Zeiten hat. Sie ist noch weder in größern noch in kleinern Büchern, nach ihrem ganzen Umfange, zuverläßig, in einem bündigen Zusammenhange, und lehrreich genug, beschrieben oder nur abgeschildert worden. Die einzige Arbeit des Herrn Glafey muß aus dem Hauffen der übrigen so weit herausgenommen werden, als es ihr Entwurf vergönnet.

In den ältern Schriftstellern von Friedrichs Leben, die in Eckards, Menckens und anderer Sammlungen stehen, kann man wegen ihrer unvollkommenen und widersprechenden Erzählungen, wenig sichere Schritte thun. Spalatins Nachrichten sind größtentheils noch brauchbar. Das Werck des Georg Fabricius, Origines Saxonicae, ist angenehm geschrieben, aber von geringer Glaubwürdigkeit. Müllers Sächsische Jahrbücher haben in dieser ältern Zeit denjenigen Werth nicht, den sie in der Geschichte der beyden lezten Jahrhunderte behaupten: besonders wenn er sich nicht offenbar auf Urkunden beruft.

Allein die Lebensgeschichte Friedrichs des Streitbaren, welche Johann Gottlob Horn im Jahr 1733 zu Leipzig in einem großen Quartbande herausgegeben hat, ist die schäzbarste Hülfe für mich gewe-

sen: nicht sowohl wegen seiner Erzählung selbst, denn diese ist überaus weitschweifig, trocken und bunt; als wegen der genauen Untersuchungen, die er angestellt hat, und vornemlich wegen seiner Sammlung von mehr als dreyhundert Urkunden dieses Fürsten, welche ich fast mehr als das Leben selbst genüzt habe. Einige noch fehlende Urkunden hat Herr Reinhard in seinen Beyträgen zur Fränckischen Geschichte bekannt gemacht.

Digitized by Google

III.

Leben
der
Königinn von Schweden
Christina.

Wenn man den Nahmen der Königinn Christina höret, so entsteht kein Gedancke natürlicher als dieser, daß sie einen der stärcksten Beweise abgegeben habe, wie viele Fähigkeit zur Regierung ganzer Reiche auch das weibliche Geschlecht besize. Der Geschichtschreiber, der dieses nicht bloß dencken, sondern auch schreiben will, wird vielleicht eben so ungezwungen hinzusezen, daß einige große Prinzeßinnen, welche in unsern Zeiten regieren, diese Wahrheit auf eine noch ausnehmendere Art bestärcken. Allein da meine Leser an diese Lehre der Geschichte und Erfahrung nicht brauchen erinnert zu werden: so halte ich es vor nüzlich, damit wir weniger eingenommen zu diesem Leben kommen, einem Urtheil, an dessen Richtigkeit so wenig gezweifelt wird, durch Christinen selbst widersprechen zu lassen. „Ich bin der Meinung, „sagt sie in ihrer eigenen Lebensbeschreibung, daß die „Frauensperſonen niemals regieren sollten: und ich „bin davon so sehr überzeugt, daß ich, wenn ich mich „jemals verheyrathet hätte, meine Töchter von dem „Rechte der Erbfolge gewiß gänzlich würde ausge„schlossen haben. Denn ich würde ohne Zweifel mein „Königreich mehr geliebt haben als meine Kinder,

„und

„und man verrathet daſſelbe, wenn man zugiebt, daß „die Töchter darinne nachfolgen. Man muß mir „hierüber deſto mehr glauben, da ich gegen meinen „eigenen Vortheil rede. Allein ich pflege die Wahr„heit auf meine Koſten zu ſagen. Es iſt beynahe un„möglich, daß eine Frauensperſon die Pflichten des „Thrones auf eine würdige Art erfüllen könnte: ſie „mag nun für ſich ſelbſt, oder für ihren Mündel regie„ren. Die Unwiſſenheit der Frauensperſonen, die „Schwäche ihrer Seele, ihres Körpers und ihres „Geiſtes, alles dieſes macht ſie unfähig zu regieren. „Alles, was ich in der Geſchichte und in der Welt von „Frauen geſehen habe, welche regiert haben, oder „welche ſich das Anſehen gaben, als wenn ſie re„gierten, hat ſich lächerlich gemacht, bald auf dieſe, „bald auf eine andere Art. Ich nehme mich nicht „davon aus, und ich bin bereit, meinen Fehler in der „Folge anzuzeigen, wenn es einen an mir giebt. „Wenn es unterdeſſen jemals Frauensperſonen gege„ben hat, denen es gelungen iſt, dieſe ihre Pflich„ten zu vollbringen, ſo muß man darauf nicht rech„nen. Dieſe Beyſpiele ſind ſo ſelten, daß man dar„aus keine vortheilhafte Folge für das weibliche Ge„ſchlecht ziehen kann, und aus dem meinigen weni„ger als aus einem andern, weil ich ausdrücklich „von der Wiege an zu dieſer Abſicht erzogen worden „bin. Gleichwohl hat mich meine eigene Erfahrung „ſehr wohl belehret, daß der Fehler des Geſchlechts „der größeſte von allen Fehlern ſey.„— Jedermann merckt es, wie ſchwer es ſey, zwiſchen der faſt allgemeinen Stimme der Welt und Chriſtinen zu entſcheiden; man darf aber auch dieſes nicht eher wagen, bis man ſie vom Throne herabſteigen geſehen hat.

Chri-

Christina war eine Tochter des großen Gustav Adolph, Königs von Schweden, des ruhmwürdigsten Eroberers der neuern Zeiten, eines sehr weisen und tugendhaften Fürsten, der zwar, wie alle Helden, seine Schwachheiten hatte, die aber von ungemeinen Eigenschaften und Verdiensten beynahe gänzlich bedeckt wurden; der in seiner Regierung, in seinen Kriegen, in seinem Privatleben und ganzem Charakter, noch immer, obgleich mit dem nöthigen Unterscheide der Stellung und der Verfassung der Welt, ein Muster der Könige bleibt. Er hatte sich mit Marien Eleonoren, der Tochter des Churfürsten von Brandenburg, Johann Siegmund, vermählt; sie war schön, von einer sanften Gemüthsart, und lebte in einer glücklichen Verbindung mit dem Könige; nur an den Staatsgeschäften bekam sie keinen Antheil. Aus dieser Ehe, von welcher schon zwo Früchte verloren waren, kam Christina am 8. December des Jahrs 1626 auf die Welt. Sie erschien mit einem fast ganz haarichten Leibe, und mit einer so starcken Stimme, daß man sie vor einen Knaben hielt: so kündigte man sie auch ihren Eltern, welche sehnlich einen Erben wünschten, an. Man war daher in Verlegenheit, wie man ihnen diesen Irrthum wieder benehmen sollte. Die Prinzeßinn Catharina, des Königs Schwester, trug sie im weiblichen Anzuge zu ihm hin: er sahe diese Veränderung, ohne bestürzt zu werden, und mit so vielem Vergnügen, als wenn seine Erwartung nicht hintergangen worden wäre. „Ich hoffe, sagte er unter andern, indem er „Gott für dieses Geschenck danckte, daß dieses Mädchen wohl so viel für mich werth seyn soll als ein „Knabe,„ und er sezte nachher lachend hinzu: „sie „wird schlau werden; denn sie hat uns alle betro„gen.„

Sie

Sie selbst hat in den lezten Jahren ihres Lebens Gott dafür gedanckt, daß er sie keine Mannsperson habe werden lassen, und dieses desto mehr, da er sie vor allen Schwachheiten ihres Geschlechtes bewahrt, ihren Leib und ihre Seele ganz männlich gemacht, und sie zugleich in einen unabhängigen Stand gesezt habe. „Wäre ich eine Mannsperson worden, sagte sie, „so hätte ich mich vielleicht dem Frauenzimmer oder „dem Wein auf eine ausschweifende Art ergeben; „so aber ist mein Geschlecht auf alle Art zu meinem „Glücke ausgeschlagen.„ Ihre Mutter war von dieser philosophischen Denckungsart weit entfernet: sie konnte ihre Tochter nicht vertragen, bloß weil es ein Mädchen, und weil sie eine bräunliche Farbe hatte. Daher liebte auch Christina ihren Vater, der eine zärtliche Zuneigung gegen sie bezeigte, ungleich mehr als ihre Mutter. Der Widerwille der lezteren pflanzte sich auch auf die Frauen fort, welche ihrer warteten. Man ließ sie in ihrer Kindheit mehrmals fallen und bediente sich anderer Mittel, sie ums Leben zu bringen, oder gebrechlich zu machen. Sie hat aber davon keinen andern Schaden gelitten, als daß die eine ihrer Schultern etwas höher als die andere wurde: ein Uebelstand, den sie durch ihre Art sich zu kleiden und zu gehen, geschickt zu verbergen wußte.

Bald nach ihrer Geburt ließ ihr der König von den versammleten Reichsständen huldigen. Sie hatten den Krieg in Deutschland schon im Jahr 1627 beschlossen; noch ehe der König zu demselben übergieng, hatte er in den beyden folgenden Jahren einen andern in Pohlen zu führen. Seine häuffige und lange Abwesenheit aus Schweden, welche dadurch erfolgte, bewog ihn, seine Tochter bey Zeiten auf dem Throne festzusezen, der er täglich gewogner wurde.

wurde. Da er sie in ihrem zweyten Jahre auf einer Reise nach Calmar mitnahm, wollte es der Befehlshaber der Stadt ohne Erlaubniß des Königs nicht wagen, die Canonen zu lösen, um das Kind nicht zu erschrecken. „Laßt sie immer lösen, sagte Gustav: „sie ist die Tochter eines Soldaten, und muß sich „daran gewöhnen.„ In der That ließ Christina darüber viele Freude blicken: dem Könige gefiel dieses ungemein; er führte sie seitdem zu den Musterungen seiner Kriegsvölcker, und sie bewies überall einen so frühzeitigen Muth, daß ihr der König im Scherze versprach, sie dereinst an Oerter mitzunehmen, wo sie ihre kriegerische Lust vollkommen stillen könnte. Bey seiner Abreise nach Deutschland im Jahr 1630 hatte man sie eine kleine Abschiedsrede lernen lassen, welche sie an ihn halten sollte. Er war zu sehr beschäftigt, als daß er auf sie hätte Acht haben können: sie zog ihn daher am Kleide zu sich; Gustav ward gerührt, nahm das Kind in seine Arme, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auch Christina empfand diese Trennung; sie weinte, da er abgereiset war, drey Tage lang so anhaltend, daß man für ihre Augen besorgt war: sie, an welcher sonst Thränen überaus selten waren.

Ihr Vater, den die Königinn begleitete, trug die Aufsicht über die Erziehung seiner Tochter der Prinzeßinn Catharina, seiner Schwester, auf, welche an den Pfalzgrafen Johann Casimir verheyrathet war. Er führte darauf jenen berühmten Krieg in Deutschland, der die allgemeine Freyheit und die Sicherheit der Protestantischen Religion in unserm Vaterlande zur vornehmsten Absicht und zur wichtigsten Folge hatte; wenn gleich Bewegungsgründe, die Schwedens Ehre und Vortheilen eigen waren,

nicht

nicht davon ausgeschlossen bleiben, auch mehrere große Veränderungen aus demselben entstanden, die mit dem Haupt-Endzwecke keine Verbindung hatten. Nachdem er diesen Krieg mit einer Klugheit, Tapferkeit und Geschwindigkeit, mit einem Glücke, das alle Erwartung übertraf, zwey Jahre lang fortgesezt hatte, fand er im Jahre 1632 seinen Todt noch siegend in der Schlacht bey Lützen. Christina zweifelte in ihren spätesten Jahren, ob ihn Gott in seinen lezten Stunden bekehrt und zu Gnaden aufgenommen habe: so sehr konnte damals das Verdammungs-Urtheil, welches Rom über jedermann, der nicht zu seiner Kirche gehöret, ausspricht, ihr Herz gegen einen sonst so geliebten und so tugendhaften Vater verhärten.

Sie hatte bis an sein Ende seine eifrigste Sorgfalt beschäftigt. Er empfol sie dem Groß-Canzler von Schweden, Axel Ochsenstierna, der sein ganzes Vertrauen besaß, überaus lebhaft. Dieser große Staatsmann, den man ohngefähr den Sylli des Königs Gustav nennen könnte, sollte ihr eine würdige Erziehung geben, und ihr mit seinem Rathe beystehen. Aber ihre Mutter sollte er keinen Antheil an der Regierung nehmen lassen. Gustav erkannte, daß sie dazu unfähig sey, und Christina sagte daher, er hätte derselben kein gewisseres Merckmal seiner Liebe hinterlassen können, als daß er sie von der Staatsverwaltung entfernte, weil sie in derselben alles würde verdorben haben. Man sezt noch hinzu, daß ihre Mutter eine gehäßige Abneigung gegen Schweden gehabt habe: sie würde also auch ihre Tochter von derjenigen Gesinnung abgezogen haben, welche den Grund aller Verdienste eines Fürsten ausmacht, von dem Wohlwollen gegen ihr Vaterland und ihre Unterthanen.

Chri-

Christina und Schweden mit ihr befanden sich damals in der nachtheiligsten Verfassung. Eine sechsjährige Prinzeßinn sollte auf einen König folgen, den sich Schweden nicht besser hätte wünschen können, und man durfte nicht hoffen, daß die Weisesten der Nation durch ihren gemeinschaftlichen Beystand seinen Verlust ersezen würden. Das Reich war in einen Krieg jenseits des Meeres verwickelt, der eben so schwer fortzuführen als zu endigen war. Man mußte in Schweden selbst innerliche Unruhen befürchten, weil die Söhne des eben verstorbenen Königs von Pohlen, Siegmund, der aus Schwedischem Geschlechte war, aber seine väterliche Crone verloren hatte, ihre längst verworfenen Ansprüche auf dieselbe hervorsuchen, und sich eine Parthey in dem Reiche sammeln konnten. Und überhaupt war es zu vermuthen, daß Schwedens Feinde sich dieser Zeit der Bestürzung und Verwirrung zu seinem Unglücke bedienen würden.

Um ihrer Regierung desto geschwinder eine gewisse Festigkeit zu ertheilen, ließen die Reichsstände sogleich Christinen zur Königinn ausrufen. Als der Marschall des Reichstages den versammleten Ständen diesen Antrag that, unterbrach ihn einer von dem Bauernstande, und fragte ihn: „Wer ist „diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht, und „haben sie niemals gesehen.„ Zugleich hörte man in der ganzen Versammlung ein Murmeln, welches ihm Beyfall zu geben schien. Darauf sagte der Land-Marschall: ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt: er holte sie aus ihrem Zimmer, und stellte sie mitten unter die Stände, besonders vor den erstgedachten Bauer, der sie sehr aufmerksam betrachtete. „Sie ist es, sagte er endlich; das ist die Nase

„und Stirne, das sind die Augen des Königs Gu„stav: sie soll unsere Königinn seyn.„ Die sämmtlichen Stände erklärten sie nun einmüthig zu ihrer Königinn.

Gleichwohl war man darüber noch nicht einig, wie man während ihrer Minderjährigkeit die Verwaltung des Reichs einrichten sollte. Man fragte den Großkanzler Oxenstierna, der immer noch in Deutschland blieb, um Rath. Er antwortete, diese Verwaltung würde am besten durch wenige Personen geführt werden, damit die Angelegenheiten keine zu lange Verzögerung litten. Gustav habe dieselbe niemals einer einzigen Person aufgetragen wissen wollen, sondern sie vielmehr stets den fünf obersten Beamten des Reichs zugedacht. So würde die Sicherheit der Königinn außer Gefahr gesezt, das Reich vor dem Ehrgeize eines einzigen Regenten verwahrt, und alle Geschäfte würden desto unpartheyischer besorgt werden. Der Reichs-Rath und die Stände von Schweden nahmen diesen Vorschlag an: sie sezten die fünf vornehmsten Reichs-Räthe zu Regenten und Vormündern der Königinn. Unter diesen war der Baron Gabriel Oxenstierna, Gustasson, der jüngere Bruder des Großkanzlers, als Groß-Drost, oder oberster Richter von Schweden, der vornehmste: ein sehr rechtschaffener, leutseeliger und natürlich beredter Mann, der viele Staatsbedienungen würdig bekleidet hatte. Da er frühzeitig starb, wurde seine Stelle durch den Grafen von Brahe, den ersten Edelmann des Reichs, ersezt: dieser war von gleicher Redlichkeit und Einsicht, nicht ungelehrt, durchgängig beliebt, sehr tapfer, aber etwas eigensinnig und geizig; er wurde nach vielen Jahren noch zu einem der Vormünder Carls XI. ernannt. Der

Groß-

Groß-Marschall oder Connetable, der Graf Jacob de la Gardie, ein gebohrner Franzose, war der zweyte unter den Vormündern der Königinn. Dieser tapfere Mann hatte dem Reiche wichtige Dienste geleistet: er war freymüthig, etwas ungestüm, ohne Verstellung, und ziemlich geschwäzig; nach dem Großkanzler stellte er den angesehensten Mann im Staate vor. Auf ihn folgte der Groß-Admiral, der Baron Carl Carlson, ein unehelicher Bruder des Königs Gustav: er war, sagt Christina selbst, von welcher ich alle diese Abschilderungen entlehne, ein Mann von der alten Art, ungemein tapfer, redlich, und dem Königlichen Hause eifrig ergeben; er besaß sogar viele Gelehrsamkeit, war ein standhafter Bekenner seiner Religion, und würde noch größere Fähigkeiten erlangt haben, wenn ihn nicht eine sehr harte Gefangenschaft, die er länger als zwölf Jahre in Pohlen auszustehen hatte, und die er, unter andern Aufsätzen, selbst beschrieben hat, mercklich geschwächt hätte. Der vierte, aber der größte unter allen, war der Großkanzler. Fast niemand kam ihm zu seiner Zeit an der ausgebreiteten Kenntniß aller Europäischen Angelegenheiten, an der weisen Fertigkeit, die besten Maaßregeln zu ergreifen, an der unermüdeten Arbeitsamkeit in Geschäften, kurz an allem, was die Staatsklugheit vollkommenes hat, gleich. Er wurde in seinem vier und zwanzigsten Jahre Großkanzler. Weder sein Ehrgeiz, noch die Langsamkeit, welche man an ihm tadelte, verdarben etwas an seinen erhabenen Absichten und rühmlichen Unternehmungen, und am wenigsten darf man es vergessen, daß er ein ausnehmender Kenner und Freund der Wissenschaften, so wie der Menschen überhaupt und der Verdienste gewesen ist. Sein Vetter, der Baron Gabriel Oxenstierna, welcher Groß-Schazmei-

ſter war, hatte ſich durch viele geführte Würden und Aemter, auch durch ſeine Rechtſchaffenheit würdig gemacht, gleichfals eine Stelle unter Chriſtinens Vormündern einzunehmen.

Von dieſen ehrwürdigen Männern, inſonderheit von dem Großkanzler, geſtand ſie die Kunſt zu leben und zu regieren gelernet zu haben: und dieſes war Urſache genug für mich, bey ihnen ſtille zu ſtehen. Die Stände ertheilten dem Großkanzler noch den Vorzug, daß er die auswärtigen Angelegenheiten der Crone hauptſächlich in Deutſchland, im Nahmen der Königinn und des Reichs, mit einer beynahe uneingeſchränckten Gewalt in allem, was den Krieg und Frieden betraf, führen ſollte. Dieſe Anſtalten, welche unverändert blieben, die Einigkeit der Reichsſtände, die Geſchicklichkeit der Königlichen Vormünder, vornemlich aber die hohen Gaben des Großkanzlers, erhielten Schweden während Criſtinens Minderjährigkeit bey der innerlichen Ruhe, und auswärts bey einem ſiegreichen Anſehen.

Zu gleicher Zeit ſorgten die Reichsſtände auch für die anſtändige Erziehung ihrer Königinn. Ihr Vater hatte bereits einen beträchtlichen Anfang dazu gemacht, und er war, ſagt Chriſtina, in der Wahl derjenigen Perſonen, die er dabey gebrauchte, ſo glücklich als er es unter der Nothwendigkeit ſeyn konnte, die er ſich auferlegt hatte, keinen Ausländer zu dieſen Stellen zu wählen: eine Anmerckung, die ohne Zweifel ſo viel ſagen ſoll, daß die feinere Lebensart, der Witz und die ſchönen Künſte damals mehr bey den Fremden als in ihrem Vaterlande geſucht werden mußten. Sie erzählt außerdem, man habe dem Könige vorhergeſagt, daß ſie dereinſt ihre Religion

gion und ihren Thron verlassen werde; deswegen habe er sie bloß Schweden zu erziehen anvertrauet, und sonderlich verboten, daß sich ihr kein Römisch-catholischer nähern sollte. Allein man hat alle Ursache, an einer solchen Weißagung über ein vierjähriges Kind zu zweifeln: sie ist ihr vermuthlich zu einer Zeit gemeldet worden, da man sie in ihrer Religionsveränderung zu bestärcken suchte. Gustav hatte den Reichsrath und Königlichen Ober-Hofmeister, Axel Banner, einen Bruder des großen Marschalls dieses Nahmens, seinen Günstling und einen sehr geschickten Hofmann, der zwar nichts von den Wissenschaften verstand, und einiger herrschenden Ausschweifungen ergeben war, aber sonst ein gutes Gemüth, und äußerliche Mäßigung besaß; diesen hatte Gustav zu ihrem vornehmsten Hofmeister ernannt. Unter diesem stand als ihr zweyter Hofmeister, der Reichs-Rath Gustav Horn, ein Vetter des berühmten Marschalls Horn. Er war gelehrt, redete alle ausländische Sprachen, und hatte auf seinen Reisen vieles von der artigen Aufführung der Franzosen, und anderer mittäglichen Völcker angenommen; er verband aber auch damit den Ruhm eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Der König hatte auch seiner Tochter bereits im Jahr 1630 den Johann Matthiä, seinen Hofgeistlichen, Doctor der Theologie, und vorher Professor der Dichtkunst auf der Universität Upsal, zum Lehrer verordnet. Matthiä war einer der vornehmsten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit in Schweden. Er hatte sich außer der Theologie mit den Schriften des Alterthums und andern Theilen der Gelehrsamkeit wohl bekannt gemacht. Seine vorzüglichen Gaben kamen ihm zu Hülfe, um alles

dieſes gebrauchen zu können; Chriſtina rühmt ihn als einen rechtſchaffenen Mann von einem ſanften Betragen, der nichts von den Manieren der Schulen an ſich gehabt habe. Vor allen andern Lehrern der Schwediſchen Kirche war ihm eine ungemeine Neigung zur Vereinigung der getrennten chriſtlichen Gemeinen eigen. Er trat ſein Amt bey der Königinn im Jahr 1633 an, und führte es bis zum Jahr 1643, da er Biſchof zu Strengnäs wurde.

Die Reichsſtände, welche alle dieſe Einrichtungen zum Grunde legten, wollten doch nicht, daß Chriſtina bloß nach dem Willkühr ihres Lehrers oder ihrer Hofmeiſter erzogen werden ſollte. Sie ließen daher im Jahr 1635 eine allgemeine Vorſchrift aufſezen, welche allen Beyfall verdienet, weil ſie in einer bündigen Kürze voll Wahrheit und Weisheit iſt. Wenn unter andern darinne verlangt wird, daß die Königinn eben ſowohl vor allen Irrthümern fremder Religionen, als vor einer der Freyheit und Staatsverfaſſung von Schweden nachtheiligen Denckungsart, verwahrt werden ſoll: ſo finde ich nicht, daß dadurch ihrem Geiſte in Anſehung der Kenntniß der Religion, ein Joch auferlegt worden ſey, das ſie unter einen gewiſſen Glauben gezwungen hätte. Es war untadelhaft, daß man ihr in ihrem zarten Alter denjenigen Glauben beybrachte, der in Schweden vor wahr gehalten wurde. Ihr die Meynungen und Schriften anderer chriſtlichen Kirchen vorzulegen, und ſie ſogleich zur Prüfung der verſchiedenen Religionen aufzufordern, überſtieg damals ihre Kräfte: es konnte eine gleiche Verwirrung bey ihr ſtiften, als in einer Gemeine entſteht, der die Streitigkeiten der Theologen vorgepredigt werden. Die Zeit der ſchärfern Unterſuchung in Religionsſachen kommt bey vielen

len Menschen spät, und bey eben so vielen niemals; aber wenn nur die Wahrheit, die uns die heilige Schrift lehret, auf deutliche Erklärungen und rührende Beweise in ihrem Herzen gegründet worden ist, so kann sie auch ohne Untersuchungen aufrecht erhalten werden.

Der besondere Entwurf, den Gustav zur Erziehung seiner Tochter gemacht hatte, wurde nicht zurückgesezt. Er hatte befohlen, daß man dieselbe ganz männlich einrichten, sie völlig als einen jungen Prinzen unterweisen, und von den Eigenschaften ihres Geschlechtes ihr nur die nöthige Ehrbarkeit und Bescheidenheit einflößen sollte. Hierinne kamen auch ihre Neigungen mit seinen Absichten vollkommen überein: sie hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Widerwillen gegen alles, was die Frauenspersonen thun und reden. Man konnte sie niemals eine von den weiblichen Handarbeiten lehren; hingegen lernte sie alle Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen, zu denen man sie anführte, mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Ihre Lebensart war eben so wenig ihrem Geschlechte und Alter gemäß: sie trieb die Mäßigung im Essen, Trincken und im Schlafe bis zur Enthaltsamkeit, ertrug Hitze und Kälte ohne alle Beschwerlichkeit; durch die gewaltsamsten Bewegungen wurde sie nicht ermüdet, und wenn sie die Jagd, heftiges Laufen zu Fuß und zu Pferde, und Spiele von ähnlicher Art ausnehmend liebte; so war sie doch im gleichen Grade eifrig, keine Stunde des Studierens zu versäumen.

Sie legte im Jahr 1633 einen öffentlichen Beweis ihres schon gesezten Muthes ab. Es waren Gesandten von dem Großfürsten aus Moscau in

Schweden angekommen, theils um die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wegen der Veränderung im Reiche abzustatten; theils um die Bestätigung des mit dem verstorbenen Könige geschlossenen Friedens zu begehren. Man besorgte, die siebenjährige Königinn möchte durch den Anblick dieser Gesandten, welche ein barbarisches Ansehen hatten, bestürzt werden; man bereitete sie daher lange darauf vor, und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Christinen verdroß dieses: warum sollte ich mich vor ihnen fürchten? fragte sie. Weil sie, antwortete man ihr, große Bärte haben, schrecklich aussehen, anders als die Schweden gekleidet, und ihrer viele sind. Zween ihrer Vormünder, welche dieses sagten, hatten selbst lange Bärte: daher versezte die Königinn, sie werde sich vor den Bärten der Gesandten eben so wenig fürchten, als vor den ihrigen; und in der That empfieng sie dieselben mit einem majestätischen Anstande.

Der Krieg in Deutschland wurde mittlerweile seit dem Tode ihres Vaters glücklicher fortgesezt, als man erwarten konnte. Ohngeachtet jezt viele Bundsgenossen von Schweden geneigt waren, dasselbe zu verlassen; so fühlten sie doch die Nothwendigkeit, von diesem Reiche gegen den Kayser beschüzt zu werden. Der Großkanzler Oxenstierna wußte sie durch viele Unterhandlungen und beredte Vorstellungen in der Verbindung mit Schweden zu erhalten: es kostete ihm unbeschreibliche Mühe und Geduld, ihr Mißvergnügen über die Oberaufsicht, die er im Nahmen der Königinn führte, zu besänftigen, ihren Forderungen und ihrer Neigung zu einem unzeitigen Frieden zu widerstehen, auch die geheimen Maaßregeln, welche Franckreich wider ihn nahm, zu bestreiten. Auf der andern Seite wurde es schwer, die deutschen

Kriegs-

Kriegsvölcker, welche unter den Schweden dienten, im Gehorsam, und überhaupt das Vertrauen der Soldaten beyzubehalten. Allein die großen Feldherren, welche aus Gustavs Anführung kamen, Banner, Horn, der Herzog Bernhard von Weimar, behaupteten die Ehre der Schwedischen Waffen, und fast alle Unternehmungen hatten einen erwünschten Erfolg, bis auf die unglückliche Schlacht bey Nördlingen im Jahr 1634. Damals traten fast alle Protestantische Fürsten von dem Bündnisse mit den Schweden ab, indem sie den Prager Frieden unterzeichneten. Oxenstierna schloß darauf einen Vertrag mit Franckreich, und durch den Beystand dieser Crone, noch mehr aber durch ihre eigene Klugheit und Tapferkeit, entrissen die Schweden dem Kayser und seinen Bundsgenossen gar bald die Oberhand.

In dieser Verfassung hinterließ der Großkanzler die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, als ihn Christina im Jahr 1636 zurückkommen sah. Er brachte seitdem täglich etliche Stunden mit ihr zu, um sie in der Regierungskunst zu unterrichten; man fieng damals überhaupt an, ihr alle Staatsgeschäfte mitzutheilen, und sie hörte diese Nachrichten mit einem aufmercksamen Vergnügen an. Ihre vortrefflichen Gaben entwickelten sich immer mehr. Sie war zehn Jahre alt, und kannte schon die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften; sie schrieb auch und redete außer der Schwedischen, noch die lateinische, deutsche und französische Sprache. Ihr Lehrer war nächstdem auch ihr Vertrauter: sie erzählte ihm alle ihre kleine Verdrießlichkeiten; von ihm hingegen erfuhr sie alle Neuigkeiten, und machte darüber Anmerckungen, über welche er öfters erstaunte; dabey

aber hatte sie die Verschwiegenheit völlig in ihrer Gewalt.

Die Königinn, ihre Mutter, hatte sie seit Gustavs Tode, über welchen sie untröstlich war, überaus lieb gewonnen: sie wollte sie daher nicht von sich trennen lassen, und dagegen ihre Muhme, die Prinzeßinn Catharina, deren besondern Aufsicht sie noch immer untergeben war, von ihr entfernen, auch ihre Erziehung nach ihrem Gefallen einrichten. Christinens Vormünder gaben aus Ehrerbietung etwas nach; sie behaupteten aber bald die einmal getroffenen Anstalten. Sie selbst konnte den Zwang, in welchem ihre Mutter sie zu halten suchte, nicht vertragen, und ergab sich desto mehr, um demselben zu entgehen, ganze Tage hindurch den Wissenschaften. „Meine Mutter, sagte sie in reifern Jahren, würde „mich verdorben haben, wenn man mich ihr überlassen „hätte, weil sie, neben vielen guten Eigenschaften, „doch keine von denen besaß, die man braucht, um „regieren zu können.„ Diese Königinn entwich bald darauf im Jahr 1640 heimlich nach Dänemarck, voll Mißvergnügen über die Schwedische Regierung, welche sie hingegen ihrer Seits als eine Feindinn von Schweden betrachtete.

Im folgenden Jahre starb Christinens erster Vormund. Man berathschlagte in dem Reichs-Rathe, ob man ihr die Ernennung eines andern an seine Stelle lassen, oder ihr einige vorschlagen sollte, um einen aus denselben zu wählen; endlich aber ließen ihr die Reichs-Räthe melden, sie würden es gerne sehen, wenn sie den Prinzen Carl Gustav, ihren Vetter, dazu vorschlüge: denn man glaubte, daß sie demselben den Vorzug geben würde. Allein sie betrug sich bey diesem

sem bedencklichen Antrage mit vieler Klugheit. Sie wollte, (wie sie es in einem Schreiben an den Vater des Prinzen, den Pfalzgrafen Johann Casimir, berichtet,) antworten, daß es ihr nicht zustehe, sich selbst einen Vormund zu sezen, wenn man ihr nicht einige vorschlüge; oder sie wollte, um sich den Großkanzler günstig zu machen, sagen, er sey der geschickteste dazu: und wenn man ihr einige nennen würde, wollte sie hinzusezen, es wären lauter verdiente Männer; man möchte daher die Wahl durch das Looß treffen. Wenn ich, schreibt sie, den Prinzen nennte, würde die Regierung glauben, ich thue es deswegen, um alles zu erfahren, was bey ihren Versammlungen vorgeht, und sie würde suchen, ihn bald auf die Seite zu schaffen. — Ihre Antwort gefiel: man bediente sich des Looses, durch welches der Graf Brahe diese Stelle erlangte.

Da die Minderjährigkeit der Königinn sich ihrem Ende näherte, und ihr überlegtes Verhalten Beweis genug von ihrer Fähigkeit gab, so ließ man sie im Jahr 1642, welches das sechszehnte ihres Lebens war, Sitz im Reichs-Rathe nehmen, damit sie sich zeitig an die eigene Untersuchung der Staatsgeschäfte gewöhnen möchte. Man beschloß sogar bald hernach auf einem Reichstage, in ihrer Gegenwart, sie vor volljährig zu erklären; sie entschuldigte sich aber, dieses Erbieten anzunehmen, mit ihrer Jugend, welche die Last der Regierung noch nicht ertragen könne. Unterdessen behauptete sie, seitdem sie an den Berathschlagungen des Reichs-Rathes Antheil nahm, ihr Ansehen darinne auf eine merckwürdige Art, und man nahm nichts mehr ohne ihre Beystimmung vor. Im Jahr 1643 waren die Reichsstände zwar ziemlich einig über die Entschließung, dem Könige von Dänemarck

nemarck den Krieg zu erklären, weil er die Flucht der verwittweten Königinn begünstigt hatte, und den Fortgang der Schwedischen Waffen in Deutschland zu hintertreiben suchte; sie überließen aber doch Christinen die Entscheidung, und diese billigte den Krieg ebenfals. Sie bediente sich, als sie ihre Meinung darüber sagte, zwo Staatsregeln, die sie von dem Großkanzler gelernet hatte, insonderheit dieser, man müsse sich mit seinem Nachbar niemals in solche Streitigkeiten einlassen, die einen Krieg nach sich ziehen können, wenn man nicht schon den Degen in der Hand habe, und fertig sey, den Angriff zu thun. Oxenstierna hatte ihr zugleich die Lehre gegeben, daß es großen Staaten zuträglich sey, sich langsam zu entschließen, ob ihnen gleich zuweilen, sezte er hinzu, geschwinde Entschließungen vortheilhafter sind.

Christina kam unterdessen in den Wissenschaften und Sprachen zu einer seltenen Kenntniß und Fertigkeit. Sie las in ihrem achtzehnten Jahre die Schriftsteller des gelehrten Alterthums in ihren Sprachen, unter andern die großen Geschichtschreiber der Griechen, den Thucydides und Polybius: und über diese sowohl als über die andern griechischen und lateinischen Schriftsteller, ließ sie Betrachtungen hören, welche zeigten, daß sie dieselben nicht allein verstand, sondern auch nüzte. Ich kann hier dem Tadel eines scharfsinnigen Franzosen nicht beypflichten, welcher sagt, man hätte sie lieber die Menschen kennen lehren sollen, als die griechischen Schriftsteller. Da man die Königinn früh genug mit den Geschichten der großen Welt bekannt machte; da sie ihren Umgang mit vortrefflichen Männern führte, und über alle Vorfälle so bald zu urtheilen wußte: so begreife

ich

ich nicht, was vor einen andern Weg sie hätte betreten sollen, um die Menschen zu kennen. Ja eben das Lesen der Geschichte war ein so gewisses und leichtes Mittel zu dieser Kenntniß, daß man es einer langen Erfahrung nicht allein an die Seite sezen kann, sondern diese auch darauf gründen muß.

Man sahe es genug, wie viele Einsichten dieser und jeder andern Art sie zur Regierung brachte, als sie dieselbe im December des Jahrs 1644 würcklich übernahm. Sie gerieth, ohngeachtet ihres Alters, nicht unter die Ueberredungen eines oder mehrerer Günstlinge; sie beurtheilte alles selbst, und war sich ihr vornehmster Rathgeber. Chanut, Französischer Gesandter in Schweden, schrieb davon im Jahr 1648 an seinen Hof: „Es ist unglaublich, wie mächtig sie „in ihrem Rathe ist, denn mit der Person einer Kö„niginn verbindet sie noch die Annehmlichkeiten, das „Vertrauen, die Wohlthaten und die Stärcke im Ue„berreden; dergestalt, daß die Reichsräthe oft selbst „über die Gewalt erstaunen, welche sie über ihre Mei„nungen behauptet, wenn sie versammlet sind. Ei„nige schreiben diese große Unterwürfigkeit, welche „ihre Staatsbedienten gegen sie bezeigen, ihr nur „als einem Frauenzimmer zu, und bilden sich ein, „daß die geheime Neigung der Natur, und das Nach„geben, das man ihrem Geschlechte erweiset, dieselben „unmercklich unter ihren Willen beuge. Aber, wenn „man die Wahrheit gestehen will, so entspringt ihr „großes Ansehen aus ihren guten Eigenschaften; und „man sagt, daß ein König, der eben dieselben Tugen„den hätte, unumschränckt in seinem Rathe seyn „würde.„ In der That wurde Christina, auf die Vorstellung des Großkanzlers, als König ausgerufen.

Sie

Sie fand in ihrem Reiche sehr viel zu thun. Die innerliche Verfassung desselben verlangte ihre ersten Sorgen: und sie versprach auch gleich Anfangs, dieselbe zu erhalten. Der Krieg in Deutschland währte schon seit vierzehn Jahren fort. Die Schweden führten ihn zwar unter den gewöhnlichen Abwechselungen des Kriegs-Glückes; aber doch größtentheils mit einer siegreichen Ueberlegenheit. Franckreich, ob es gleich kein ganz aufrichtiger Bundsgenosse war, stand ihnen, um die Macht des Oesterreichischen Hauses zu schwächen, nachdrücklich genug bey. Banner und der Herzog Bernhard von Weimar hatten große Thaten verrichtet, und Torstenson, der auf sie folgte, führte noch immer nicht geringere aus. Man glaubte jezt dem Frieden ziemlich nahe zu seyn: denn die vorläufigen Bedingungen desselben, oder Präliminarien, waren bereits im Jahr 1643 von allen in Deutschland kriegenden Fürsten genehm gehalten worden; allein die Zusammenkunft selbst, auf welcher man den Frieden ausmachen sollte, war im Jahr 1644 noch nicht eröfnet. Außer diesem Kriege hatte Schweden noch einen neuen mit Dänemark in eben diesen Jahren angefangen, der ungemein glücklich und reich an Eroberungen war.

Desto eher konnte man sich desselben entledigen, damit Schweden seine ganzen Kräfte in Deutschland gebrauchen möchte. Dieses war auch eine von den ersten Bemühungen der Königinn. Der Großkanzler reiste auf die Friedens-Versammlung zu Broemsebro, an den Grenzen von Smaland, zwischen Schweden und Dänemarck, wo er diese wichtige Unterhandlung führte: und diesem Manne, der gar keiner Anleitung bedurfte, um die gedachte Angelegenheit und zugleich viele andere, rühmlich zu Stande zu bringen, ertheilte

ertheilte Christina ihre Befehle mit einer Scharfsichtigkeit, die er unter die schönsten Früchte seines Unterrichts zählen konnte. Sie verlangte den Frieden nicht anders, als wenn er mit einer völligen Sicherheit verbunden wäre. Die Gelegenheit, schreibt sie an ihn im Jahr 1645 gute Bedingungen zu erhalten, ist vortrefflich, und man muß sich derselben bedienen; aber der Friedensschluß darf doch nicht übereilt werden, damit wir unterdessen die Versicherung unserer Besitzungen desto leichter erhalten können. Die meisten Reichs-Räthe, meldete sie ihm bald darauf, dächten hierüber nicht wie sie und er: manche unter ihnen würden, um nur diesen Krieg zu endigen, zu allem die Hände bieten, und sich um die Versicherung (oder Garantie) nicht bekümmern. Sie befürchte, sezte sie hinzu, daß, wenn diese Unterhandlungen üble Folgen haben sollten, ihre unschuldige Jugend verleumdet werden möchte, als wenn sie nicht fähig gewesen wäre heilsame Rathschläge anzunehmen, und bloß aus Begierde zu herrschen solche Fehler begangen hätte. „Ich sehe zum voraus — dieses sind ihre eigenen lehrreichen Worte — mein Schicksal werde dieses seyn, daß, wenn ich etwas sorgfältig und nach reifer Ueberlegung, verrichte, andere die Ehre davon haben werden; wird aber etwas versäumt, woran andere hätten dencken sollen, so werde ich die Schuld davon tragen müssen.„ Sie will endlich die vortheilhaften Friedensbedingungen, welche Dänemarck bewilligte, angenommen wissen, damit sie nicht das Ansehen habe, als wenn sie den Krieg bloß aus Ehrgeiz fortseze; damit die Holländer, deren Gesinnungen noch ungewiß waren, nicht Schiedsrichter des Krieges und Friedens werden möchten; insonderheit aber, damit sie ihr Gewissen befriedigen könnte, welches ihr sonst Vorwürfe darüber machen würde,

würde, so billige Mittel zum Frieden ausgeschlagen zu haben.

So zeigte sich Christina zu ihrem Ruhme in diesem großen und von mehrern Seiten schweren Geschäfte; allein ihr Glück konnte nicht geringer heißen als ihre Klugheit, indem es Oxenstierna war, den sie zur Vollendung desselben gebrauchte. Der Friede wurde im Jahr 1645 zu Broemsebro geschlossen. Schweden bekam durch denselben Gotland, Oesel und andere Provinzen, ingleichen auf dreyßig Jahre Halland, welches auch dem Reiche gänzlich verbleiben sollte, wenn die Dänen nach dem Verlauf dieser Jahre der Königinn nicht eine Landschaft von gleichem Werthe, doch daß sie solche wählen könnte, abtreten würden; es behauptete die freye Schiffahrt durch den Sund; einige andere Staaten wurden mit eingeschlossen, und Franckreich leistete die Gewähr über die Beobachtung des Friedens; Franckreich, das mit dem vorhergegangenen Kriege nicht zufrieden war, weil Schweden denselben plözlich ohne ihm, seinem Bundsgenossen, davon Nachricht zu geben, und, wie es schien, wegen einer zu leichten Beleidigung, auf einen bloßen Verdacht, angezündet hatte. Nachdem derselbe verloschen war, ließ die Königinn den deutschen Krieg desto lebhafter fortsezen.

Sie belohnte noch in diesem Jahre so viele Verdienste des Großkanzlers, und besonders auch dieses neue, dadurch, daß sie ihm die Würde eines Grafen, und ein ansehnliches Landgut unter dem Nahmen einer Grafschaft ertheilte; allein das Geschenck selbst machte ihr nicht so viele Ehre, als die schöne Anrede, mit welcher sie dasselbe in der Versammlung des

Reichs-

Digitized by Google

Reichs-Rathes bekannt machten. Sie rühmte darinne seine trefflichen Dienste seit vier und dreyßig Jahren, und nannte ihn den großen Minister eines großen Königs, für welchen es eine Ehre gewesen sey, ihm zu befehlen. Zwar, sagte sie, schickt es sich vielleicht nicht für mich, meinem Vater diesen Nahmen beyzulegen; aber jedermann ist darinne einig, daß er ihm gebühre. Sie vergaß das weise Verhalten des Reichskanzlers während ihrer Minderjährigkeit nicht, und sezte hinzu: Ein anderer als Sie, würde sich bey dieser Gelegenheit vielleicht nicht haben mäßigen, noch seinem Ehrgeize Schrancken setzen können; Sie ließen sich aber durch solche Eitelkeiten nicht fortreißen, und behielten immer die Ehrerbietung, welche Sie Gott und mir schuldig waren, vor den Augen. — Man errathet den übrigen Inhalt ihrer Rede leicht: dasjenige, was ich angeführt habe, zeigt schon genugsam, wie würdig diese junge Königinn zu loben, und zugleich ihre Hoheit zu behaupten gewußt habe. Die Erhöhung des Großkanzlers erinnert mich zugleich an so viele andere Personen, welche unter Christinens Regierung, zum Theil auch, da sie noch unmündig war, den Adel erlangt haben. Man zählt derselben gegen vierhundert, und verschiedene Schriftsteller machen ihr aus dieser freygebigen Austheilung einen Vorwurf. Von andern hingegen wird sie deswegen geschickt vertheidigt. In dem deutschen Kriege insonderheit leisteten so viele Personen von allen Ständen dem Reiche vorzügliche Dienste, daß die Königinn nicht glaubte, ihnen dieselben leichter vergelten zu können, als durch diesen Ehrenvollen Unterscheid von ihren übrigen Unterthanen; viele auswärtige adeliche Geschlechter wurden auch nur unter die Schwedischen aufgenommen. Ueberhaupt also war diese Art von

Verschwendung, wenn man sie so nennen will, nicht zu tadeln: sehr unähnlich war sie dem Verkauf von fünfhundert Adelsbriefen, der im Jahr 1696 und sonst so oft in Franckreich, zur Vergrößerung der Königlichen Einkünfte, vorgenommen worden ist; obgleich der Französische Hof so gar unrecht nicht gethan hat, Leute, welche glaubten, daß die Ehre gekauft werden könne, in dieser lächerlichen Meinung zu erhalten. Christina mag unter diesem Haufen nicht eben lauter verdiente Männer mit begriffen haben; aber schon lange ist ohnedieß der wahre Nachdruck alter Würden verloren gegangen. Der Adel, welcher ehemals durch rühmliche Thaten zum Besten des Vaterlandes, hauptsächlich im Kriege, erworben wurde, sollte eigentlich niemanden, der ihn nur geerbt hat, stolz machen; er sollte keinen Abkömmling der vornehmsten und ältesten Geschlechter hindern, ihn für sich selbst durch ausnehmende Eigenschaften erst zu verdienen.

Ohngeachtet dieser außerordentlichen Gewogenheit, welche Christina gegen den Großkanzler bezeigte, unterhielt sie doch bereits bey sich einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte unter den Großen in Schweden Feinde genug, weil er mit aller seiner Tugend in einer Stelle, wie die seinige war, doch durch die große Gewalt, die ihm anvertrauet worden war, und durch seinen glänzenden Ruhm, der alle übrige Staatsbedienten verdunckelte, verhaßt werden mußte. Man scheinet die Königinn frühzeitig wider ihn eingenommen zu haben: denn sie ist schon in einem Briefe vom Jahr 1641, den sie an den Pfalzgrafen, ihren Oheim, schrieb, mit ihm unzufrieden, daß er keine Friedens-Unterhandlungen anfangen lassen wollte. Und man merckte immer mehr, daß ihr Oxenstierna mit seiner

ner Familie viel zu angesehen und mächtig für eine so uneingeschränckte Regierung, als sie führen wollte, vorkam. Wie soll man also das ungemeine Vertrauen erklären, das sie gegen ihn noch beständig an den Tag legte? Durch dasjenige, was man in einem Entwurfe zu dem Leben der Königinn, der unter ihren Handschriften gefunden, und allem Ansehen nach von ihrem Geheimschreiber aufgesezt worden ist, lieset. „Ihre tiefe Verstellung, heißt es daselbst, welche die geschicktesten Leute in ihrer ersten Jugend betrog, beschleunigte ihre Volljährigkeit.„

Selbst die Erlaubniß, welche sie im Jahr 1645 ihrem Gesandten an dem Französischen Hofe, Hugo Grotius, auf sein Ansuchen ertheilte, seine Stelle niederzulegen, kann einen Beweis von ihren damaligen Gesinnungen gegen den Reichskanzler abgeben, der diesen großen Mann bald nach Gustavs Tode, und nach dessen Wahl, zum Gesandten ernannt hatte. Grotius hatte dem Schwedischen Reiche durch seine Klugheit, durchdringende Einsicht und Standhaftigkeit so wichtige Dienste an dem Französischen Hofe geleistet, daß er diesem beschwerlich wurde; aber Oxenstierna hielt ihn daselbst immer noch vor sehr nöthig. Er war es jezt in der That, da Schweden mit Franckreich, seinem Bundsgenossen, bey den eben ernstlich angefangenen Versuchen eines allgemeinen Friedens, gemeinschaftlich dafür sorgen mußte, ihre beyderseits erhaltenen Vortheile in Sicherheit zu sezen: und zu diesem Geschäfte wurde würcklich ein Mann von den größten Gaben, von der reifsten Erfahrung, erfordert, wenn gleich die Schwedischen Angelegenheiten damals in einer sehr blühenden Verfassung standen. So dachten aber nicht alle Staatsbediente in Schweden. Da man außerdem dem

Grotius einen jungen unbesonnenen Franzosen, Cerisantes, aus Schweden an die Seite schickte, der das Reich, in dessen Nahmen er abgesandt war, beschimpfte, und endlich ohne Vorwissen der Königinn, Paris verließ: so merckte Grotius, wie wenig er künftig der Würde seines Amtes ein Genüge würde thun können: er bat von demselben entlassen zu werden, und die Königinn bewilligte dieses leicht. Sie empfieng ihn, da er im Sommer des Jahrs 1645 zu Stockholm ankam, überaus gnädig, bezeigte ihm ihre Zufriedenheit über seine Dienste, und trug ihm eine ansehnliche Bedienung in ihrem Reiche an. Grotius, welcher sahe, daß seine Gegenwart einigen Großen des Hofs unangenehm war, und nächst dem ein ruhigeres Leben für sein Alter wünschte, verbat diese Ehre. Beym Abschiede beschenckte ihn Christina mit ohngefähr zwölf bis funfzehn tausend Thalern an Kupfermünze; er starb aber noch in diesem Jahre auf seiner Rückreise in Deutschland. Die Königinn, welche für die Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit dieses vortrefflichen Mannes eine ungemeine Hochachtung hegte, kaufte nachmals seine ganze Büchersammlung von seiner Wittwe auf eine freygebige Art.

An die Stelle des Grotius schickte sie im Jahr 1646 den jungen Grafen Magnus de la Gardie als ihren außerordentlichen Abgesandten nach Franckreich. Dieser Graf war ihr vornehmster Günstling: man sagt sogar, daß sie ihn zu ihrem Gemahl würde angenommen haben, wenn ihr hoher Geist eine solche Erniedrigung hätte ertragen können. Sie machte ihn dagegen zu ihrem Anverwandten, indem sie ihm die Prinzeßinn Maria, eine Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir zur Gemahlinn bestimmte: und

desto prächtiger ließ sie ihn zu Paris erscheinen. Der Französische Gesandte in Schweden, Chanût, machte seinem Hofe das besondere Ansehen, dessen der Graf genoß, bekannt, und rieth ihm, demselben alle Arten von Ehrenbezeigungen und Ergözlichkeiten zu verschaffen, um an ihm einen mächtigen Freund zu bekommen. Man that dieses auch; allein der Graf war ohnedieß schon Franckreich eifrig ergeben. Er machte zu Paris von seiner Königinn eine Abschilderung, welche kaum geglaubt wurde, und doch richtig war. „Sie ordnet, sagte er, alles selbst, ohne „den Rath eines Minister, an: ihre Zeit ist täglich „zwischen den Wissenschaften und den Staatsgeschäf„ten getheilet; auf den Putz wendet sie nicht die ge„ringste Sorgfalt, und ist in keiner Betrachtung ein „Frauenzimmer.„ Die Briefe, welche Christina durch ihn an die Königinn von Franckreich und die Vornehmsten des Hofes sandte, wurden wegen ihrer Artigkeit und des ungezwungenen schönen französischen Ausdrucks, sehr bewundert. Dieser Schwedische Gesandte besaß übrigens keine ausnehmend große Fähigkeiten; allein da ihn Christina gänzlich regierte, so erreichte sie durch ihn ihre Absicht, welche schwerlich eine andere war, als die Freundschaft mit Franckreich feyerlich zu erneuern, und ihre eigenen Gesinnungen in Ansehung des Friedens zuverläßig zu erklären.

Ihre Gesandten zu Oßnabrück arbeiteten damals an dem Friedens-Schlusse, der den deutschen Krieg endigen sollte. Der erste unter denselben war der Reichs-Rath, Graf Johann Oxenstierna, ein Sohn des Großkanzlers: er glaubte aber, wie sein Vater, daß der Krieg noch länger fortgesezt werden müsse. Ihm war der Hofkanzler, Adler Salvius, zuge-

geben: und dieser suchte den Frieden eifrig zu befördern. Die Uneinigkeit dieser beyden geschickten Männer brach zu Osnabrück völlig aus. Die Königinn schenckte dem Salvius, dessen Gesinnungen mit den ihrigen übereinkamen, ihr Vertrauen, und fand mehrmals Gelegenheit, solches zu zeigen. Da der Graf de la Gardie zu Paris hundert tausend Thaler borgen mußte, war man in Schweden darüber sehr mißvergnügt; man sagte, daß diese große Summe das Schwedische Kriegsheer in Deutschland, unter dem Feldmarschall Wrangel in den Stand gesezt haben würde, die Feinde glücklich zu bekriegen. Die Königinn war über diese Reden bekümmert: denn sie befürchtete, man möchte ihre neue Regierung dadurch verhaßt machen. In ihrer Verlegenheit begehrte sie von dem Hofkanzler im Jahr 1647, daß er in seinem eigenen Nahmen eine gleiche Geld-Summe aufnehmen, und mit derselben den Bedürfnißen des gedachten Heeres abhelfen sollte. Sie hoffte, schreibt sie unter andern an ihn, daß er bey dieser fast unmöglichen Unternehmung auch durch seinen Ehrgeiz werde angefeuert werden, um sich immer mehr durch seine Dienste bey ihr zu empfelen: und sie versprach ihm diese Summe nach seiner Wahl entweder von dem Gelde zu bezahlen, das sie von Franckreich für ihre Kriegsschiffe bekommen würde, (denn diese Crone kaufte damals deren sechse von Schweden,) oder sie wollte ihm in Schweden so viel Kupfer liefern, als die Summe betragen würde. Zugleich ließ sie ihn alle Belohnungen hoffen, die er nur in seinem Vaterlande erwarten konnte.

Auf dieses Merckmal des höchsten Vertrauens, das die Königinn dem Salvius gab, folgten bald mehrere von gleicher Wichtigkeit. Sie sezte ihm den

Grafen

Grafen de la Gardie, und andere, die ihr eigenes Werck waren, dem Großkanzler und seiner Parthey entgegen, deren Ansehen sie durchaus vermindern wollte. Christina war ungemein begierig, den Frieden zu schließen: sie hatte ihn, so lange sie auf der Welt war, noch nicht genossen, und in ruhigern Zeiten glaubte sie auch ihre Regierung und Gewalt mehr befestigen zu können, auf deren unabhängige Ausübung sie sehr eifersüchtig war. Man gab ihr zu verstehen, daß der Großkanzler sich bloß deswegen abgeneigt gegen den Frieden zeigte, weil er voraus sähe, daß er nach geschlossenem Kriege lange so nothwendig nicht mehr seyn würde, als jezt; daraus leitete man die Schwierigkeiten her, welche sein Sohn bey den Unterhandlungen zu Osnabrück gegen den Frieden aufbrachte. Man beschuldigte sogar den Großkanzler, daß er einen andern seiner Söhne, den Grafen Erich Oxenstierna, der damals Statthalter von Liefland war, mit der Königinn zu vermählen suchte. Die meisten Feldherren, viele Reichs-Räthe und die alten Geschlechter von Schweden, waren auf seiner Seite. Der Reichs-Rath Graf Peter Brahe sagte ausdrücklich zu der Königinn, sie möchte nicht ihr ganz Vertrauen auf einen jungen Edelmann (den Grafen de la Gardie,) und auf einen Geistlichen, (den Doctor Matthiä) sezen, ihre Ausgaben einschränken, und mit den Franzosen keinen gar zu genauen Umgang pflegen.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß Christina den Großkanzler etwas ungerecht beurtheilet habe. Wenn er gleich, so wie viele andere sehr verdiente Männer, von der Neigung, ein großer und mächtiger Mann im Staate zu bleiben, nicht frey gewesen seyn mag; so sieht man doch aus dem Zusammenhange

aller seiner Handlungen und aus seinen Briefen, daß er die redlichsten und edelsten Absichten dabey geführt habe. Er glaubte nicht, daß die Zeit den Frieden in Deutschland zu schließen, schon gekommen sey, weil er einen sichern Frieden verlangte, durch welchen die Verfassung der Protestanten daselbst unumstößlich gegründet, und zugleich das Gebiet von Schweden weit ausgebreitet werden möchten: wenigstens hielt er es nicht vor rathsam, mit dem Friedensschlusse zu eilen. Insonderheit meinte er, durch die abwechselnde Besitzung der geistlichen Güter in Deutschland von Protestanten und Römischcatholischen, welche man einführen sollte, den erstern auf immer die gewisseste Versicherung ihrer Religionsfreyheit zu verschaffen. So sehr die Königinn für Franckreich eingenommen war, so wenig trauete er dieser Crone: er nannte das Bündniß mit derselben für sein Vaterland schädlich, indem es ohne dasselbe sich seines Glücks viel vortheilhafter hätte bedienen können. Die geheimen Vorschriften, Briefe und andere Nachrichten zur Geschichte der Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, welche nachmals von Französischer Seite bekannt gemacht worden sind, haben dieses Mißtrauen des Großkanzlers hinlänglich gerechtfertiget. Man erkennt auch bis zur Ueberzeugung, daß er an die oben gemeldete Vermählung niemals gedacht habe.

Allein die Königinn wurde in ihrer Abneigung gegen ihn täglich von denen, welchen daran gelegen war, sonderlich auch von dem Französischen Gesandten, bestärkt. Da also der Friede nur mit langsamen Schritten von ihren Gesandten zu Osnabrück herbeygezogen wurde, befohl sie ihnen ernstlich, denselben, so bald die wenigen übrigen Bedingungen aus-

ausgemacht wären, zu Stande zu bringen, und sich durch die Phantasien einiger ehrgeizigen Männer nicht davon abziehen zu lassen; widrigenfalls sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden: es sollte ihnen auch alsdenn weder Ansehen noch Unterstüzung von großen Familien etwas helfen. In einem besondern Schreiben meldete sie dem Hofkanzler Salvius, daß jenes nur seinen Mitgesandten, den Grafen Oxenstierna, angehe; sie verlangte zu wissen, wie derselbe beym Lesen das Gesicht verzerret habe, und empfol ihm nochmals den Frieden. Ich will der ganzen Welt zeigen, schrieb sie unter andern, daß der Reichskanzler nicht im Stande ist, die Welt allein mit einem Finger in Bewegung zu setzen. Ihr Widerwillen gegen die Oxenstierna erstreckte sich so weit, daß sie, da der Französische Hof sich über dieselben beklagte, von diesem begehrte, seine Beschwerden in einem öffentlichen Schreiben zu wiederholen, damit sie berechtiget wäre, ihnen übel zu begegnen. Unglücklicher Weise bekamen die Feinde beyder Höfe, die Spanier, Nachricht von diesem Kunstgriff, und theilten dieselbe dem Grafen Oxenstierna zu Osnabrück mit. Eine solche Entdeckung konnte die schlimmsten Folgen in Ansehung des guten Verständnisses zwischen Franckreich und Schweden haben; der Cardinal Mazarin nahm vergebens seine Zuflucht zu verschiedenen Italiänischen Wendungen, welche er dieser Sache zu geben suchte. Die Königinn hatte zwar weniger nöthig, sich deswegen zu entschuldigen; ihr aber machte sie auch am wenigsten Ehre.

Der Großkanzler empfand über die harten Vorwürfe, welche die Königinn seinem Sohne gemacht hatte, und über die ganze unerwartete Begegnung, die ihm wiederfuhr, einen so lebhaften Verdruß, daß

er um Erlaubniß bat, seine Bedienung niederlegen, und sich außerhalb Schweden begeben zu dürfen. Christina bewilligte ihm dieselbe sogleich; allein, da der Reichs-Rath vorstellte, Oxenstierna sey bey den Friedens-Unterhandlungen unentbehrlich, ersuchte sie ihn wieder, in ihren Diensten zu bleiben. Sein Sohn vertheidigte sich bald mit derjenigen besondern Standhaftigkeit, welche aus dem Bewußtseyn der Unschuld entspringt, und in einem andern eben so herzhaften Schreiben zeigte er der Königinn, daß es Salvius und die Französischen Gesandten wären, welche ihn hinderten, den Frieden zur Reife zu bringen; vermuthlich, sezte er hinzu, weil Ew. Majestät dem Herrn Salvius andere Verhaltungs-Befehle gegeben haben, welche mit dem Briefe nicht übereinstimmen, den Sie an uns beyde gemeinschaftlich gerichtet haben. Die Königinn erklärte sich zwar darauf gegen seinen Vater, daß sie jenen drohenden Brief in keiner bösen Meinung geschrieben habe; aber sie behielt doch ihre Vorurtheile wider den Großkanzler bey. „Er ist sehr biegsam, sagt sie in einem Brie„fe an den Salvius von eben diesem Jahre 1647; „allein es mag damit seyn wie es will, so fürchte „ich mich vor den Griechen auch alsdenn, wenn „sie Geschencke bringen. — (Eine Stelle aus „dem Virgil.) — Ich bemercke täglich dasjenige „an ihm, was Tacitus vom Tiberius sagt: Schon „verließ den Tiberius sein Körper, seine Kräfte ver„ließen ihn schon; aber noch nicht die Verstellung.„ Sie nannte allem Ansehen nach die nachgebende Vorsichtigkeit, welche er gegen ihren Willen beobachten mußte, wenn er ihm gleich nicht gefiel, Verstellung.

Seit dieser Zeit bemühte sich Christina immer mehr, diesen großen Mann in der Abhängigkeit gegen

gen sich zu erhalten und zu erniedrigen. Sie erwies ihm viele Hochachtung; aber ohne sich seinen Rathschlägen allein zu überlassen: und dieses aus Furcht, wie man in Schweden erkannte, damit nicht ihre Einsichten und ihr Ansehen mit dem Ruhme eines so vollkommenen Staatsmannes möchten vermengt werden; damit nicht auch dasjenige, was sie zum Besten des Reichs beytrug, seiner Weisheit zugeschrieben würde. Denn ohngeachtet ihres Verhaltens gegen ihn, hatte er immer in alle öffentliche Angelegenheiten des Reichs einen so gewissen Einfluß, daß die Französischen Gesandten sich scheueten, ihn zu beleidigen: sie konnte es nicht verhindern, daß die übrigen Gesandten mit ihm in Unterhandlung traten, und er wurde in Schweden außerordentlich verehret. Unterdessen suchte Christina seiner, so viel als es möglich war, zu entbehren; sie zog ihn auch nicht mehr als ihre übrigen Staatsbedienten zu Rathe, ob er gleich ihnen allen an Wissenschaft und Klugheit überlegen war. Oxenstierna konnte es nicht verbergen, wie empfindlich ihm dieses Betragen seiner Königinn sey, die ihm fast so viel als ihrem Vater schuldig war; allein die Zeit hat ihn endlich sehr wohl dafür gerächt.

Auch sein Sohn verdiente das Mißtrauen nicht, mit welchem ihn die Königinn betrachtete: er war sogar ihres Vertrauens würdiger als Salvius. Johann Oxenstierna hatte zwar viel Ungleiches und Hartes in seinem Charakter; aber seine ausnehmende Fähigkeit und Rechtschaffenheit konnten nicht in Zweifel gezogen werden, und durch die unverbesserlichen Lehren seines Vaters wurde er in der Führung der Staatsgeschäfte noch weit stärcker. Am Salvius hingegen, der von geringer Herkunft war, sahe man nicht

nicht nur eine fast gleiche Geschicklichkeit bey wichtigen Angelegenheiten, viel Witz und Gelehrsamkeit; sondern zugleich auch die feinste Verstellungskunst, die Fähigkeit anderer Absichten zu entdecken, die ihn aber mit Unruhe und Verdacht erfüllte, und eine herrschende Begierde, der Königinn zu gefallen, um sich desto geschwinder empor zu heben. Der Vorzug, den sie ihm wegen dieser Geschmeidigkeit vor seinem Mitgesandten gab, brachte bisweilen eine den Schwedischen Angelegenheiten nachtheilige Verwirrung und Uneinigkeit hervor. Oxenstierna war im Jahr 1647 im Begriff, einen vortheilhaften Vergleich mit dem Kayser ohne Theilnehmung der Franzosen zu schließen; seine Ursachen waren erheblich; aber Salvius weigerte sich, mit ihm zu unterzeichnen, und da sich jener bey der Königinn darüber beschwerte, fand er kein Gehör.

Doch ihre Gesandten zur Friedensversammlung waren es nicht allein, welche durch eine, zum Theil von ihr selbst gestiftete, Mißhelligkeit unter sich, der Annäherung des Friedens im Wege standen; die Französischen lebten mit einander in einer offenbaren Feindschaft. Sie waren ebenfalls von zwo verschiedenen Partheyen: der Graf von Avaux war der Königinn, der Mutter Ludwigs XIV. zugethan; der Graf von Servien aber dem Cardinal Mazarin, welcher damals in Franckreich alles vermochte. Ihr Hof gab sich umsonst Mühe, zwischen ihnen eher Friede zu stiften, als sie denselben in Europa herstellen würden: Servien, der dem Salvius etwas ähnlich war, brachte endlich seinen Mitgesandten durch ziemlich schlechte Mittel in Ungnade. Christina begegnete diesen beyden Gesandten überaus höflich; sowohl überhaupt aus Neigung gegen Franckreich, als

weil

weil sie den Schwedischen Angelegenheiten gute Dienste leisteten. Sie schrieb an beyde, ob gleich Avaux ihren Beyfall vorzüglich gehabt zu haben scheinet. Indem sie ihrem Hofkanzler einen Brief an den Servien schickte, der sich in einem Schreiben gegen sie sehr dienstwillig erklärt hatte, sezte sie unter andern hinzu: „Ich muß wegen seines Anerbietens, und weil „er würcklich schon viel zu meinem Vortheil gespro„chen hat, einen ordentlichen Briefwechsel mit ihm „unterhalten; denn Sie müssen bedencken, daß er eine „Creatur des Cardinals ist. Ich kenne außerdem „die Manieren der Franzosen sehr wohl: der größte „Theil ihrer Sitten besteht in Höflichkeitsbezeigungen; „allein man verliert durch Höflichkeit nichts, und „man bezahlt sie mit ihrer eignen Münze.„ Diese Aufmerckſamkeit der Königinn auf alles, was ihr Nuzzen bringen konnte, ihr schlaues Betragen nach ihren verschiedenen Absichten, und die ausgebreitete Kenntniß der Menschen, auf welche sich beydes gründete: dieses zusammen genommen machte sie allein würdig, über andere zu befehlen. Auch das verdienet gerühmt zu werden, daß sie dem Bündnisse mit Franckreich noch alsdenn getreu blieb, da sie, mit Vorbeygehung dieser Crone, welche wegen ihres eigenen Verhaltens sich nicht sehr laut darüber hätte beschweren dürfen, einen ungleich vortheilhaftern Frieden hätte schließen können, als sie nachmals erlangte. Sie war schon in Ansehung ihrer Forderungen befriedigt; die vornehmste derselben, welche ihr der Churfürst von Brandenburg streitig zu machen suchte, der Besiz von Pommern, war bereits ausgemacht; allein, da Franckreich noch nicht zufrieden gestellt war, so ließ sie mehr als einmal die Erklärung thun, sie würde es lieber zu neuen Feindseeligkeiten kommen lassen, als zugeben, daß man ihrem Bundsgenossen

die

die verlangte Genugthuung versage; doch erinnerte sie zugleich den Gesandten Chanût, die Franzosen möchten sich in ihren Anforderungen, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit wären, mäßigen. In diesen Handlungen also ist Christina weise und gerecht; aber wenn sie den größten und treuesten Diener des Staats mit seinen Rathschlägen und seiner Familie der Feindschaft ihres Bundsgenossen gegen denselben aufopfert: so sieht man nur eine Königinn von zwanzig Jahren, die bey allen ihren außerordentlichen Gaben noch nicht Erfahrung genug besizt, um Verdienste in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, zu gebrauchen, und zu beschützen; und die gewisse Eindrücke, die ihr verdächtig vorkommen sollten, zu geschwind annimmt.

Nichts beförderte den Frieden, welchen sie wünschte, mehr, als das ununterbrochene Glück ihrer Waffen in Deutschland, seitdem sie zu regieren angefangen hatte. Torstenson hatte zwar die Befehlshaber-Stelle seiner Gesundheit zum Besten niedergelegt; aber zween andere ihrer Feldherren, Wrangel und Königsmarck, machten, daß ihn Schweden nicht vermißte: denn Gustavs Kriegs-Schule war unerschöpflich. Mit ihnen fochten die Franzosen unter der Anführung von zween nachmals sehr berühmten Helden, Turenne, und dem Herzog von Enghien, der in der Geschichte den Nahmen des großen Conde führt. Der Churfürst von Bayern, welcher den Kayser bey dem Entschlusse, den Krieg fortzusezen, am stärcksten unterhielt, war genöthigt worden, im Jahr 1647 mit Franckreich und Schweden einen Vergleich zu schließen, durch welchen er sich zu einer völligen Partheylosigkeit zwischen ihnen und dem Kayser verband. Dieser Vergleich scheinet, so viel man

aus

aus mehrern Umständen schließen kann, eine unredliche List des Französischen Hofes gewesen zu seyn, um sich den Weg zu einem vortheilhaften Frieden zu bahnen. Denn kaum hatte sich Turenne demselben zufolge zurückgezogen, als der Churfürst sich mit dem Kayser aufs neue vereinigte, und den getroffenen Stillstand mit Schweden, aber nicht mit Franckreich brach. Christina beschwerte sich darüber in Franckreich: es ist glaublich, daß sie schon damals einiges Mißtrauen geschöpft habe; wenigstens hat sie in spätern Zeiten diese Veränderung deutlich einer Verrätherey zugeschrieben. Doch ihre Kriegsvölcker drangen nebst den Französischen im Jahr 1648 von neuem in Bayern ein, eroberten und verwüsteten einen großen Theil dieses Landes, und näherten sich Oesterreich, welches der Kayser kaum noch bedeckte. Zugleich zog Königsmarck nach Böhmen, erstieg die kleine Seite von Prag, und machte daselbst unermeßliche Beute, von welcher der kostbarste Theil der Königinn zugeschickt wurde. Sie hatte eben ihren Vetter, den Pfalzgrafen, Carl Gustav, mit einem neuen Heere nach Deutschland überschiffen lassen, wo er der oberste Schwedische Feldherr seyn sollte, weil sie sich auf ihn mehr als auf die übrigen verlassen konnte. Dieser eilte sogleich vor Prag, und war schon nicht weit von der Eroberung dieser Stadt entfernet: die Erbländer des Kaysers standen den Schweden offen; er konnte auch weiter kein neues Heer gegen sie aufbringen.

Aber eben diese entscheidende Streiche beschleunigten den Frieden; er wurde am 24. October des Jahrs 1648 unterzeichnet, und Christina genoß des Ruhmes, die Schiedsrichterinn desselben zu seyn. Die Rechte, Anforderungen, Beschwerden und Schadloßhaltungen von halb Europa, welche durch denselben ausgemacht wurden, hatten die Unterhandlungen

Digitized by Google

gen hauptsächlich verlängert und schwer gemacht; die Bestimmung derselben, und sonderlich der Verfassung von Deutschland, machte denselben zu dem wichtigsten, und ich darf wohl hinzusetzen, auch zu dem weisesten Friedensschlusse der neuern Jahrhunderte. Er heißt der Westphälische Friede, weil er in den zwo Städten von Westphalen, Münster und Osnabrück, gemeinschaftlich geschlossen worden ist. Die Königinn führte durch denselben dasjenige aus, was ihr Vater und die Schwedischen Reichs-Stände bey dem vorhergehenden Kriege gesucht hatten. Schweden rächte sich für die Beleidigungen, und sicherte sich gegen die bedencklichen Unternehmungen des Kayserlichen Hofes in der Nähe der Ost-See, auf die vollkommenste Art, indem es nicht nur denselben in eine sehr fühlbare Schwäche versetzte, sondern auch dasjenige Land in Besiz nahm, aus welchem ihm derselbe zuerst gefährlich wurde. Christina erhielt nemlich für mehr als hundert Städte, Festungen und Schlösser, welche ihre Kriegsvölcker in Deutschland inne hatten, ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, und von Hinter-Pommern noch Stettin, Gartz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder und dem Frischen Haff, nebst den drey Mündungen dieses Meeres, Pene, Swine und Diewenau, ingleichen dem daran liegenden Lande, und mit diesem Herzogthum alle Rechte der ehemaligen Herzoge von Pommern; außerdem die Stadt und den Hafen Wismar im Herzogthum Mecklenburg, nebst einigen Zubehörungen; endlich das Erzbißthum Bremen und das Bißthum Verden, beyde unter dem Titel eines Herzogthums. Zugleich wurde Schweden wegen dieser Länder unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reichs aufgenommen; es versprach sie als Lehne des Kayfers

und

und des Reichs anzunehmen, bekam drey Stimmen auf dem Reichstage, und noch andere Rechte, und über dieses alles sollten der Königinn noch fünf Millionen Reichsthaler von den sämmtlichen Deutschen Reichs-Ständen für ihre Kriegsvölcker bezahlt werden.

Mit so reichlichen Früchten des bisher geführten Krieges vereinigte Christina in diesem Frieden noch die Vortheile ihrer Bundsgenossen. Die Landgrafschaft Elsaß und andere Landschaften, welche Franckreich zum Theil schon im vorhergehenden Jahrhunderte dem Deutschen Reiche entrissen hatte, wurden dieser Crone feyerlich abgetreten. Dem Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher unter der Vormundschaft seiner weisen und unerschrockenen Mutter, der Landgräfinn Amalia Elisabetha, in ihrem Bündnisse standhaft geblieben war, verschaffte sie die Abtey Hirschfeld, unter dem Nahmen eines Fürstenthums, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, und sechsmal hundert tausend Thaler an Gelde. Sie ließ die Protestantischen Fürsten, deren Ansprüche durch das neue Gebiet, das sie in Deutschland erlangt hatten, besonders den Churfürsten von Brandenburg wegen seiner Rechte auf Pommern, zu ihrer völligen Zufriedenheit entschädigen. Die Nachkommen des Churfürsten von der Pfalz, der am Gustav einen so mächtigen Beschützer gefunden hatte, wurden, so weit es die Rechte des Churfürsten von Bayern, der sie verdrungen hatte, erlaubten, größtentheils in ihre alten Besitzungen wieder eingesezt. Die Freyheit der Deutschen Reichs-Stände, für welche ihr Vater ebenfals gestritten hatte, wurde nicht nur wieder hergestellt, sondern auch ungemein befestigt, und mit neuen Vorzügen erweitert; die Protestantischen Fürsten insonderheit wurden durch den Zuwachs so vieler Länder

in den Stand gesezt, sich einer Unterdruckung, welche man sich künftig gegen sie versichern möchte, glücklicher zu widersezen. Alle Stände des Reichs gelangten aufs neue zu denjenigen Rechten, welche sie vor dem Jahr 1619 genossen hatten. Beyde Protestantische Kirchen bekamen eine völlige Gewissensfreyheit in Deutschland, und gleiche Gerechtsame mit den Römischcatholischen; aber in Ansehung des äußerlichen Religionszustandes in unserm Vaterlande, sollte die Verfassung vom Jahr 1624 in der Folge zur Vorschrift dienen. Christina, welche die Bedingungen dieses Friedens hauptsächlich bestimmte, übernahm auch nebst Franckreich die Gewährleistung desselben.

Allein so danckbar auch die Nachkommen denselben aus ihren Händen empfiengen; so haben sie doch mit dem Großkanzler Oxenstierna und andern weitsehenden Männern seiner Zeit erkannt, daß derselbe noch vollkommener hätte werden können, wenn die Königinn sich ihrer ganzen Stärcke hätte bedienen wollen. Man muß freylich auch in der vortheilhaftesten Stellung bey Friedensunterhandlungen seinen Forderungen ein Ziel zu sezen wissen; aber wenn diese gerecht und billig sind, eine bevorstehende große Gefahr abwenden, oder vielen tausend Menschen ihre natürliche Rechte wieder verschaffen können, alsdenn ist die standhafte Beharrlichkeit an ihrem rechten Orte. Christina konnte sich noch ein zweyfaches großes Verdienst um die Protestanten in Deutschland erwerben. Diese ihre Glaubensgenossen in Böhmen, Oesterreich, und den übrigen Kayserlichen Erbländern, lebten seit einigen zwanzig Jahren in der traurigsten Bedrückung. Die Schwedischen Gesandten gaben sich viele Mühe, ihnen die Religionsfreyheit

freyheit zu verschaffen; endlich aber überließen sie dieselben dem Willkühr des Kayſers. Die Königinn und die Evangeliſchen Reichsſtände behielten ſich nur das Recht vor, bey einer andern bequemen Gelegenheit eine Fürbitte bey dem Kayſer für ſie einzulegen.

Außerdem ſuchten auch die Geſandten der Königinn es dahin zu bringen, daß ein den Proteſtanten ſehr nachtheiliger Artikel in dem Religionsfrieden zu Augsburg vom Jahr 1555, welchen man den geiſtlichen Vorbehalt nennt, aufgehoben werden möchte. Durch denſelben war feſtgeſezt worden, daß ein Römiſchcatholiſcher Erzbiſchof oder anderer Prälat, wenn er die Proteſtantiſche Religion annähme, ſogleich dieſe Würde verlieren, doch ſeine Ehre unverſehrt behalten ſollte. Man kann dieſe Verordnung als eines der größten Hinderniſſe des Fortgangs der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland anſehen: gleichwohl war ſie, nachdem die Proteſtantiſche Kirche einerley Rechte mit der Römiſchcatholiſchen bekommen hatte, eben ſo unbillig als ſchimpflich für die erſtere. Aber alles, was man deswegen in dem Weſtphäliſchen Frieden erlangen konnte, beſtand darinne, daß ſie ſich auch auf Proteſtantiſche Biſchöfe und Prälaten — ein ſehr ſeltener Fall — erſtrecken ſollte.

Es darf kaum gezweifelt werden, daß Chriſtina beyde ſtreitige Unterhandlungen nach dem Wunſche der Proteſtanten hätte endigen können. Einem dringenden und feſten Anhalten würde der Kayſer nicht lange widerſtanden haben: ſo wenig konnte er ſich damals auf ſeine Kräfte verlaſſen. Daß die Schwediſchen Geſandten, inſonderheit Salvius, von ihm mit Gelde wären gewonnen worden, um hierinne nachzugeben, iſt eine Beſchuldigung, welche man

nicht erwiesen hat: sie scheinet vielmehr aus einer unbestimmten Nachricht von dem geheimen Artikel entstanden zu seyn, der dem Friedensschlusse zwischen dem Kayser und Schweden angehängt wurde, und durch den jener versprach, dieser Crone für die Zurückgabe verschiedener Festungen in Böhmen und Mähren, sechsmal hundert tausend Reichsthaler zu bezahlen. Andere Ursachen sind gewisser, und leicht zu finden. Die Königinn begehrte den Frieden so sehnlich, sie hatte dem Hofkanzler so gemessene Befehle darüber gegeben, daß er es nicht wagen durfte, denselben länger aufzuhalten. Diese ihre Neigung war nicht unbekannt, und man hat mehrere Beyspiele, daß Fürsten, welche eine zu lebhafte Begierde nach dem Frieden verriethen, lange nicht alle Vortheile durch denselben erhalten haben, die sie erwarten konnten. Schweden hatte nächstdem an Franckreich einen Bundsgenossen, der nur halb gezwungen zum Besten der Protestanten die Hände bot: daher konnte die Königinn desto eher überredet werden, schon genug für sie gethan zu haben. Vielleicht eilte sie aber auch deswegen so sehr zum Frieden, weil Spanien nach seinem besondern Vertrage mit den Holländern, jezt im Stande war, dem Kayser wider Schweden beyzustehen; weil in Franckreich innerliche Unruhen entstanden, welche einem auswärtigen Kriege sehr hinderlich waren, und weil der größere Theil ihrer Heere aus Deutschen bestand, die des langen Krieges überdrüßig zu werden anfiengen.

Um die Zeit, da nur wenig noch zur Schließung des Friedens fehlte, im Jahr 1648 wurde Salvius von der Königinn für die dabey geleisteten Dienste mit der Würde eines Reichs-Rathes von Schweden belohnt. Es war etwas ungewöhnliches, daß ein

Mann

Mann von bürgerlicher Geburt zu diesem höchsten Range in seinem Vaterlande stieg. Allein die Königinn sagte zu den versammleten Reichs-Räthen: „Wenn es auf gute Vorschläge und weisen Rath an„kommt, so fragt man nicht nach den sechszehn Ah„nen; sondern lediglich darnach, was zu thun sey. „Salvius würde ohne Zweifel ein geschickter Mann „seyn, wenn er aus einer großen Familie herstammte. „Jedoch er kann es als einen Vortheil rechnen, daß „man ihm nichts anders vorzuwerfen hat. Mir ist „daran gelegen, geschickte Leute zu haben. Wenn „Leute aus ansehnlichen Geschlechtern Fähigkeit besi„zen, so werden sie ihr Glück wie andere machen, „ohne daß ich mich auf einige wenige Familien oder „Personen einschränken wollte.„

In eben diesem Jahre 1648 starb auch der König von Pohlen, Vladislaus, ein Sohn Siegmund des III. welcher die Schwedische Crone durch seinen unzeitigen Eifer für die Römischcatholische Religion verloren hatte. Christina war in Ansehung der Ansprüche, welche Siegmunds Söhne auf den Schwedischen Thron machen konnten, ziemlich gesichert. Auch hatte der Großkanzler im Jahr 1635 den langen Krieg zwischen beyden Reichen, durch einen Stillstand von sechs und zwanzig Jahren, in ihrem Nahmen geendiget. Allein sie fand es doch vor nöthig, an der Wahl eines neuen Königs von Pohlen Antheil zu nehmen. Die Pohlen schienen nicht geneigt zu seyn, einen von den Brüdern des verstorbenen Königs, Carl Ferdinand, oder Johann Casimir, zu wählen; Christina hingegen wollte es nicht zugeben, daß sie die Königliche Familie, welche im Grunde auch die ihrige war, übergiengen. Die Ehrbegierde reizte sie am wenigsten, dieses zu verlangen;

ſie begünſtigte dieſe beyden Prinzen hauptſächlich, weil ſie nicht vor ſo unternehmend gehalten wurden, daß man von ihnen einen Verſuch auf Schweden, ihr väterliches Reich, hätte beſorgen dürfen; wohl aber mußte man erwarten, daß ſie, da die Königinn die lezte von ihrem Stamme war, ihre Anſprüche erneuern möchten, wenn ſie, ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſtürbe, und die Prinzen von dem Pohlniſchen Throne ausgeſchloſſen wären. Franckreich glaubte ſeiner Seits, daß dieſe Zeit des Zwiſchenreichs die bequemſte ſey, um einen dauerhaften Frieden zwiſchen Schweden und Pohlen zu ſtiften; daß man einen Prinzen zur Crone befördern müſſe, welcher aus Danckbarkeit Franckreich und Schweden zugethan ſeyn würde, und daß dieſes deſto nothwendiger ſey, je mehr Schweden durch einen Krieg in Pohlen abgehalten werden könnte, ſich in Deutſchland mit Nachdruck zu zeigen.

Ob gleich die Königinn hierüber nicht anders dachte; ſo wollte ſie ſich doch nicht eher für einen von dieſen beyden Prinzen erklären, bis ſie die Geſinnungen der Pohlniſchen Republik wußte, damit ſie den neuen König nicht zum voraus beleidigen möchte. Sie war auch dem ältern Prinzen Carl wegen ſeiner friedfertigen Gemüthsart günſtiger; da hingegen Franckreich, weil derſelbe dem Oeſterreichiſchen Hauſe ſehr ergeben war, den jüngern auf dem Throne zu ſehen wünſchte. Beyde Brüder baten Chriſtinen um ihre Unterſtützung; und in der Verlegenheit, in welche ſie alles dieſes ſezte, fand ſie doch niemanden, den ſie mit mehrerm Vertrauen um Rath fragen konnte, als den Großkanzler. Dieſer antwortete: es ſey Schweden und Franckreich gleich viel daran gelegen, daß Johann Caſimir König würde; doch würde die

die Königinn am besten thun, sich für keinen dieser Prinzen noch öffentlich zu erklären, sondern nur die Französischen Gesandten für den jüngern arbeiten zu lassen. Er sezte hinzu, es sey sehr zu wünschen, daß Schweden noch vor der Wahl des Königs, mit der Republik Pohlen einen Vertrag schließen könnte, durch welchen diese ihren Ansprüchen auf Liefland, und die Königlichen Prinzen denjenigen, welchen sie auf die Schwedische Crone hätten, entsagten, indem Schweden beydes mit Rechte fordern könne; den Prinzen brauchte für ihre Entsagung nichts angeboten zu werden, und ohne einen solchen Vertrag mit den Pohlen errichtet zu haben, zu dem sie auch ihre jezige Verfassung bald bewegen würde, könne man mit ihnen keine andere Unterhandlung pflegen. — Die Königinn billigte alle diese Maaßregeln: sie ließ daher zwar ein Empfelungsschreiben für den Prinzen Casimir aufsezen; aber ihr Gesandter sollte sich desselben nicht eher bedienen, bis derselbe eine gewisse Hoffnung hätte, den Thron zu besteigen; im widrigen Fall hatte der Gesandte ein anderes für den ältern Bruder erhalten. Johann Casimir wurde endlich noch im Jahr 1648 gewählet, und Christina lebte mit ihm in dem besten Vernehmen. Allein ihr Nachfolger sahe sich genöthiget ihn zu bekriegen, bis der Olivische Friede den Ansprüchen des Königs und der Republik Pohlen auf Schweden ein Ende machten.

Als der Westphälische Friede geschlossen wurde, standen gegen siebzig tausend Soldaten unter den Befehlen der Königinn in Deutschland. Franckreich, welches voraus sahe, daß sie einen beträchtlichen Theil derselben aus ihren Diensten entlassen würde, und befürchtete, diese möchten zu seinen Feinden über-

gehen, ersuchte sie, dieselben zu dem Kriege, welchen die Franzosen mit den Spaniern fortführten, zu überlassen. Die Königinn bewilligte solches; sie verlangte aber, daß der Französische Gesandte darüber auch mit einigen der vornehmsten Reichsräthe sprechen sollte. Torstenson, der oberste Feldherr des Reichs, rieth, dieses Vorhaben heimlich und geschwind auszuführen, damit die Kayserlichen Feldherren nicht den größten Theil dieser Kriegsvölcker an sich zögen; überhaupt aber hielt er es, wenn der Kayser in dem Frieden verspräche, Spanien, einem nahe verwandten Hofe, gegen Franckreich nicht beyzustehen, vor unmöglich, ja unbillig, daß Schweden dieser Crone gegen die erstere offenbar Hülfe leistete. Der Großkanzler fügte nach seiner bekannten Scharfsichtigkeit noch hinzu, die Abdanckung der Soldaten würde wohl schwerlich sogleich Statt finden können, weil man allerhand Schwierigkeiten bey der Erfüllung der Friedensbedingungen befürchten müßte. Die Königinn selbst wollte die abzudanckenden Soldaten dem Könige von Franckreich nicht anders übergeben, als gegen ein schriftliches Versprechen, sie, wenn es nöthig wäre, wieder in Schwedische Dienste ziehen zu lassen. Sie gab unterdessen doch an den Pfalzgrafen Carl Gustav Befehle, Franckreichs Absichten hierinne zu befördern; allein dieser mußte seine sämmtlichen Kriegsvölcker noch bis ins Jahr 1650 beysammen behalten, weil die bedungene Räumung der Städte und Länder in Deutschland, ingleichen die Wiederherstellung der Reichs-Stände in ihre alten Rechte, noch erst eigene Berathschlagungen und Vorschriften erforderten.

Ein sehr schwacher Feind, der nur mit dem Schatten seiner alten Macht drohte, suchte Christinen und

und den Protestanten überhaupt die Vortheile des Westphälischen Friedens streitig zu machen. Dieses war der Pabst Innocentius X. indem er diesen Frieden durch eine besondere Bulle verwarf und vor ungültig erklärte. Es gefiel ihm nicht einmal, ihr darinne den Nahmen einer Königinn beyzulegen. Aber glücklicher Weise waren damals die Zeiten längst vorbey, in welchen königliche Würden und Friedensschlüsse von dem Willkühr der Päbste abhiengen: daher erlangte Innocentius durch diese Verordnung nichts mehr, als daß die Protestanten über ihn lachten, und die Römischcatholischen ein fruchtloses Mitleiden mit ihm trugen.

Nach und nach machten sich die sieben deutschen Crayse, welche vermöge des Friedensschlusses fünf Millionen Reichsthaler an die Königinn, zur Befriedigung ihrer Soldaten, bezahlen sollten, dazu fertig. Verschiedene Reichs-Fürsten ersuchten sie jedoch, ihnen den Antheil, welchen sie dazu beytragen mußten, zu erlassen: und Christina willigte leicht darein. Sie erließ dem Churfürsten von Maynz, dem Landgrafen von Hessen, und der Reichsstadt Ulm, vermuthlich auch mehrern, die ganze Summe, welche sie schuldig waren; dem Churfürsten von der Pfalz aber die Hälfte. Von dem Churfürsten von Bayern erhielt sie ebenfals nichts, obgleich seine Staatsbedienten das schuldige Geld in seinen Ländern gesammlet hatten. So wurden von dieser Kriegssteuer nicht viel über drey Millionen an die Königinn abgetragen.

Die Zeit der Ruhe und des Friedens, in der sie nunmehro regierte, gab Gelegenheit, daß die Schweden desto eifriger wünschten, sie vermählt zu sehen. Man hatte ihr schon viele Vorschläge dieser Art ge-

than, und keiner war angenommen worden. Die Prinzen Friedrich und Ulrich, Söhne des Königs von Dänemarck, und der jüngere insonderheit, strebten schon nach dieser Vermählung, da sie kaum sechs Jahre alt war. Ihre Mutter unterstützte diese Bewerbung; allein die Reichs-Räthe ließen ihr weiter keinen Einfluß dabey: sie sahen auch eine solche neue Verbindung Schwedens mit Dänemarck unter Ein Haupt für ihr Vaterland vor nachtheilig an.

Gustav Adolph selbst hatte seiner Tochter den Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm zum Gemahl bestimmt, und im Jahr 1632 deswegen an den Reichsrath geschrieben. Schweden würde dadurch ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden seyn; es hätte die Protestanten noch leichter und glücklicher gegen den Kayser beschützen können. Nach Gustavs Tode wurde diese Absicht von den Reichs-Räthen nicht aufgegeben; der Churfürst erneuerte sein Ansuchen mehrere Jahre nach einander, auch da Christina schon den Thron bestiegen hatte; er mußte aber endlich alle Hoffnung aufgeben. Die Großen des Reichs befürchteten, es möchte unter einem ausländischen Könige viel von seinen Rechten verlieren, viele Deutsche aufnehmen, und ihnen die vornehmsten Stellen überlassen müssen; die Königinn aber bezeigte überhaupt dazu keine Neigung.

Die übrigen Fürsten, welche Christinens Hand begehrten, standen weit geschwinder davon ab. Unter diese gehörte der König von Portugall Johann IV. der König von Spanien Philipp IV. der durch diesen Antrag die Königinn vermuthlich von dem Bündnisse mit Franckreich abzuziehen suchte; der König von Pohlen Vladislaus; sein Bruder,

der

der Prinz Johann Casimir, der noch der Cardinal von Pohlen hieß, und andere mehr, unter welchen sich auch der Fürst Rakoczy befand, der auf den Einfall gerieth, seinen Sohn mit der Königinn zu vermählen. Christina, an Statt mehrern Fürsten zugleich mit einer solchen Hoffnung zu schmeicheln, wie es wohl ehemals die Staatsklugheit anderer Königinnen gethan hat, ertheilte die entscheidende Antwort ohne Verzögerung.

Ein Prinz war jedoch in Schweden selbst, der den Vorzug, Christinens Gemahl zu werden, verdiente, und auch viele Jahre erwartete: ihr Vetter, der Pfalzgraf Carl Gustav. Unter vielen rühmlichen und angenehmen Eigenschaften, die er besaß, war seine Ergebenheit gegen die Königinn keine der geringsten; er ließ so viele ehrerbietige Liebe gegen sie blicken, daß sie wohl erkannte, es sey nicht bloß der Ehrgeiz, der diesen Wunsch in ihm hervorbrachte. Er war außerdem in Schweden gebohren, und dadurch in diesem Reiche desto beliebter geworden. Es konnte versichert seyn, daß er es mit eben so vieler Tapferkeit vertheidigen würde, als es Christina mit ausnehmender Weisheit regierte: denn so wenig sich auch seine kriegerischen Gaben wegen des eben geschlossenen Friedens entwickeln konnten; so leuchteten sie doch schon damals hervor; und in der Folge redeten seine Thaten genugsam davon, daß seine Mutter eine Schwester des großen Gustav sey. Die Königinn hatte ihm öfters in ihrem zarten Alter spielend versprochen, ihn zu heyrathen; er gab sich auch nachher von Zeit zu Zeit viele Mühe, sie zu einem gewissen Entschlusse zu bringen; zumal, da die Reichsstände im Jahr 1646, nachdem sie die Königinn gebeten hatten sich zu vermählen, ohne Neigung zum

Ehe-

Eheſtande, doch auf ihre Antwort, daß ſie ihnen zu Gefallen wohl den Pfalzgrafen wählen könnte, ſich erklärt hatten, daß ſie mit ſeiner Perſon völlig zufrieden wären. Carl Guſtav wiederholte ſeine Bitte bey der Königinn vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland im Jahr 1647. Sie antwortete darauf, daß ſie an das Verſprechen ihrer Kindheit nicht gebunden ſeyn wollte; erſt in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre würde ſie hierüber einen Schluß faſſen, und wenn ſie ihn nicht heyrathete, ſo würde ſie auch keinen andern Gemahl nehmen, und ihn zu ihrem Nachfolger erklären laſſen. Er erklärte ſich dagegen eben ſo großmüthig: wenn er ſich mit der Königinn nicht verbinden könnte, ſagte er, ſo würde er auch ihr Anerbieten nicht annehmen, und niemals nach Schweden zurück kommen. Chriſtina nannte dieſe Denckungsart romanenhaft, und ſuchte ihn endlich durch die Vorſtellung, welche auf gleichen Ton geſtimmt war, zu beruhigen: es würde, wenn er vor der geſezten Zeit ſterben ſollte, doch eine Ehre für ihn bleiben, daß er vor würdig wäre gehalten worden, ihr Gemahl zu werden. Unterdeſſen erlaubte ſie ihm doch, ſich aus Deutſchland an ſeinen Vater und den Biſchof Matthiä deswegen zu wenden, damit ſie in ſeinem Nahmen mit ihr ſprechen möchten. Er that dieſes auch ſo eifrig, daß er endlich an den Biſchof ſchrieb, er könne nicht anders auf eine anſtändige und zufriedene Art nach Schweden zurück kommen, als wenn die Königinn ſich ſeinem Anſuchen geneigt erwieſe, ſonſt aber bäte er ſie, ihn in ihren Angelegenheiten außerhalb Schweden zu gebrauchen.

Allein Chriſtina entfernte ſich immer mehr von ſeinen Wünſchen. Dieſe Abneigung vor der Ehe, welche mit den Jahren bey ihr zunahm, ſcheinet aus mehrern

mehrern Ursachen entsprungen zu seyn. Mit männlichen Kräften und Gesinnungen gebohren, und bey dem herrschenden Triebe, unabhängig zu leben, konnte sie den Gedancken von einem Gemahl nicht wohl aufnehmen. Er drohte ihr mit dem Verluste eines großen Theils ihrer Freyheit; und wenn sie gleich den Vorsaz, auch über ihren Gemahl zu herrschen, damit verbunden hätte, so würde sie bey demselben viele Schwierigkeiten angetroffen haben. Frauenzimmer von einem so hohen Geiste als der ihrige war, sind nur alsdenn glücklich im Ehestande, wenn sie schwache und gehorsame Männer finden. Gleichwohl konnte die Königinn so sehr auf das gefällige Nachgeben des Prinzen Carl Gustav, eines sonst zur Regierung überaus tüchtigen Fürsten, rechnen, daß sie zuweilen ziemlich geneigt war, sein Anhalten zu erfüllen; aber ihr Günstling, der Graf Magnus de la Gardie, flößte ihr den stärcksten Widerwillen dagegen ein, und machte ihr selbst die Person des Prinzen verhaßt, dessen Schwester er doch zur Ehe hatte. Er fürchtete viel von seinem Ansehen bey der Königinn zu verlieren, wenn derselbe sich neben ihr auf den Thron sezen würde. Sogar viele Große des Reichs scheinen sie bey diesem Vorsaze erhalten zu haben, um nach ihrem Tode die Verfassung der Regierung verändern zu können. Man erzählt, sie habe ihre Weigerung sich zu vermählen, auch mit den Worten vertheidigt: „Es könnte eben sowohl ein „Nero als ein Augustus von mir gebohren werden.„ Ein Grund, welcher zwar zu viel beweiset, aber doch einen großen Umfang der wichtigsten Wahrheiten für einen Staat in sich faßt.

Dagegen bemühte sich Christina desto mehr, dem Prinzen Carl Gustav, ihrem Versprechen gemäß, den

den Besiz der Crone nach ihr zu verschaffen. Im Jahr 1649, da sie einen Reichstag nach Stockholm ausgeschrieben hatte, that sie dem Reichs-Rathe darüber den ersten Antrag. Sie könnte es, sagte sie, nicht mißbilligen, daß man sie seit einigen Jahren unaufhörlich ersucht hätte, sich zu vermählen, um der Gefahr vorzubeugen, welche daraus entstehen würde, wenn sie stürbe, ohne einen gewissen Nachfolger zu hinterlassen; da aber die Unterwürfigkeit der Ehe gewisse Bedingungen nach sich ziehe, welche ihr nicht gefielen, und von welchen sie auch nicht wüßte, wie bald sie ihre Abneigung dagegen überwinden könne: so wollte sie den Printzen Carl Gustav den Ständen zu ihrem Nachfolger vorschlagen, dessen feyerliche Ernennung alle Furcht wegen ihres Todes aufheben würde; sie erhob seine Tugenden, bat die Reichs-Räthe, ihn als den Cron-Erben aufzunehmen, und versicherte ihnen zugleich, daß sie solches an eben diesem Tage den Reichs-Ständen vortragen würde.

Niemand hatte einen Antrag dieser Art von der Königinn erwartet: daher schwiegen die Reichs-Räthe anfänglich alle voll Erstaunens still; darauf aber fiengen sie alle zugleich an, sie davon abzurathen, und bezeigten sogar, daß sie sich ihrem Entschlusse widersezen würden. Hier gab Christina ein Beyspiel ihrer unbeweglichen Standhaftigkeit. Sie sagte zu den Reichs-Räthen, sie wüßte wohl, daß einige unter ihnen, weil sie sie als die lezte von ihrem Hause betrachteten, glaubten, daß sie nach ihrem Tode mit in die Wahl gezogen werden könnten; diesen müßte sie sagen, daß keiner von ihren Familien den Vorzug vor dem Printzen Carl verdiene. Andere hätten eine aristocratische Regierungsart im Sinne, wie der Großkanzler und der Reichs-Drost; diese aber sähen

mehr

mehr auf ihren Eigennutzen als auf das Beste des Staats, der eine solche Verfassung nicht vertragen könne; sie selbst würde dieselbe nach ihrem Tode einzuführen suchen, wenn sie solche Schweden vorzuträglich halten könnte; sie erkenne aber vielmehr, daß dieselbe mit den Sitten der Nation streite, und daß es ungerecht sey, die Folge der Monarchie zu unterbrechen, welche seit der Gründung des Staats fortgedauert hätte.

Die Reichs-Räthe suchten sie mit dem Versprechen zu befriedigen, daß sie, wenn die Königinn ohne Erben sterben sollte, alle ihre Stimmen dem Prinzen Carl geben würden; allein sie antwortete darauf, sie verlange dasjenige, was sie ihr mündlich versprächen, nur in einer ächten Form, und ihr Gewissen erlaube ihr nicht, eine so wichtige Angelegenheit auf die zufällige Veränderung ihrer Gesinnungen ankommen zu lassen. Da sie ferner auf die Unbequemlichkeiten drangen, welche die Königinn selbst empfinden würde, wenn man ihren Nachfolger schon ernennen sollte: so gab sie zur Antwort: Ich will mit dem Prinzen auf eine solche Art leben, daß nichts dergleichen zu befürchten seyn soll. Wenn sie aber, warf man ihr weiter ein, sich mit einem andern als dem Prinzen Carl vermählen sollte, so könnte dieser einen innerlichen Krieg stiften. Hierauf versicherte die Königinn, sie werde nie einen andern heyrathen, und überhaupt sey dieses eine ungewisse Gefahr gegen die gewisse gerechnet, wenn bey ihrem Tode noch kein Nachfolger bestimmt wäre. Sie sagte unter andern in dieser Versammlung: „Wenn ich „mich mit dem Prinzen vermähle, so werden Sie seine „Kinder ohne Zweifel als königliche ansehen; wenn „ich aber eher sterbe, so verwette ich meine beyden „Ohren,

„Ohren, daß er niemals auf den Thron gelangen „wird, Torstenson versezte darauf: Ich glaube, „daß der Prinz nie heyrathen werde, wenn er nicht „der Gemahl Ew. Majestät werden kann. „Ach ja, „erwiederte die Königinn, die Liebe brennt nicht bloß „für Einen. Eine Crone ist ein artiges Mädchen. „Ich habe es ihm gesagt, es sey ein großes Unter„nehmen, daß er, der nur ein kleiner Prinz ist, sich „nach der Vermählung mit einer Königinn bestrebt, „und es würde genug seyn, wenn man nur davon re„dete: ich habe ihm dieses in Betrachtung meiner ei„genen Hoheit, und der Ehrerbietung, welche mir „gebühret, gesagt, und jezt steht es mir nicht an, mich „zu vermählen; es ist mir unmöglich. Darinne bin „ich mit dem Reichs-Rathe völlig einig, daß der Prinz „Carl kein Recht an die Crone habe; allein ich bitte „nur, daß man ihn aus Gnade vor meinen Nachfol„ger erkenne. Ich habe hiebey keine andere Absicht, „als das Beste und die Sicherheit des Reichs: denn „sterbe ich, und Sie sind noch ungewiß wegen eines „Nachfolgers, so werden Sie und Ihre Kinder sich „die Wahl streitig machen, und viel mehr andere Per„sonen werden sich unterstehen nach der Crone zu „trachten.„

Diese Vorstellungen begleitete die Königinn noch mit vielen andern, weil sie die Unschlüßigkeit der Reichs-Räthe sahe: sie sezte unter andern hinzu, daß sie ihre Weigerung sich zu vermählen, bloß ihnen bekannt mache; wenn sie dieselbe jemals ablegte, so sey ihre Seele viel zu erhaben, als daß sie einen bloßen Pfalzgrafen zum Gemahl annehmen sollte; er müßte vorher zum Nachfolger im Reiche erklärt seyn, und durch dieses Mittel würde man auch dem Könige von Pohlen alle Hoffnung entreißen, den Schwedischen

Thron

Thron zu besteigen. Es wurde also endlich beschlossen, daß der Antrag der Königinn den versammleten Reichsständen vorgetragen werden sollte, welche schon zweymal Abgeordnete an sie geschickt hatten, um sie zu ersuchen, daß sie sich vermählen möchte. Sie wiederholten jezt diese Bitte. Der Bischof Matthiä, ihr ehemaliger Lehrer, berief sich insonderheit auf die Reichsgesezе, welche der Königinn die Verbindlichkeit auflegten, sich zu vermählen, damit die erbliche Reichsfolge versichert würde. Ihre Antwort zeigte weder Gelehrigkeit gegen ihn, noch, welches weit schöner gewesen wäre, gegen die Gesezе. „Kein Mensch in der Welt, sagte sie, kann mich dazu „zwingen, wenn ich mich nicht selbst dazu entschließe. „Ich leugne nicht, daß ich es einmal noch thun dürfte. „Sich wegen der Wohlfahrt des Reichs zu vermählen, ist ein großer Bewegungsgrund; wenn ich „aber ein eben so gutes Mittel finde, um das Reich „in Sicherheit zu sezen, was kann man mehr von „mir begehren? Die bestimmte Nachfolge hindert „mich nicht, mich zu vermählen. Was ich dem Prinzen Carl versprochen habe, werde ich ihm heilig halten; aber Sie sollen es jezt nicht erfahren, was ich „ihm versprochen habe. Ich könnte ihn wohl heyrathen, wenn er zum Nachfolger des Reichs wird erklärt seyn, und diese Erklärung kann jezt am bequemsten geschehen; aber niemand, weder im Himmel, noch auf der Erde, soll mich dazu zwingen.„

Nach einer langen Widersezung also, besonders von Seiten des Adels, gelang es der Königinn, daß die Reichsstände noch im Jahr 1649 den Pfalzgrafen Carl Gustav zu ihrem Nachfolger ernannten. Ihrer Uebereinstimmung fehlte nur noch der Beytritt des Großkanzlers; allein, ob er gleich die darüber

ausgefertigte Urkunde, so wie alle andern, im Jahr 1650 unterschrieb; so that er dieses doch nur, weil der Widerspruch dagegen zu spät war. „Ich versichere Ihnen, sagte er zu dem Hofkanzler, der sie ihm in seiner damaligen Kranckheit brachte, daß ich, wenn ich in diesem Augenblicke mein Grab offen sähe, und die Wahl hätte, ob ich mich lieber in dasselbe legen, oder diese Urkunde unterzeichnen wollte, eher das erstere thun würde. Die Zukunft wird, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, zeigen, daß diese Entschließung ganz andere Folgen haben wird, als man sich jezt einbildet; mein größter Trost aber ist dieser, daß ich alsdenn nicht mehr leben werde.„ Der Hofkanzler stellte ihm vor, daß die übrigen Reichsräthe und die Stände insgesammt darein gewilligt hätten; allein Oxenstierna gab zur Antwort: Wenn die Königinn ihre Gesinnungen in ihren Herzen lesen könnte, so würde sie sehen, wie klein die Anzahl derjenigen sey, welche ihren Absichten aufrichtig beygetreten wären. Er sezte dazu, Gustav Adolph habe ihn bereits gewarnet, das Reich nicht auf das Haus des Pfalzgrafen kommen zu lassen; er selbst fürchte sich vor der Herrschaft dieser neuen und ausländischen Familie; überhaupt sey ihm auch die übereilte Hitze bedencklich, mit welcher die Geistlichkeit, der Bürger- und Bauern-Stand in dieser Angelegenheit verfahren wären, und er müßte die Königinn warnen, auf ihr Verhalten aufmercksam zu seyn, damit sie nicht mit gleichem Ungestüm endlich einen Theil der Regierung an sich ziehen möchten. — So sprach dieser große Mann, Christinens bester aber am wenigsten geachteter Rathgeber. Es gehört nicht in ihre Lebensbeschreibung, zu untersuchen, ob seine Vorhersagung eingetroffen ist; aber Kenner der Schwedischen Geschichte werden dieses leicht beurtheilen.

Sie

Sie beklagte sich über seine Reden im Reichs-Rathe, zwar gelassen und sanft; aber doch in der Absicht, um zu zeigen, daß sein großes Ansehen sie nicht schüchtern machen könne. Der Reichs-Rath hatte sich überhaupt bald nach Gustavs Tode gegen den Pfalzgrafen Johann Casimir und seine Söhne sehr ungünstig bezeigt. Christina beschützte sie desto mehr, und sorgte auch insonderheit für die Erziehung des jüngern Prinzen. Aber warum sie den ältern so frühzeitig und mit so vielem Eifer zur Thronsfolge befördert habe, kann noch gefragt werden. Zwo Ursachen sind die wahrscheinlichste Antwort, welche man darauf geben kann. Es ist glaublich, daß sie schon um diese Zeit dem Gedancken bey sich einigen Platz gegeben, oder ihn doch von weitem betrachtet habe, die Regierung niederzulegen: dazu aber war die Ernennung eines Nachfolgers die nothwendigste Vorbereitung. Noch dringender war vermuthlich bey ihr der Bewegungsgrund, von dem unangenehmen Anhalten sich zu vermählen, frey zu bleiben: denn nunmehro hatte sie sich selbst einen Erben zur Crone verschafft. Vielleicht, wie man nicht übel gemuthmaßt hat, wollte sie auch durch diese Anstalt die Hoffnung einiger großen Familien auf die Crone zerstören.

Der Prinz von Schweden, wie Carl Gustav künftig genannt werden sollte, kam im Jahr 1650 aus Deutschland zurück: und darauf ließ die Königinn noch das übrige auf dem Reichstage ausmachen, was zu seiner gesezmäßigen Erhöhung gehörte. Er bekam den Titel, Königliche Hoheit, und gewisse Einkünfte zu seinem Hofstaate. Man wollte ihm auch dazu ein besonderes Fürstenthum anweisen; allein die Königinn sagte, es sey eine Grundregel, nach der

ſich die Königliche Familie ſtets gerichtet hätte, einem Erbprinzen keines von den Schwediſchen Ländern zu ertheilen. Eben deswegen verſagte ihm auch die Königinn zwey Jahre darauf die Statthalterſchaft über die Schwediſchen Provinzen in Deutſchland, welche er begehrte; ſie verſtattete ihm auch nicht, den Orden des blauen Hoſenbandes anzunehmen, indem ſie nicht wollte, daß ihre Unterthanen in irgend einer Verbindung mit andern Höfen ſtünden; „ſie können, ſagte ſie, ihre Ergebenheit und ihren Eifer nicht anders theilen, als ſo wie ſie beydes ihrem Landesherrn entziehen; und dieſer muß doch darüber eben ſo eiferſüchtig ſeyn, als ein Ehemann über die Ehre ſeiner Frau.„ Aus gleicher Urſache erlaubte ſie keinem Schweden, in auswärtige Ritter-Orden zu treten: denn, ſagte ſie, meine Schaafe dürfen nicht von einer fremden Hand gezeichnet ſeyn.

Carl Guſtav ſchwor ihr in ſeinem und der ſeinigen Nahmen einen vollkommenen Gehorſam; er verſprach auf eben dieſe Art, keine wichtige Staatsſache ohne ihren und des Reichs-Rathes Willen, und ohne ihren Befehl vorzunehmen: wenn er aber dereinſt die Crone erlangte, die Rechte und Freyheiten aller Stände zu erhalten. Chriſtina konnte auch mit ſeinem Betragen völlig zufrieden ſeyn. Ob es gleich ſchien, daß er ſich die gedachte Statthalterſchaft nur in der Abſicht ausgebeten habe, um bey Gelegenheit derſelben einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu bekommen, von welchen ihn die Königinn ſo ſehr ausſchloß, daß er von denſelben nur ſo viel, als ſie ihm durch Briefe zu melden beliebte, erfuhr; ſo nahm er doch ihre abſchlägige Antwort mit einer klugen Geduld auf. Er lebte auf der Inſel Oeland mit einem anſcheinenden Vergnügen

gnügen, jagte, ließ sein Schloß ausbessern, und war gleichsam von dem Reiche getrennt, das er künftig regieren sollte, das er also nicht bald genug kennen lernen konnte. Für ein so unterwürfiges Verhalten war die Königinn gesonnen, ihm die Insel Gottland zu schencken; sie dachte auch darauf, ihn mit einer Holsteinischen Prinzeßinn zu vermählen.

Erst nachdem sie diese große Angelegenheit, die Bestimmung der Nachfolge im Reiche, zu Stande gebracht, und die Erfüllung des von ihr gestifteten Friedens gesehen hatte, ließ sie sich im October des Jahrs 1650 mit vieler Pracht zu Stockholm krönen. Auf dem Reichstage, welcher noch vorher gehalten wurde, hatte sie von den Reichsständen verlangt, zur Bezahlung der Schulden, welche der lezte Krieg verursacht hätte, und zu einigen außerordentlichen Gesandtschaften Geld herzugeben. Sie berathschlagten lange darüber, und die drey untern Stände begehrten anfänglich, die Königinn sollte so viele Güter, welche sie Edelleuten geschenckt hatte, wieder mit den Besizungen der Krone vereinigen, damit sie weniger mit Auflagen beschwert werden dürften; aber endlich neigten sie sich doch zu ihrem Willen. Christina hatte, wie man aus diesen Beschwerden sieht, ihre Denckungsart seit einigen Jahren geändert. Denn da man auf dem Reichstage des Jahrs 1641 beschlossen hatte, für viermal hundert tausend Reichsthaler liegende Gründe, die der Crone gehörten, an den Adel zu verkaufen, und der Bauernstand sich wegen der ihm dadurch zugewachsenen Abgaben beklagte, erinnerte Christina den Reichs-Rath, welcher die Vortheile des Adels zu sehr unterstüzte, man müsse das weiße Kind dergestalt begünstigen, daß auch das schwarze Kind etwas bekäme.

Unter diesen Beschäftigungen mit der innern Verfassung von Schweden, sahe die Königinn zugleich auf den Zustand der übrigen Europäischen Reiche. Sie war mit Franckreich insonderheit viel zu genau verbunden, als daß ihr die Unruhen hätten gleichgültig seyn können, welche daselbst seit dem Jahre 1648 entstanden. Diese kamen von dem fast allgemeinen Hasse gegen den Cardinal Mazarin her, der, ob er gleich ein Ausländer war, doch die Staatsverwaltung im Nahmen des Königs fast allein an sich gezogen hatte. Im Jahr 1649 waren sie schon gestillt, als dieser Cardinal den Prinzen von Conde und zween andere Prinzen von königlichem Geblüte gefangen nehmen ließ. Die Mutter des Königs, Regentinn von Franckreich, mußte sie zwar wieder in Freyheit sezen, und den Cardinal aus Franckreich entfernen; allein da Conde mit Spanien vereinigt die Waffen gegen sein Vaterland ergriff, wurde Mazarin zurück berufen, und behauptete sein Ansehen gegen alle seine Feinde, bis diese innerlichen Bewegungen im Jahr 1653 mit dem Pyrenäischen Frieden gänzlich getilgt wurden. Conde bat in seiner Gefangenschaft die Königinn Christina, sich seiner und der übrigen Prinzen anzunehmen. Sie wurden zwar eher von derselben befreyet, als dieses geschehen konnte. Allein die außerordentliche Hochachtung, welche Christina für den Prinzen von Conde als Feldherrn trug, und welche sie ihm schon ehemals durch ein Schreiben bezeigt hatte; außerdem aber ihre Besorgniß, daß diese Händel sich zu weit ausbreiten, und selbst den allgemeinen Frieden von Europa stören möchten, zumal da Franckreich den Krieg mit Spanien noch nicht geendigt hatte; dieses gab ihr den Entschluß ein, an die Könige beyder Reiche im Jahr 1651 zu schreiben, und sie zur Herstellung

lung der Ruhe zu ermahnen. Da sie aber mitten in Franckreich mit der gröſten Heftigkeit wieder unterbrochen wurde, bot sie dem Könige, seiner Mutter, und den Groſen von der Königlichen Familie, ihre Vermittelung an. In dem Schreiben, welches sie deswegen auch an den Herzog von Orleans schickte, sagte sie unter andern: „Ich weiß die Ursachen, wegen welcher sie einen Ausländer auf die Seite schaffen wollen, der Ihnen Gesetze vorzuschreiben sucht, und der endlich alles zu Grunde richten will. Wenn unsere Religion keinen andern Vortheil hätte, als daß sie von dem Ehrgeize und den Ausschweifungen der Geistlichkeit frey ist: so würde dieses kein geringer Trost für uns seyn, zu sehen, daß unsere Unterthanen und Provinzen ohne Bischöfe und Cardinäle desto mehr in Ruhe lebten; da man uns hingegen versichert, daß alle Ihre Unruhen und Unglücksvolle Zufälle bloß von den Partheyen und unchristlichen geheimen Ränken dieser Leute herkommen, welche ihre Kirchen und Aemter den Ehrenstellen und listigen Unterhandlungen des Hofes vorziehen sollten, wenn es anders wahr ist, wie sie sagen, daß sie Diener Gottes sind, und ihr Beruf ganz Apostolisch ist.„

Die Abneigung der Königinn gegen den Cardinal Mazarin, von welcher diese Stelle ein so lebhaftes Zeugniß ist, war noch ganz neu, und scheinet ihr von ihrem Arzte Bourdelot beygebracht worden zu seyn, wenn sie nicht überhaupt schon den Cardinal, als den Stifter der innerlichen Verwirrung von Franckreich, verabscheuete. Mazarin brachte es leicht dahin, daß ihre Vermittelung nicht angenommen wurde: man danckte ihr für diesen Antrag; allein der Hof erklärte sich, daß er in Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und seinen Unterthanen entstünden, ihre

Zwischenkunft verbitten müsse. Christina konnte an dieser Antwort einen unleugbaren Grundsaz der Regierung erkennen, und Salvius selbst war nicht damit zufrieden, daß sie diesen vergeblichen Versuch gethan hatte. Sie hingegen, bey der die Standhaftigkeit in ihren Entschlüssen unterscheidend groß war, fuhr auch aus Ruhmbegierde, um als eine neue Friedensstifterinn angesehen zu werden, in demselben fort. Ihr Resident in Franckreich, Rosenhane, hatte über diese Angelegenheit mit so weniger Mäßigung gegen den Cardinal gesprochen, daß sich der Französische Hof über denselben bey ihr beklagte, und verlangte, sie möchte ihn zurück berufen: sie bewilligte solches auch aus Freundschaft gegen die Mutter des Königs, ob sie gleich im Grunde sein Verhalten nicht ganz mißbilligte. Als aber diese Fürstinn im Jahr 1652 im Begriff war, den Cardinal, der um der öffentlichen Ruhe willen abermals aus Franckreich hatte weichen müssen, von neuem in das Reich einzuführen, glaubte Christina, daß es für dasselbe zuträglicher sey, ihn niemals wieder zu sehen, und daß er sich überhaupt in demselben nicht werde erhalten können. Sie erbot sich also wiederum, an der Herstellung der Ruhe gemeinschaftlich mit den Großen in Franckreich zu arbeiten, und sie schrieb deswegen sogar an das Parlement zu Paris. Ihr Schreiben sollte von dem Gesandten Palbitzki nicht eher übergeben werden, als bis er aus den Gesinnungen des Hofs und aus andern Umständen bemerckt haben würde, daß es seine völlige Würckung thun könne. Allein er überreichte es dem Parlement zu einer Zeit, da die Zurückberufung des Cardinals schon beschlossen war; es wurde dadurch noch mehr in seiner Widersezung gegen den Hof bestärckt; dieser beschwerte sich deswegen aufs neue bey Christinen,

nen, ſie entſchuldigte ſich, und mußte endlich den Franzoſen ſelbſt die Sorge, ſich unter einander zu vereinigen, überlaſſen.

Sie hatte während dieſes Antheils, den ſie an auswärtigen Händeln nahm, weit wichtigere einheimiſche Bewegungen und Geſchäfte zu endigen. Seit dem Jahre 1650 waren die Stände von Schweden unter ſich uneins, und mißvergnügt über die Regierung der Königinn geworden. Das Volck ſahe mit Widerwillen, daß ein großer Theil Cron-Güter an den Adel kam, und gewohnt an die ſtrenge Mäßigung ſeiner Könige, ärgerte es ſich daran, daß Chriſtina, ohngeachtet der öffentliche Schatz erſchöpft war, doch nichts von ihrer Pracht und Freygebigkeit abkürzte. Der hohe Adel hingegen bezeigte ſich darüber verdrießlich, daß ſie die vornehmſten und einträglichſten Bedienungen nur denen ertheilte, welche ihr ohne alle Einſchränckung zugethan, auch nur von ihr aus der Niedrigkeit erhoben waren. Es iſt wahr, ſehr viele machten einen Anſpruch an Belohnungen; und neue Auflagen würden die Unterthanen noch mehr aufgebracht haben. Allein der Zuſtand des Reichs forderte ſchlechterdings eine weiſe Sparſamkeit. So ſiegreich auch Schweden aus dem deutſchen Kriege gekommen war; ſo hatte es derſelbe doch fühlbar genug entkräftet und arm gemacht. Wir bilden uns auf die Vollkommenheit unſerer Kriegskunſt in Vergleichung mit den Alten ſehr viel ein: ſie mag nun in andern Stücken ſo gegründet ſeyn, als man will; ſo iſt es gewiß nicht in dieſem, daß in den neuern Jahrhunderten der Ueberwinder und Eroberer nach einem langen und hizig geführten Kriege faſt eben ſo viel an ſeiner innern Stärcke, zuweilen noch mehr als der beſiegte Theil, gelitten hat;

da hingegen die Römer, wenn sie einen Krieg glücklich geendigt hatten, allemal den Schatz des Staats wieder mit beträchtlichen Geldsummen füllten, welche die Ueberwundenen zahlen mußten, und der Sieger überhaupt in den alten Zeiten lange so viel Volck nicht aufzuopfern brauchte, als in den unsrigen. Vermuthlich hatte Christina, da sie den Frieden schloß, die inwendige Schwäche ihres Reichs, das weniger als andere seine verlornen Schätze geschwind ersezen konnte, vor Augen, und suchte ihm durch denselben aufzuhelfen; allein es war verschiedenen ihrer Neigungen zuwider, ihren Aufwand zu vermindern. Die Uneinigkeit unter den Reichsständen mußte ihr dazu dienen, ihre Gewalt desto mehr zu befestigen: denn mit Hülfe derselben richtete sie auf dem Reichstage alles aus, was ihr gefiel. Unterdessen konnte der Staat nicht lange mehr in dieser Verfassung bleiben. Zwistigkeit und Mißtrauen wurden allgemein; der Reichs-Rath selbst war getheilt; verschiedene alte Mitglieder desselben begaben sich auf ihre Landgüter, und der Großkanzler schien nur deswegen zu Stockholm zu bleiben, um die Staatsverwaltung nicht in einen noch schlimmern Ruf zu bringen. Der Graf Magnus de la Gardie galt alles bey der Königinn: durch ihn erhielt man alle Gnadenbezeigungen; der Prinz von Schweden aber lebte von Hofe entfernt, und durfte gegen die Verschwendung der Königinn nichts erinnern.

Wenn Männer, welche weit sahen, sie unter diesen Umständen betrachteten, so geriethen sie auf die Vermuthung, sie würde ein außerordentliches Mittel wählen, um sich aus dieser Verwirrung zu ziehen; ja sie zweifelten kaum mehr, daß sie auf dem nächsten Reichstage die Regierung an den Prinzen Carl Gustav

Gustav übergeben würde. Ihr Vorsaz, auf die Inseln Gottland und Oeland zu reisen, schien dieses zu bestätigen: man glaubte, daß sie wohl dereinst auf denselben ihren Aufenthalt nehmen möchte. Außerdem fieng sie auch plözlich an, dem Kanzler Oxenstierna und seinen Anhängern viele Gewogenheit zu bezeigen: und hieraus schloß man, daß sie beym Herabsteigen vom Throne, jedermann zum Freunde behalten wollte. Chanut war einer der ersten, welcher der Königinn diese Entschließung abmerckte: er gab seinem Hofe davon Nachricht: dieser urtheilte, daß sie sich dadurch in viele nachtheilige Folgen stürzen werde; vielleicht aber befürchtete er nur, ihr Nachfolger möchte Franckreich weniger günstig seyn. Der Gesandte that ihr auch dagegen Vorstellungen mit einer größern Freyheit, als irgend einer ihrer Unterthanen gewagt haben würde. Allein sie sezte ihm so viele Gründe entgegen, daß er sich stellte, von denselben überzeugt zu seyn; besonders da er hoffte, sie würde doch nicht allem Antheil an der Regierung entsagen. Der Prinz von Schweden hörte diese Gesinnungen desto ruhiger an: er betrug sich dergestalt, als wenn gar nicht davon die Rede wäre, daß ihm die Crone aufgesezt werden sollte.

Christina entdeckte endlich ihren Entschluß dem Großmarschall und dem Kanzler: sie verlangte zugleich, daß sie denselben dem Erbprinzen bekannt machen möchten, damit er den Thron in Besitz nähme. So nachdrücklich auch dieser die Königinn davon abmahnte; so that sie doch im October des Jahrs 1651 eben diese Erklärung in der Versammlung der Reichs-Räthe. Sie hätte, sagte sie, kein besseres Mittel gefunden, um für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen zu sorgen, welche die Thron-

Thronfolge dadurch befestigt zu sehen wünschten, daß Erben der Crone gebohren würden. Denn da sie den unveränderlichen Vorsatz gefaßt hätte, sich nicht zu vermählen, und der Prinz, wenn er einmal zum Könige würde erklärt seyn, eine Gemahlinn nehmen müßte, so würden die Kinder aus dieser Ehe die Nation von der Furcht vor denjenigen Uebeln befreyen, welche mit den Wahlen der Könige verbunden sind.

Solche Bewegungsgründe brachte Christina vor, warum sie die Regierung niederlegen wollte: andere waren allem Ansehen nach tiefer in ihrem Herzen versteckt. Verschiedene suchten ihr Geheimniß darinne, daß sie erkannt habe, ihr Ruhm sey so hoch gestiegen, als ihre Wünsche nur gehen möchten; er könnte aber schwerlich von ihr bey der Dürftigkeit des öffentlichen Schatzes und überhaupt bey der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, länger behauptet werden; daher habe sie, zufrieden, daß sie Schwedens Ehre mit so ungemeinem Glücke befördert hatte, sich geschmeichelt, man werde ihr das künftige Unglück, das dieses Reich treffen dürfte, nicht zurechnen, sondern ihre Regierung mit desto mehrerer Sehnsucht loben. Man gab nächstdem vor, sie sehe darinne einen neuen und gewissen Ruhm voraus, wenn sie zum Erstaunen der Welt in ihrem Alter den Thron verließe, um ganz den Wissenschaften und sich selbst zu leben. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Gedancken die Königinn mit fortgerissen haben; man wird es aber bald an einem bequemern Orte übersehen können, wie vieles zusammengestoßen sey, ehe sie in dieser Absicht unbeweglich wurde.

Um-

Digitized by Google

Umsonst wandten jetzt die vornehmsten Reichs-Räthe alle Mühe an, sie von diesem Vorhaben abzuziehen. Da sie ihnen Gott zur Königinn gegeben hätte, sagten sie unter andern, so wollten sie auch, so lange sie lebte, keinen andern Beherrscher erkennen: sie stellten zugleich den mißlichen Zustand des öffentlichen Schatzes vor, zu welchem sich die Unkosten der Krönung und Vermählung des Prinzen durchaus nicht schickten. Diese Angelegenheit mußte also den Ständen des Reichs vorgelegt werden. Eine Anzahl derselben, welche zu Stockholm zugegen war, verband sich mit den Reichs-Räthen, und der Großkanzler that in ihrer aller Gegenwart und Nahmen der Königinn neue Vorstellungen. Nachdem er ihr für ihre glückliche Sorgfalt, den Staat blühend zu machen, gedanckt hatte, sagte er, derselbe würde sich in dieser Verfassung nicht erhalten können, wenn sie zu regieren aufhörte; der Prinz von Schweden sey entschlossen, die Verwaltung desselben bey ihrem Leben nicht zu übernehmen, und sie würde durch ihren Abtritt die Früchte aller ihrer Arbeiten verlieren. Er sezte hinzu, der Ruhm bestehe nicht sowohl in der Erwerbung als in der Erhaltung des Erworbenen; eher hätte ihre Regierung weniger beglückt seyn mögen, als daß sie dieselbe zu einer Zeit niederlegte, da alle Europäische Völcker ihre Weisheit bewunderten; die vornehmsten Staatsbedienten wären von der Wahrheit dessen, was er vorbrächte, so sehr überzeugt, daß sie alle ihrem Beyspiel folgen und ihre Bedienungen niederlegen würden, wenn sie sich durch ihr Flehen nicht rühren ließe: damit ihnen die Nachkommen nicht vorwerfen könnten, daß sie in eine so schädliche Entschließung gewilligt hätten. Der Großkanzler fragte die Königinn hierauf, ob sie über ihre Unterthanen mißvergnügt sey? ob diese ihr

nicht

nicht Ehrerbietung und Gehorsam genug erwiesen? Er bat sie, ihnen dieses frey zu gestehen, weil sie ihr selbst Recht verschaffen wollten; alles, was sie verlangte, wollten sie eingehen; sie wollten künftig dasjenige, was ihr angenehm wäre, sorgfältiger als bisher ausforschen, und nichts schonen, um ihre Hoheit und ihre Rechte zu behaupten; zu diesem Endzwecke bäten sie ihr von neuem ihr Leben und ihre Güter an: und da die Crone mit starken Schulden beschwert sey, so wären sie bereit, dieselben aus ihrem Vermögen zu bezahlen, und eine so beträchtliche Geldsumme zum Unterhalt ihres Hofes auszusezen, daß derselbe so glänzend seyn könnte, als irgend einer von den Nordischen Höfen.

Oxenstierna sprach mit so vieler Beredsamkeit und Hitze, daß alle Anwesende die Thränen in den Augen hatten, und Christina mußte endlich nachgeben. Sie versprach die Regierung beyzubehalten; aber mit der Bedingung, daß man niemals von einer Vermählung mit ihr reden sollte. Man nahm dieses willig an, und es wurden über den veränderten Entschluß der Königinn große Freudensbezeigungen angestellt. Indem man die Bewegungsgründe noch genauer untersuchte, welche sie überwunden hatten, glaubten einige diesen als den vornehmsten zu finden, weil sie gehört habe, daß die auswärtigen Höfe ihren Vorsaz weder gebilligt, noch gelobt hätten. Allerdings machte dieses einen starcken Eindruck bey ihr, und einen nicht geringern machten die Merckmale der aufrichtigsten Zuneigung von ihren Unterthanen; das Bitten derselben, welches überhaupt mehr über sie vermochte als offenbarer Widerstand. Sie scheinet auch eben, da sie ihre Entschliessung ins Werck sezen wollte, den gewaltsamen Sprung

vom

vom Throne in das Privatleben herab, mit kälterer Ueberlegung bedacht zu haben; er gefiel ihr nun weit weniger als bey den ersten Vorstellungen der Leidenschaft; und überdieß hatte sie dem Reiche, wie sie in ihren lezten Jahren sagte, noch nicht alles Gute erwiesen, das sie ihm zudachte: wenigstens suchte sie seitdem den Frieden, welchen dasselbe mit allen andern Staaten unterhielt, immer mehr zu befestigen. Zwar ihre Bemühung, im Jahr 1651 zu Lübeck einen sichern Vertrag mit Pohlen zu schließen, war wegen der Schwierigkeiten, welche von dieser Crone herrührten, fruchtlos. Es widersezte sich auch die Reichsstadt Bremen in eben diesem Jahre, als die Königinn begehrte, daß sie ihr huldigen sollte; man fieng schon an zu befürchten, daß sich von dieser Seite ein neuer Krieg erheben möchte, und einige glaubten sogar, der Kayser und Spanien suchten den Ausbruch desselben zu befördern; allein diese Bewegung ist von dem Nachfolger der Königinn bald gestillt worden.

Mittlerweile hatte sich die Königinn um ihr Reich durch viele weise und nüzliche Verordnungen wohl verdient gemacht. Von diesen kann nur wenig gesagt werden, weil sie eine Menge kleiner, außer Schweden nicht sonderlich wichtigen Gegenstände betrafen. Man könnte zwar auch dabey erinnern, daß nicht alle Anstalten dieser Art einem Fürsten allein zugeschrieben werden dürfen; sondern daß oft seine Räthe den meisten Antheil daran gehabt, und er nur die Unterschrift dazu hergegeben habe. Aber bey Christinen, die alles selbst beurtheilte, und, so viel es nur nach der Verfassung des Reichs möglich war, allein regierte, ist diese Einschränckung unnöthig. Unter ihren Verordnungen sind diejenigen besonders merckwürdig, welche sie zur strengern und durchgängig

gig gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Verbesserung der Geseze und des gerichtlichen Verfahrens nach den Regeln der Billigkeit, ergehen ließ. Durch andere mäßigte sie die üppige Pracht des Adels, und errichtete oder erweiterte Handlungsgesellschaften in alle auswärtige Theile der Welt. Da sich in der Urkunde, durch welche dem Adel seine Rechte bestätigt waren, der Ausdruck fand, daß die fünf höchsten Cron-Bedienungen keinem Wanbyrding, das heißt keinem schlecht gebohrnen, ertheilt werden sollten, und die neu geadelten Familien, so wie alle andere Classen der Bürger des Staats, dieses Wort als eine Beleidigung vor sich ansahen: so erklärte es die Königinn in einer besondern Verordnung. Unter einem andern Wanbyrding, sagte sie darinne, soll nur derjenige verstanden werden, der seine ehrliche Geburt durch Müßigang und Laster entehrt; wer aber tugendhaft ist, und seinem Vaterlande gute Dienste leistet, er mag nun vom Adel, oder von der Geistlichkeit, oder vom Bürgerstande, oder von den Bauern herstammen, soll von keiner Ehrenstelle im Reiche ausgeschlossen seyn. Dieses ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, alle Bedienungen in einem Lande mit würdigen Männern zu besezen: denn man begreift nicht, warum derjenige, dessen Voreltern wegen ausnehmender Verdienste einen höhern Rang erhalten haben, bloß darum mehr Fähigkeit und Recht zu den wichtigsten Aemtern besizen soll, als ein anderer, dessen Geschlecht noch wenig bekannt ist.

Um diese Zeit entgieng die Königinn verschiedenen Gefährlichkeiten. Ich rede nicht von den heftigen Kranckheiten, die sie ausgestanden hat, von dem Angriffe eines Wahnwizigen, der sie beynahe in der Kirche umgebracht hätte, oder von andern Zufällen,

die

die vielleicht seltsam waren, aber sie von den übrigen Menschen nicht besonders unterschieden. Einer unter denselben verdient erzählt zu werden, weil er ihre Gemüthsart mercklich offenbarte. Da sie im Jahr 1652 die Flotte besichtigte, welche sie zu Stockholm ausrüsten ließ, stand sie mit dem Admiral Flemming auf einem kurzen und schmalen Brete. Dieser trat zu nahe an das Ende desselben; das Bret fieng an zu sincken; Flemming fiel in das Wasser, und riß das Bret nebst der Königinn mit sich fort. Ihr erster Stallmeister, Anton Steinberg, warf sich geschwind ins Wasser, und ergriff sie bey einem Ende ihres Kleides, indessen daß der Admiral, der sich schon tiefer befand, sie bey ihrem Unterrocke an sich zog. Man rettete sie bald; sie war mit dem Kopfe zuerst hinein gefallen, und hatte viel Wasser verschlungen; gleichwohl besaß sie so viele Gegenwart des Geistes, daß sie, da sie kaum aus dem Wasser hervorgekommen war, sogleich befohl, dem Admiral beyzustehen, der sie noch immer an ihrem Unterrocke faßte; sie lobte ihn sogar deswegen, weil er sonst gewiß verloren gewesen wäre. Auf ein so tödtliches Schrecken wollte sie sich weder zu Bette legen, noch Arzney nehmen; sie speiste öffentlich, und fand ein Vergnügen daran, diese Begebenheit selbst zu erzählen.

Mit einer andern Gefahr wurde sie in eben diesem Jahr durch eine aufrühreriſche Schrift bedroht, welche die beyden Meßenius, Vater und Sohn, aufgesezt hatten und ausstreueten. Sie ließen dem Prinzen von Schweden eine Abschrift von derselben zustellen, der sie aber sogleich an die Königinn sandte. Man that ihm darinne den Antrag, daß sich, wenn er die Waffen ergreifen und sich der Regierung bemächti-

mächtigen wollte, viele Einwohner von Stockholm, in andern Städten und auf dem Lande, für ihn erklären würden. Die Königinn, sagten die Verfasser, bekümmere sich nur um ihre Ergözlichkeiten, und bringe dadurch das Reich ins Verderben; wenn er jemals König werden wolle, müsse er sie und die vornehmsten von ihren Vertrauten aus der Welt schaffen. Der ältere Meßenius hatte von der Königinn die Freyheit von einer langen Gefangenschaft, den Adelstand, die Stelle ihres Geschichtschreibers und beträchtliche Einkünfte erhalten; allein seitdem sie in einer Streitsache, die er mit seiner Schwester führte, wider ihn gesprochen hatte, wurde er ihr unversöhnlicher Feind. Er bat um Erlaubniß, ihr noch vorher die Hand küssen zu dürfen, ehe er mit seinem Sohne hingerichtet würde, und Christina, welche die Reue dieses Undanckbaren gerne sah, bewilligte ihm diese lezte Gnade.

Schon lange sehen wir sie bloß mit der Regierung ihres Reichs beschäftigt; wir wollen aber nicht vergessen, wie sie zu gleicher Zeit gegen die Religion und die Wissenschaften gesinnt gewesen sey: und dieses können nicht bloß einige Anstalten zur äußerlichen Aufnahme von beyden beweisen, denn dergleichen sind fast von allen Fürsten getroffen worden. Niemand zweifelte damals noch, daß Christina dem Glauben der Evangelischen Kirche aufrichtig zugethan sey. Sie war sogar entschlossen, eine theologische Gesellschaft in Deutschland zum Besten derselben zu errichten, welche an der Vereinigung der Protestantischen Gemeinen arbeiten sollte: ein Entwurf, an welchem ihr Lehrer Matthiä vielen Antheil gehabt zu haben scheinet. Als der Französische Hof im Jahr 1648 den Vorsatz äußerte, die Protestantische Religon in

seinem

seinem neu erlangten Gebiete in Deutschland zu unterdrücken, erklärte sie sich, daß es weder ihre Ehre noch ihr Gewissen verstatteten, ihm darinne beyzustehen: sie gab vielmehr zu erkennen, daß sie sich auch dagegen setzen würde. Einige Jahre darauf that der berühmte Französische Bischof Godeau in einem Schreiben an sie, den Wunsch, daß sie zu seiner Kirche übertreten, oder, nach der kirchlichen Sprache, sich bekehren möchte. Allein sie antwortete ihm im Jahr 1652, er verlange eine unmögliche Sache. „Die vornehmste Anwendung meines Verstandes, sagt sie, hat stets in der Untersuchung der „Wahrheit bestanden, und ich kann mich nicht ändern, „ohne mich von dem Ziele zu entfernen, das ich mir „immer vorgesezt habe. Ich bin seit langer Zeit überzeugt, daß die Sachen, welche ich glaube, diejenigen sind, welche man glauben muß. Es gehört „sich vielmehr für mich, zu wünschen, daß Sie unter so vielen schönen Einsichten, durch welche Ihre „Seele aufgeklärt ist, auch diejenigen bekommen möchten, welche ich über diese Materie habe.„ Zu eben dieser Zeit trat der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels zur Römischen Kirche. Der Prinz von Schweden fürchtete sehr, sein Schwager, Friedrich, Landgraf von Hessen-Eschwege, möchte diesem Beyspiele folgen: Christina antwortete ihm nicht nur, sie hoffe gewiß, Gott werde ein solches Unglück nicht zugeben; sondern schrieb auch selbst an diesen Landgrafen. Sie will ihn gar nicht durch theologische Gründe von seinem Vorhaben abziehen, weil dieses für die Prediger gehöre. Da ich aber, schreibt sie, von einer dritten Religion bin, welche die Wahrheit gefunden, und sich von den Meinungen der übrigen, als von falschen, entfernet hat: so ist es billig, daß ich als eine neutrale Person mit Ihnen rede. Sie

nimmt also den Bewegungsgrund, welchen sie gegen seine Neigung gebraucht, bloß von der Ehre her. Diejenigen, sagt sie, welche auf eine solche Art sich verändern, werden von denen, welche sie verlassen haben, gehaßt, und von denen, zu welchen sie treten, verachtet. Sie sezt hinzu, der Ruhm eines Fürsten hänge so sehr von der Meinung ab, welche man von seiner Standhaftigkeit hat, daß er dem seinigen durch einen solchen Fehler großen Nachtheil verursachen würde. — Diese beyden Schreiben sind merckwürdig genug in dem Leben einer Königinn, welche zwey Jahre darauf selbst zur Römischen Kirche trat.

Weit mehr als diese Ergebenheit Christinens gegen ihre Religion, fiel damals ihre ungemeine Liebe zu den Wissenschaften und die seltene Kenntniß, welche sie von denselben besaß, der Welt in die Augen. Sie war von dieser Seite, so wie von einigen andern, bloß mit der Geschichte zu reden, das Wunder ihrer Zeit. In den vornehmsten und gemeinnüzigsten Theilen der Gelehrsamkeit und in den schönen Künsten war sie so sehr geübt, daß man sie unter die vorzüglich gelehrten Personen von Europa zählen konnte. Sie sprach die lateinische, deutsche, schwedische, französische und holländische Sprache; sie verstand auch die griechische sehr wohl, ingleichen etwas von der italiänischen, den morgenländischen, und andern mehr. Schon hatte sie die meisten Schirftsteller des Alterthums gelesen, und sie las dieselben noch täglich, insonderheit die Geschichte des Tacitus, welche sie ein Schachspiel nannte, weil dieser große Lehrer der Staatsklugheit ein schweres Vergnügen voll Nachdenckens und in Dunckelheit eingehüllt erreget; sie drückte aber jede Stelle desselben mit vieler Leichtigkeit in französischer Sprache aus. Sie hatte auch viele Schriften der Kirchen-

väter

väter gelesen: darunter schäzte sie Clemens von Alexandrien, Arnobius, Minucius Felix und Lactantius und einige Schriften des Cyprian Hieronymus am höchsten; allen aber zog sie den Gregorius Nazianzenus vor. Ihre Wißbegierde war unersättlich: um dieselbe zu befriedigen, und doch den Reichsgeschäften keine Zeit zu rauben, wandte sie so viele ihrer übrigen Stunden dazu an, daß ihre Gesundheit merklich darunter litte. Mit ihrer Geschwindigkeit alles zu begreifen, war ein so vortreffliches Gedächtniß vereinigt, daß man mit dem Gesandten Chanût sagen konnte, sie mißbrauche dasselbe: man durfte würklich keinen Gedancken eines alten Dichters anbringen, daß sie nicht sogleich gemerckt hätte, woher er genommen sey. Sie urtheilte aber auch mit ausnehmender Scharfsinnigkeit von gelehrten Dingen: und an allen ihren Reden gefiel zugleich die natürliche Beredsamkeit, der lebhafte Witz, Richtigkeit und Nachdruck. Sie wollte eben nicht davor angesehen seyn, gelehrt und belesen zu seyn. Gerne hörte sie den Gelehrten zu, wenn sie über problematische Fragen stritten: sie sagte ihre Meinung darüber nicht eher, als bis sie alle geredet hatten, und diese faßte eine kurze aber hinreichende Entscheidung in sich.

Sie fand ihr Reich nicht arm an Gelehrten. In allen, auch den höchsten Ständen, gab es Kenner der Wissenschaften; allein die Schweden konnten sich doch hierinne nicht mit andern Nationen vergleichen. Sie waren immer zu kriegerisch gewesen, als daß die Gelehrsamkeit unter ihnen sehr ausgebreitet worden, oder zu einer großen Vollkommenheit hätte steigen können. Gustav Adolph fieng glücklich an, sie dazu mehr als seine Vorgänger aufzumuntern. Seine

Tochter that alles, was noch in dieser Absicht fehlte, und wurde die Stifterinn des allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften. Zu dem erhabenen Beyspiel, das sie selbst gab, kamen noch ihre sehr fruchtbaren Anstalten. Sie errichtete die hohe Schule zu Abo in Finnland, im Jahr 1640, und ertheilte ihr eben solche Vorrechte, als die Universität Upsal bereits hatte. Die Einkünfte der leztern vermehrte sie ansehnlich: sie besuchte dieselbe auch mehrmals, und wohnte den öffentlichen Uebungen derselben bey. Außer sieben neuen Schulen, entstund auch eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Stockholm durch ihre Sorgfalt. Sie gab jungen Schweden Jahrgelder, um in ihrem Vaterlande, oder auch bey den Ausländern in der Gelehrsamkeit starck zu werden; selbst nach Arabien ließ sie Reisen vornehmen, welche die Kenntniß dieses Landes und der morgenländischen Sprachen befördern sollten. Das Verbot, welches sie im Jahr 1651 an die Universität zu Upsal ergehen ließ, daß kein Theologe oder Prediger zum Professor der Philosophischen Facultät ernannt, und kein Lehrer der Philosophie, so lange er dieses Amt verwaltete, zum Prediger geordnet werden sollte; dieses Verbot konnte nach der einmal festgesezten traurigen Scheidung der Facultäten, doch dazu dienen, daß die Gränzen der Theologie und Philosophie vor aller Vermischung gesichert waren.

Eines der würcksamsten Mittel, dessen sich Christina bediente, um den Eifer für die Wissenschaften unter den Schweden anzufeuern, war die Berufung so vieler auswärtigen Gelehrten in ihr Vaterland. Es waren wenige berühmte Schriftsteller in Europa, mit welchen sie nicht einen Briefwechsel unterhalten hätte; sie ladete dieselben ein, in ihr

Reich

Reich zu kommen, und bezeigte sich gegen sie überaus freygebig. Daß sie dieses alles bloß aus Begierde unternommen hätte, große Gelehrten näher kennen zu lernen, durch den Umgang mit ihnen ihre Einsichten zu bereichern, und die Verdienste derselben belohnen zu können, ist eben nicht wahrscheinlich. Der Ruhm, welchen sie dadurch erlangte, ist, nach dem edlern Ehrgeize zu urtheilen, von dem sie beherrscht wurde, ein Beweis, daß sie denselben auch gesucht habe. Niemals ist eine Fürstinn von den Gelehrten beredter gepriesen worden, als Christina; keine andere aber hat auch ausschweifendere Lobsprüche von ihnen erhalten. Der Dampf von diesem Räuchern scheinet ihre Augen etwas benebelt zu haben: nach und nach gewöhnte sie sich, die Menschen, über welche man sie so sehr erhob, verächtlicher anzusehen, als sie es verdienten. Alle Zeichen aber der tiefsten Verehrung, die sie von den Gelehrten empfieng, beweisen nicht so viel als eine trockene aber glaubwürdige Erzählung von demjenigen, was sie Lobenswürdiges verrichtet hat. Da es, gewiß nicht zur Ehre der Wissenschaften, als eine seltene Herablassung betrachtet wird, wenn Fürsten in ihren Umgang Gelehrte aufnehmen: so kennen auch diese, so bald ihnen ein solches Glück wiederfährt, in den Lobsprüchen, welche sie denselben beylegen, weder Gränzen noch Ende.

Einer der ersten Gelehrten, welche Christina zu sehen wünschte, war Descartes, ein französischer Edelmann, den die Freyheit zu philosophiren nach Holland geführt hatte. Er hatte der Aristotelisch-Scholastischen Weltweisheit, die so lange in Europa regiert hatte, fast den ersten empfindlichen Stoß gegeben, die Vernunftlehre, die natürliche Theologie und Geisterlehre, die Geometrie und die Natur-

lehre, nicht alle mit gleichem Glücke, insonderheit die leztere mit dem wenigsten, aufzuklären gesucht; aber doch überhaupt dem menschlichen Verstande einen neuen Weg zum scharfsinnigen und nüzlichen Nachdencken gebahnet, und den ersten Grundsäzen unserer wichtigsten Erkenntniß so geschickt nachgespüret, daß wir seiner Anführung, auch nachdem wir ungleich weiter als er gekommen sind, sehr viel zu dancken haben. Chanût, sein Freund, empfol ihn vermuthlich der Königinn. Er mußte ihn schon im Jahr 1646 im Nahmen derselben über die Frage zu Rathe ziehen, ob der Mißbrauch der Liebe oder des Hasses der ärgste sey? und nachher schrieb ihr Descartes, wie sie verlangte, seine Meinung über das höchste Gut. Auf ihre Einladung reiste er im Jahr 1649 nach Stockholm. Sie begegnete ihm überaus gnädig, und ließ ihn täglich des Morgens um fünf Uhr zu sich kommen, weil sie keine andere Stunde übrig behalten hatte, sich in seiner Philosophie unterrichten zu lassen. Man hat sogar behauptet, daß sie sich bey den Angelegenheiten der Regierung seiner Rathschläge bedienet habe; allein an einer Königinn, welche die Staatskunst von den größten Männern gelernet, und schon lange rühmlich ausgeübt hatte, und an einem Philosophen, dessen Einsamkeit nicht der Art war, wo er politische Klugheit hätte erlangen können, ist dieses gar nicht glaublich. Er war würcklich nur darauf bedacht, ihr sein Lehrgebäude beliebt zu machen. Hierinne aber bezeigte sie sich weniger gelehrig, als er erwartete. Wenn es wahr ist, daß sie gesagt hat, die alten Thorheiten in der Philosophie wären so viel werth, als die neuen: so scheinet sie manche willkührliche Sätze und sinnreiche Muthmaßungen, die er aufbrachte, nach ihrem wahren Werthe beurtheilt zu haben.

Digitized by Google

haben. Die ungemeine Liebe der Königinn zur griechischen Sprache und überhaupt zur Gelehrsamkeit des Alterthums, gefiel dem Descartes nicht, und konnte einem Manne nicht gefallen, der sie bloß seine Erfindungen lehren wollte, der, wie ein anderer großer Philosoph der neuern Zeiten, vollkommener geworden seyn würde, wenn er die Alten höher geschäzt hätte. Allein er konnte übrigens mit ihrer Hochachtung gegen ihn völlig zufrieden seyn, und das Gerüchte, welches sich damals ausbreitete, er sey vor Verdruß gestorben, weil seine Lehrsäze bey Christinen so wenig Eingang gefunden hätten, war nichts als eine boshafte Auslegung. Descartes unterlag der rauhern Witterung in Schweden, wenige Monathe nach seiner Ankunft, im Jahr 1650. Er wurde von der Königinn sehr bedauert: sein Hirnschädel blieb in Schweden; allein die Anhänger seiner Philosophie haben sich bald daselbst verloren.

Mit noch lebhafterer Ungeduld rief die Königinn Salmasium an ihren Hof, den größten Gelehrten seiner Zeit nach dem Tode des Grotius, dessen Schriften einen unvergleichlichen Schatz von fast allen Arten der Wissenschaft ausmachen, der aber eben so sehr durch Stolz und Ungestüm vor den übrigen Gelehrten hervorragte. Er kam im Sommer des Jahrs 1650 in Schweden an, und erhielt seine Wohnung selbst in dem Pallaste der Königinn. Die Lehrbegierde und Verehrung, welche sie ihm bewies, kann kaum beschrieben werden. Da er in eine Kranckheit von einigen Monathen gefallen war, trug sie für ihn eine Sorgfalt, die man mehr eine Wartung nennen kann. Bey einem ihrer Besuche, zu welchem sie die junge Gräfinn Sparre, ihren Liebling, mitgenommen hatte, fand sie Salmasium, der im Bette lag, in einem Buche lesen, welches er aus Ehrer-

bietung für die Königinn sogleich zumachte. Sie nöthigte ihn, ihr dasselbe zu zeigen, und lächelte über eine sehr freye Stelle desselben. Um sich noch mehr zu belustigen, rief sie die Gräfinn herzu. „Komm, Sparre, sagte sie, hier ist ein schönes Erbauungs-Buch; es heißt, das Mittel zur Glückseeligkeit: lies mir diese Seite vor.„ Die Gräfinn hatte kaum zu lesen angefangen, als sie über die anstößigen Ausdrücke erröthete, und schwieg; allein die Königinn, welche laut lachte, zwang sie, alles zu lesen: ein unwürdiges Vergnügen, das auf Kosten der Tugend angestellt wurde. Salmasius kehrte im folgenden Jahre nach Leyden zurück, weil er es den Vorstehern dieser hohen Schule versprochen hatte; die vortheilhaften Anerbietungen der Königinn konnten ihn nicht zurück halten; aber desto mehr überhäufte sie ihn mit Geschencken. Gleiche Gesinnungen gegen ihn unterhielt sie bis an seinen Todt, der zween Jahre darauf erfolgte: sie begegnete auch seiner Familie gütig, und in dem Schreiben, wodurch sie seiner Witwe ihr Beileid bezeigte, sagte sie unter andern, sie habe ihn als ihren Vater geliebt.

Die Schweden hingegen glaubten nicht, daß er so viele Ehre verdiene: sie sahen ihn als den ersten an, welcher Christinen in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Religion gesezt hätte. Es ist wenigstens unleugbar, daß sein Landsmann Bourdelot, den er ihrer Gnade eifrig empfol, eine mercklich schlimme Veränderung in ihrem Charakter hervorgebracht hat: und diesen schien er nur deswegen an seinen Platz zu stellen, um durch einen so getreuen Anhänger desto mehr über das Gemüth der Königinn zu herrschen. Bourdelot war nicht einmal ein mittelmäßig gelehrter Mann: er gab sich vor einen Arzneygelehrten

lehrten aus, ohne von dieser Kunst viel zu verstehen. Dagegen war er ein feiner Schwätzer, der bald einen witzigen Einfall, bald eine Spötterey mit guter Art vorbrachte, sich in die Neigungen der Königinn vortrefflich zu schicken wußte, und durch mehrere Kunstgriffe sich das Ansehen eines Mannes von allgemeiner Gelehrsamkeit gab. Er sang außerdem artige Liedergen, spielte auf der Cither, kannte alle Arten von wohlriechenden Sachen, und wußte sogar mit den Verrichtungen der Küche umzugehen. Ein solcher Mann hätte wohl sehr leicht Frauenzimmer von gemeinen Gaben eingenommen; aber daß er Christinen bezaubert hat, die eine so große Kennerinn von gründlichen Eigenschaften und Verdiensten war, dieses gehört zu den Schwächen der menschlichen Beurtheilung, vielleicht auch des Hangs, der uns bisweilen zu Gegenständen hinabreißt, die wir, wenn wir bloß nach unsern Einsichten handelten, kaum ansehen würden. Christina ernannte den Bourdelot zu ihrem ersten Leibarzte, und er wurde zugleich ihr Vertrauter. Er ergriff ein sicheres Mittel, um allein bey ihr alles zu gelten. Nach und nach waren verrschiedene große Gelehrte, auf ihr Verlangen, nach Stockholm gekommen: über diese machte er bittere Anmerckungen, und er stellte ihr nächstdem vor, daß ihr übermäßiges Studieren ihrer Gesundheit bisher sehr schädlich gewesen sey; daß sie sich durch dasselbe ohnfehlbar das Leben abkürzen würde; und daß überhaupt dergleichen zu ernstliche Beschäftigungen für Pedanten und Philosophen gehörten; zum wenigsten werde an dem Französischen Hofe ein gelehrtes Frauenzimmer vor ein sehr lächerliches Geschöpf gehalten. Da er als Arzt und auch in den Augen der Königinn als Gelehrter sprach: so warf sie einige Zeitlang alle Bücher weg; sie fühlte sich munterer,

terer, und sagte öffentlich, Bourdelot habe ihr das Leben gerettet. Er entfernte von ihr alle diejenigen, selbst Franzosen, welche auf ihre besondere Gewogenheit einen Anspruch hätten machen können: ihr vornehmster Günstling sogar, der Graf de la Gardie, fiel durch ihn in Ungnade.

Der mächtige Einfluß dieses unverschämten Ausländers fieng schon an, der Königinn die Liebe ihrer Unterthanen zu entreißen. Die Großen des Reichs beklagten sich, daß er den Zutritt zu ihr beynahe ganz verschlösse, und täglich neue Veränderungen am Hofe veranstaltete. Die Aerzte nannten ihn einen Unwissenden in ihrer Kunst: ihnen glaubte der Adel, und bat daher Christinen, ihm ihre Gesundheit nicht anzuvertrauen. Wichtiger als alle diese Beschwerden war die gerechte Beschuldigung, daß Bourdelot eben so gottlos in seinen Grundsäzen als leichtsinnig in seiner Aufführung sey. Er lästerte die Religion ungescheut: und da die Schweden endlich für ihre Königinn besorgt wurden, beschloß die Geistlichkeit, ihr darüber geheime Vorstellungen zu thun. Dieses erfuhr die Mutter der Königinn, welche seit einiger Zeit nach Schweden zurück gekehrt war, und kam derselben zuvor. Allein ihr Versuch wurde so übel aufgenommen, daß sie ihren Kummer in Thränen ausgoß: und kaum überwand sich ihre Tochter einige Stunden darauf, sie zu besuchen, ohne doch ein Wort von dieser Sache mit ihr zu sprechen. Hierauf verbanden sich einige der vornehmsten Schweden, dem Bourdelot das Leben zu rauben: er entgieng zwar ihren Nachstellungen; durfte aber seitdem niemals ohne eine starcke Begleitung ausgehen.

Dieser

Dieser Vertraute der Königinn leistete im Anfange selbst seinem Vaterlande bey ihr schlechte Dienste. Er war ein genauer Freund des Spanischen Gesandten, und ein Anhänger des Prinzen von Conde, der damals mit den Spaniern gegen den Französischen Hof kriegte: man merckte es auch bald, daß Christina kaltsinnig gegen Franckreich wurde; wozu die Abwesenheit des Gesandten Chanüt ebenfals etwas beygetragen hatte. Endlich gab die Königinn dem Bourdelot im Jahr 1653 den Abschied, um ihn, wie sie sagte, dem öffentlichen Hasse zu entziehen; allein er war noch im Besize ihrer Gnade, und empfieng nach so vielen reichlichen Geschencken noch dreyßig tausend Reichsthaler. Er war noch nicht lange nach Franckreich zurück gekommen, als ihn die Königinn schon vergaß, und — eine Folge so übereilter Neigungen — gar verabscheuete. Sie bekam einen Brief von ihm, hielt denselben an die Nase, und ließ auch einen Hofbedienten daran riechen; darauf rief sie aus: O wie riecht er nach Arzney! und warf ihn auf die Seite. Sie gab sogar vor, sie hätte ihn gleich, da er an ihren Hof gekommen wäre, als einen eiteln Menschen kennen gelernet; aber nur sehen wollen, wie weit er seinen Ehrgeiz treiben würde. Eine Entschuldigung, welche offenbar ersonnen war, um ihre Beschämung zu verdecken. Bourdelot erhielt von dem Cardinal Mazarin eine Abtey, vielleicht weil er ihm sehr gute Nachrichten von dem Zustande des Schwedischen Hofes ertheilen konnte: und würcklich hatte ihm auch Christina ein Empfelungsschreiben an den Französischen Hof mitgegeben; indessen daß ihn alle Schweden mit Verwünschung begleiteten.

Unter

Unter den andern Gelehrten, welche die Königinn zugleich an ihren Hof gezogen hatte, war Jſaac Voßius einer der erſten. Er machte ſeine große Gelehrſamkeit durch die ſonderbaren Meinungen, welche er verfochte, zum Theil unbrauchbar, und man konnte ihn weder im Glauben noch im Leben einen wahren Chriſten nennen. Die Königinn ſezte ihn zum Aufſeher ihrer Bücherſammlung: ſie berief auch alle Gelehrte zu ſich, welche er und Salmaſius ihr rühmten. Einer von denſelben war Bochart, ein großer Kenner der morgenländiſchen Sprachen, der ganzen Gelehrſamkeit des Alterthums, und vieler andern Wiſſenſchaften, aber zugleich wegen ſeiner Rechtſchaffenheit ehrwürdig. Kaum war er im Jahr 1652. in Schweden ans Land getreten, als ihn die Königinn durch einen Brief bewillkommte, zugleich aber dem Voßius, der mit ihm zurück gekommen war, befohl, ſich wieder nach Holland zu begeben: dieſes ſollte er als eine Strafe ſeiner Feindſchaft gegen Salmaſium anſehen. Bochart wurde deſto gütiger aufgenommen: er war auch gefälliger gegen die Königinn, als es ſich für ſein Alter ſchickte, indem ſie ihn nöthigte, den Federball mit ihr zu ſpielen. Sie war es, die ihn bewog, in Schweden ſelbſt an ſeinem vortrefflichen Wercke über die Thiere, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, dem er den Nahmen Hierozoicon gab, zu arbeiten. Zuweilen brachte ihn Bourdelot um die Merckmale ihrer Hochachtung: ſie hatte ſchon verſprochen, in eine Verſammlung zu kommen, in welcher er ein Stück aus einem andern ſeiner ſchäzbaren Bücher vorleſen wollte, worinne er unter der Aufſchrift Phaleg und Chanaan die alte Erdbeſchreibung aufklärte; allein der Arzt ſchrieb ihr eine Arzney vor, bey welcher ſie das Bett nicht verlaſſen durfte.

Viele

Viele andere von eben dieser Nation kamen von ihr gerufen gleichfals nach Schweden. Hüet oder Huetius war noch sehr jung, und begleitete eigentlich den Bochart; er gefiel aber der Königinn so wohl, daß sie ihn in ihre Dienste nehmen wollte; nur ihre veränderliche Gemüthsart, wie er selbst sagt, hielt ihn davon ab. Da er glaubte, daß die Schweden den Ausländern, sonderlich den Franzosen, welche zu ihnen kamen, nicht gefällig genug begegneten, so schrieb er einige beißende Verse wider sie; allein die Königinn rieth ihm, dieselben zu unterdrücken, weil sie sehr übel aufgenommen werden möchten. In der That hatten die Franzosen fast den ganzen Hof der Königinn besezt, halb als Gelehrte, halb als Hofbedienten: sie genossen ansehnliche Einkünfte und Vorzüge; Ursache genug zum Verdruß für die Schweden, wenn sie auch nur den einzigen Bourdelot betrachteten, und ihre Königinn ganz in Französische Manieren eingekleidet sahen. Naude oder Naudäus war noch ein berühmter Franzose an Christinens Hofe: er verdiente die Stelle ihres Bibliothecarius, welche sie ihm ertheilte. Die meisten übrigen waren mehr wizig und beredt, als wahre Gelehrte: sie hatte unter andern vier Franzosen zu Geheimschreibern.

Pascal, einer der scharfsinnigsten Männer, welche Franckreich hervorgebracht hat, schickte ihr die von ihm erfundene Rollscheibe zum Geschencke: eine Maschine, mit welcher man alle Aufgaben der Rechenkunst ohne eine andere Hülfe ausführen konnte; die aber, so viel ich weiß, von einer andern Erfindung unsers Leibnitz übertroffen worden ist. Er schrieb noch dazu einen sinnreichen Brief, in welchem er zeigte, wie weit größer der Ruhm sey, über den Geist der Menschen, wie sie durch ihre Weisheit zu

regie-

regieren; als bloß über die Körper derselben, worinne allein die Gewalt der meisten Fürsten bestünde. Christina ehrte auch den Gaßendi vorzüglich, der nebst dem Descartes so großen Antheil an den ersten Versuchen zur Verbesserung der Philosophie in den neuern Zeiten hatte: er schrieb daher im Jahr 1652 zuerst an sie, um diese Gewogenheit danckbar zu erkennen, und sie versicherte ihm dagegen, daß sie ihn künftig als das Orakel der Wahrheit über ihre Zweifel zu Rathe ziehen, und seine Vorschriften eben so heilig beobachten werde, als man die Lehren der berühmtesten Gesezgeber beobachte.

Als ihr Balzac, der damals fast vor den beredtesten Mann in Franckreich gehalten wurde, seine Schriften sandte, beschenckte sie ihn mit einer goldenen Kette. Verschiedenen andern Französischen Gelehrten, als den beyden Valois, dem Sarrau und Güjet, schickte sie eine goldene Schaumünze, auf deren einen Seite sie mit dem Helme der Minerva bedeckt, und einen Oehlzweig betrachtend, auf der andern Seite aber die Sonne abgebildet war, die den ganzen Raum mit ihren Strahlen füllte. Diese Münze, welche wegen ihrer Erfindung wohl werth war, angeführt zu werden, gab zu schönen Sinngedichten der erstgedachten Gelehrten Gelegenheit.

Um diese Zeit eignete Scüdery der Königinn seinen Alaric zu, ein Gedicht, das eben sowohl als alle andere, die er damals mit großem Beyfall schrieb, gänzlich vergessen ist. Sie hatte ihm für diese Zueignungsschrift eine goldene Kette von tausend Pistolen am Werthe zugedacht; doch mit der Bedingung, daß er aus seinem Gedichte alle Stellen weglassen sollte, in denen er den Grafen Magnus de la Gardie

Gardie, welcher nicht mehr ihre Gunst besaß, gelobt hatte. Scüdery gab auf diesen Antrag eine Antwort, wegen welcher ich es ihm vergebe, ein schlechter Poet gewesen zu seyn. „Wenn gleich die goldene Kette, sagte er, so groß und so schwer seyn sollte, als diejenige, von welcher in der Geschichte der Yncas Meldung geschieht; so werde ich doch nie den Altar einreißen, auf welchem ich einmal geopfert habe.„ Christinen mißfiel diese großmüthige Standhaftigkeit; allein sie war selbst hierbey nichts weniger als großmüthig gewesen, und stand endlich von ihrem Begehren ab. Die Zweifel, welche man gegen diese ganze Erzählung, die sich vom Niceron herschreibt, gemacht hat, kommen mir nicht erheblich genug vor.

Vor andern Gelehrten in Franckreich aber fand die Königinn am Menage, der mit vieler Gelehrsamkeit nicht weniger Lebhaftigkeit und Witz verband, einen außerordentlichen Gefallen. Er bekam von ihr, da er ihr die lateinischen Wercke des Balzac zuschrieb, eine kostbare goldene Kette: er besang aber auch ihr Lob durch Gedichte in mehr als einer Sprache. Ob sie ihn gleich öfters einladete, nach Schweden zu kommen; so entschuldigte er sich doch immer, daß er ihr nicht gehorchen könne. So wie Menage jeden Mittwoch eine Zusammenkunft von Gelehrten bey sich hielt, so hatte sie eine gelehrte Gesellschaft errichtet, welche sich alle Donnerstage bey ihr versammlete. Von diesen Tagen nahm sie Gelegenheit, mit einer wizigen Anspielung, die man nicht wohl übersezen kann, an ihn zu schreiben: Ma *Joviale* est très humble servante de votre *Mercuriale*; gleichsam: Meine lustige Gesellschaft ist eine gehorsame Dienerinn von ihrer Verweisgebenden. Der Scherz,

der in dieſen Worten ſteckt, iſt eben nicht ſehr ſinnreich; gleichwohl glaubte Menage, er müßte ſich nicht von ihr, ſondern von einem Franzoſen herſchreiben.

Auch Deutſchland hatte zu Chriſtinens Zeiten Männer, deren Gelehrſamkeit ihrer Aufmerckſamkeit würdig war: vielleicht nicht nur eben ſo viele, als andere Europäiſche Länder, ſondern auch noch mehrere. Aber es iſt leicht zu begreifen, warum ſie ihre Neigung zu den Wiſſenſchaften weit weniger in unſer Vaterland, ob es gleich mit Schweden in einer ſo nahen Verbindung ſtand, als nach Franckreich, geführt habe. Unſere Gelehrten wußten ſehr viel: ſie wußten es auch gründlich; ihr geduldiger Fleiß konnte nicht übertroffen werden, und ſie arbeiteten nicht ohne Nutzen. Aber auch häuffig genug mit Geſchmack? mit einer von Witz und den ſchönen Wiſſenſchaften belebten gefälligen Miene? Nein, das können wir eben nicht behaupten. Wie ſie überhaupt die Kunſt nicht verſtanden, ihre Wiſſenſchaft möglichſt geltend und ſcheinbar zu machen: ſo verſagte ihnen inſonderheit ihre bisher zu nachläßig bearbeitete Sprache diejenigen Dienſte, welche den Gelehrten anderer Nationen ſo vortheilhaft geworden ſind, und man konnte ſie faſt nur im lateiniſchen Anzuge leſen. Kriege, kirchliche Streitigkeiten und Mangel an Aufmunterung von Seiten der Großen, hielten den Zuſtand der Gelehrſamkeit bey den Deutſchen in dieſen Schrancken zurück. Unterdeſſen glaube ich es dem Iſaac Voßius dennoch nicht, daß Chriſtina die Lobreden der deutſchen Gelehrten nicht ohne Eckel habe betrachten können, und ſich geſchämt habe, von ſolchen Leuten geprieſen zu werden. Man weiß, daß es Voßius mit einer ihm eigenen unbilligen und ſtolzen

Art

Art vergessen hat, daß er von den Deutschen herstamme: und Christina fand gewiß unter diesen mehrere Lobredner, die ihr Ehre machten.

Hermann Conring war unter diesen der vornehmste, und ohne Zweifel der größte Gelehrte seiner Zeit in Deutschland. Die Königinn ließ ihn durch ihren Gesandten Salvius, nachdem der Westphälische Friede geschlossen war, nach Schweden mitnehmen, wo sie ihm, unter vielen Gnadenbezeigungen, die vortheilhaftesten Anerbietungen zu einer bleibenden Stelle that; da er sich aber verbunden hielt, nach Helmstädt zurück zu kehren, ernannte sie ihn zu ihrem Rathe und ersten Leibarzte, machte ihm prächtige Geschencke, und gab ihm eine jährliche Besoldung von sechszehn hundert Thalern; aber auch in der Folge bemühte sie sich vergebens, ihn nach Schweden zu ziehen. Auf ihren Befehl brachte er im Jahr 1652 die Archive des Herzogthums Bremen in Ordnung, und schrieb zugleich ein Buch zur Vertheidigung ihrer, oder der ehemaligen Erzbischöflichen Rechte auf die Stadt Bremen; auch rechtfertigte er unter ihrem Nachfolger, der ihm jene Wohlthaten bestätigte, den Krieg der Schweden gegen Pohlen in einer besondern Schrift; zulezt aber neigte er sich noch auf Dänemarks Seite: so wahr ist es, daß nur die Liebe zum Vaterlande auch ohne Belohnungen unveränderlich ist.

Früher als Conring war Johann Freinsheim oder Freinshemius nach Schweden gekommen, wo er Bibliothecarius der Königinn und Professor zu Upsal wurde. Sie schenckte ihm für eine lateinische Rede, welche er in ihrer Gegenwart daselbst hielt, tausend Thaler. Er wußte würcklich beredt und fein

zu loben: darunter rechne ich insonderheit dieses, daß er schöne Gedancken anführte, die er von ihr gehört hatte, wie unter andern diesen: „Ich halte keinen „vor einen großen König, bey dem nicht eben der „Umstand, daß er regiert, sein geringster Vorzug „ist,„ ingleichen diesen: „Ich verwende die Zeit gerne „ne auf das Lesen, und dieses desto mehr, weil ich „mercke, daß ich durch dieses Mittel keinen Augen„blick von meinem Leben verliere: ich vermehre es „vielmehr um ein großes durch das Leben anderer: „denn diejenigen, deren gute Handlungen, schöne Leh„ren und weise Erinnerungen ich lese, geben mir ei„nen Theil von ihrem Leben.„ Wenn Freinshemius noch weiter von der Königinn sagt: „Sie trägt immer einerley Gesicht; ich habe sie stets aufgeräumt, entschlossen, gleich im Glücke und Unglücke, gemäßigt bey Lustbarkeiten, und großmüthig bey traurigen Vorfällen gesehen: „ — so mag dieses alles wahr seyn; nur auf das Zeugniß einer Lobrede, die vor ihr gehalten worden ist, nehme ich es noch nicht an. So viel Wahres auch in dergleichen Reden war; so hätte sie doch dieselben mehr belohnen als anhören sollen. Ihre Gewogenheit gegen diesen verdienten Gelehrten gieng übrigens so weit, daß sie, auf seine Fürsprache, seiner Vaterstadt Worms den größten Theil des Geldes erließ, welches dieselbe, wie andere deutsche Städte, für die Kriegskosten an sie zahlen sollte. Als er endlich seiner Gesundheit wegen nach Straßburg zurück gehen mußte, ließ sie ihm noch ferner sein Jahrgeld auszahlen, und gab ihm auch in der Folge den Titel ihres Rathes.

Von eben der gedachten hohen Schule berief Christina einen andern sehr gelehrten Mann, Johann Heinrich Böklern, den sie zum Professor der

der Beredsamkeit auf der Universität Upsal, und zu ihrem Geschichtschreiber ernannte. Die Mißhandlungen, welche er von den Studierenden zu Upsal erlitt, nöthigten ihn bald seinen Abschied zu begehren: die Königinn aber, welche ihn ungerne verlor, indem sie ihn öffentlich vor einen in seinem Lehramte fast unvergleichlichen Mann erklärte, schenckte ihm nicht nur vier tausend Thaler, und eine goldene Kette von zweyhundert Ducaten; sondern sie ertheilte ihm auch den Titel ihres Geschichtschreibers und Rathes auf immer, und eine jährliche Besoldung von achthundert Thalern. Johann Scheffer, Loccenius, und einige andere berühmte Deutsche wurden gleichfals von der Königinn nach Schweden gerufen, und erfuhren ihre Güte — doch nicht immer auf eine gleiche und beständige Art — davon wurde Meibom, dessen Werck von der Musik der Alten so bekannt ist, ein trauriges Beyspiel. Bourdelot beredete die Königinn, daß sie ihn nöthigte, nach dieser Musik zu singen, und den Nandäus, der von den Tänzen der Alten geschrieben hatte, auf griechisch und römisch zu tanzen. Die Lust, welche sich Christina dadurch machte, war, um nicht mehr zu sagen, unedel und ungelehrt: denn diese beyden rechtschaffenen Männer wurden zum Gelächter des ganzen Hofes. Meibom rächte sich an dem Stifter dieser Beschimpfung, indem er ihm einige tüchtige Ohrfeigen gab; er mußte aber Schweden deswegen verlassen.

Die ausnehmende Gewogenheit der Königinn gegen alle Gelehrte von großen Verdiensten, braucht nun nicht durch mehrere Beyspiele bestätigt zu werden. Selbst einige unter diesen glaubten, daß sie sich ihrer Neigung hierinne zu sehr überlasse. Ihre Freygebigkeit kannte keine Gränzen; unterdessen war

sie doch königlich. Ferrari, ein berühmter Redner zu Padua, hielt ihr zu Ehren eine vortreffliche lateinische Rede, welche ihren Beyfall so sehr erlangte, daß sie ihm eine goldene Kette, tausend Goldgülden werth, verehrte. Bey dieser Gelegenheit schrieb der jüngere Heinsius an die Königinn aus Italien, dieses Geschenck mache großes Aufsehen, zumal da es Ferrari zuweilen am Halse herumtrüge; es sey daher zu befürchten, daß auch diejenigen anfangen möchten, ihre Freygebigkeit zu bewundern, welche ihre übrigen Tugenden nicht zu schätzen wüßten, und daß diese mit schlechten Schriften ihren Schutz suchen möchten. Ich will aber sehr dafür sorgen, sezt er hinzu, daß eine Wahl der Köpfe getroffen werde, und es wenigen erlaubt werde, den Ferrari nachzuahmen. Ein kräftiges Mittel gegen diese Furcht würde vielleicht gewesen seyn, bloße Lobreden gar nicht, oder doch nicht zu reichlich, zu belohnen. Einige Zeit darauf bat Ferrari die Königinn, im Nahmen der zu Padua studierenden Deutschen, daß sie für dieselben ein Gebäude daselbst aufrichten lassen möchte, in welchem sie beysammen wohnen könnten; allein verschiedene Hindernisse sezten sich der Erfüllung dieses Wunsches entgegen.

Unterdessen hatte Christina eine ungemein zahlreiche und schöne Bibliotheck von gedruckten Büchern und Handschriften aus allen Gegenden gesammlet. Sie schickte schon im Jahr 1649 den gelehrten Hiob Ludolph nach Rom, um sich zu bemühen, ob er diejenigen Nachrichten und Urkunden zur Schwedischen Geschichte, welche die beyden Brüder, und Erzbischöfe zu Upsal, Johann und Olaus Magni, dahin mitgenommen hatten, ausfindig machen könne. Ob er gleich nicht glücklich war; so bereicherte

cherte er doch die Königinn mit einem nüzlichen Zuwachs. Iſaac Voßius reiſete auf ihren Befehl mit einer uneingeſchränckten Vollmacht in Franckreich, Deutſchland und in den Niederlanden herum: er kaufte die Handſchriften zum Theil für einen ungeheuren Preiß; es überſteigt aber alle Glaubwürdigkeit, daß er für die unächte Babyloniſche Chronik des Jamblichus, und für die Kirchenhiſtorie des Arianers Philoſtorgius, die wir nur in einem Auszuge übrig haben, hundert und ſechszig tauſend Thaler bezahlt haben ſollte. Zu Paris kaufte er für die Königinn die Bibliotheck des königlichen Rathes Petau, welche einen wichtigen Schatz von Handſchriften, die Franckreich betrafen, enthielt, für vierzig tauſend Livres. Gilbert Gaulmin, ein berühmter Gelehrter, bot ihr, auf Eingebung des Voßius, ſeine Sammlung morgenländiſcher Bücher, welche zwanzig tauſend Thaler hoch geſchäzt wurde, als ein Geſchenck an; ſie nahm dieſelbe an, ließ ihm aber dafür dreyßig tauſend Reichsthaler zahlen, und trug dem Rabbi Menaßeh Ben Iſrael, der durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen guten Charakter rühmlich bekannt war, auf, dieſe Sammlung zu ergänzen. Chriſtina kaufte auch dem Voßius ſeine eigene Bibliotheck für zwanzig tauſend Gulden ab; er behielt aber die Aufſicht darüber, nebſt einem Jahrgelde von fünf tauſend Gulden, Wohnung und Tiſch bey Hofe. Ueberhaupt ſorgte er bey dieſem Geſchäfte weit mehr für ſeine als für die Vortheile der Königinn: und Chriſtian Ravius, ein halb fanatiſcher Kenner der morgenländiſchen Sprachen, deſſen Bibliotheck ebenfals in die Königliche kam, ſcheinet ſich dieſer Gelegenheit nicht zum ehrlichſten bedient zu haben.

Einen andern groſsen Gelehrten, der aber zugleich ein sehr redlicher Mann war, den Nicolaus Heinsius, hatte Christina im Jahre 1651 nach Italien geschickt, wo er sich ein paar Jahre aufhielt, und ungemeine Schätze von aller Art für ihre Bibliotheck zusammenkaufte. Er war der einzige Gelehrte, welcher in ihren Diensten beynahe bis zur Dürftigkeit kam, weil sie, erschöpft von so vielem Aufwande, ihm einige tausend Thaler von seinem Jahrgelde schuldig blieb. Er beklagte sich darüber gegen sie in einem sehr nachdrücklichen Briefe, dessen Ausdrücke seine Befriedigung noch verzögert zu haben scheinen; die aber endlich doch erfolgt ist, nachdem die Königinn lange zu regieren aufgehöret hatte. Außerdem hatte sie aus der Beute einiger eroberten Städte in Deutschland, sonderlich aus Olmütz und Prag, eine sehr ansehnliche Bücherſammlung errichtet. Man konnte ihre Bibliotheck unschätzbar nennen: so wohl wegen der unermeßlichen Kosten, welche sie darauf verwandt hatte, als wegen der Seltenheit und des Werthes ihres Inbegriffs. Es fanden sich darinne bloß siebenhundert hebräische Handschriften des Alten Testaments, und von jeder anderer Gattung, sonderlich von den griechischen und lateinischen Schriftstellern des Alterthums, eine so große Anzahl, daß die gesammten Handschriften wohl über acht tausend mögen betragen haben. Dazu kam eine eben so herrliche Sammlung von Wercken der Kunst, die sie vornemlich aus Italien gezogen hatte, von Bildsäulen, Gemählden, Münzen, und andern Sehenswürdigkeiten, zum Theil auch aus der Natur. Schöner noch als alles dieses war die eigene Einsicht, und der feinere Geschmack, mit welchem Christina selbst alles zu schätzen und zu gebrauchen wußte. Ihre Bibliotheck machte nicht bloß eine besondere Art von Tapeten

peten aus, durch welche sich einige Zimmer ihres Palastes von den übrigen unterschieden hätten: sie arbeitete darinne fast mit dem Eifer eines Gelehrten, der sich unterrichten, sich Ruhm und Unterhalt erwerben will. Von ihrer Kenntniß der schönen Künste zeugte auch die sorgfältige Begierde, mit welcher sie treffliche Mahler und andere, die sich in denselben hervorthaten, an ihren Hof berief.

Diese Beschäftigungen, die so viele Zeit verlangten, raubten der Königinn doch nichts von derjenigen, welche sie nöthig hatte, um selbst regieren zu können. Ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten wäre fast nur ein glänzender Fehler gewesen; allein sie fuhr immer fort, zugleich auf alle Seiten des Staats ihre Aufmerckſamkeit zu richten. Unterdessen hatte doch auch der Großschazmeister und Oberhofmeister, der Graf Magnus de la Gardie, einen sehr starcken Antheil an ihrer Regierung, seit dem Jahre 1650. Er verlor denselben nach und nach durch die Kunstgriffe des Bourdelot. Dieser brachte der Königinn eine Abneigung gegen ihn bey, und als sich der Graf bey ihr über den Arzt beklagte, konnte er sein Vorgeben nicht erweisen: dadurch wurde er der Königinn zuerst mißfällig. Nach der Abreise des Bourdelot schadete ihm der Spanische Gesandte Pimentel bey der Königinn; er beschleunigte aber seinen Fall selbst im Jahr 1653, als er sich beschwerte, daß sie ihm eine Verrätherey Schuld gegeben, und hinzu gesetzt hätte, sie wollte sich zwar selbst an ihm nicht rächen, weil sie ihm ihre Freundschaft versprochen hätte; allein der Prinz von Schweden sollte es thun, und sie würde es nicht ungerne sehen, wenn ihn andere beleidigten. Die Königinn leugnete dieses gesagt zu haben; diejenigen, von welchen

chen der Graf diese Nachricht bekommen haben wollte, widersprachen dieser Beschuldigung als einer Unwahrheit: und es wurde ihm endlich, nach einer für ihn beschämenden Untersuchung, der Hof verboten. Vielleicht erkühnten sich die Zeugen, auf welche sich der Graf berief, nicht, ihre Erzählung vor den Ohren der Königinn zu bekräftigen; vielleicht aber, und dieses ist noch wahrscheinlicher, hatte ihn sein gegründeter Verdacht über ihre Gesinnungen verführt, mehr in seine Klagen einzumischen, als er darthun konnte. Genug, die Königinn erklärte sich, ohngeachtet der eifrigen Fürsprache, welche die Prinzen, seine Anverwandten, für ihn anwandten, daß die Gerechtigkeit ihr befehle, den Grafen zu vergessen.

Dagegen gab sie dem Großkanzler von neuem Zeichen eines Vertrauens, das er lange nicht genossen hatte: und dieser ehrwürdige Greiß empfand darüber eine so lebhafte Freude, daß er gleichsam augenscheinlich verjüngt wurde. Der Graf de la Gardie ersuchte ihn bey seinem Unglücke um Rath und Beystand; auch die Königinn verlangte seine Meinung über diese Angelegenheit zu wissen. Darauf antwortete Oxenstierna, er sehe zwar wohl, daß der Graf sich ihrer Gewogenheit nicht klug und bescheiden genug bedienet habe; es stehe auch bey ihr, ob sie ihm Gnade oder Ungnade wiederfahren lassen wollte; er neige sich wenigstens auf die erstere Seite, nach dem was er von dieser Sache urtheilen könne. Allein Christina glaubte dieselbe genauer einzusehen, und blieb bey ihrem Entschlusse. Im Jahr 1654 that ihr der Reichs-Rath Vorstellungen wegen der Wiedereinsezung des Grafen in seine Würde. Der Großkanzler sagte insonderheit, der Graf sey einer von den hohen Reichsbedienten, und die Königinn habe keine hin-

hinlänglichen Ursachen bekannt gemacht, warum sie ihn aus dem Reichs-Rathe entfernet hätte: es sey also ihrer Größe anständig, ihm die Fehler, welche er begangen haben mochte, zu verzeihen, und ihm, ehe sie noch die Regierung niederlegte, seine Stelle wieder einzuräumen; sie bäten sie darum angelegentlich. Vergebens: — ihr Nachfolger, sagte sie, möchte hierinne thun, was ihm gefiele; aber sie hatte auch diesem Nachricht gegeben, daß ihm der Graf bey ihr sehr schlimme Dienste geleistet hätte; er kam daher erst nach dem Tode des Großkanzlers bey dem neuen Könige in Ansehen.

Doch zu der Zeit, da dieser Günstling verstoßen wurde, war schon ein anderer an seine Stelle getreten, der Christinen und Schweden weit mehr geschadet hat, als der erstere. Pimentel, Gesandter von Spanien, kam im Jahr 1652 zu Stockholm an. Man erzählt, daß er bey dem ersten Gehöre, das ihm die Königinn ertheilte, nach einer tiefen Beugung zurück gegangen sey, ohne ein Wort zu reden; den Tag darauf aber habe er um ein neues Gehör angesucht, und dabey eine sehr schmeichelhafte Rede an sie gehalten. Als ihn die Königinn fragte, warum er zum erstenmale gar nichts gesprochen hätte, habe er geantwortet, er sey von ihrem majestätischen Anblicke so starck gerührt worden, daß er Zeit gebraucht hätte, um sich wieder zu fassen; dieser Einfall habe ihm die völlige Gunst der Königinn zugewandt.— Es kann nicht ausgemacht werden, ob diese Nachricht wahr sey; fast wäre die Schmeicheley für Christinens Einsichten zu niedrig und fühlbar gewesen; aber für ihre Neigung zum Neuen und Außerordentlichen schickte sie sich nicht übel: und diese, nebst ihrem ganzen Charakter, lernte Pimentel sehr zeitig kennen.

kennen. Er zog sie von ihrer bisherigen Freundschaft gegen Franckreich auf die Seite Spaniens und des Kayſers; er machte ihr auch zuerſt die Römiſch-catholiſche Religion beliebt. Bey allen ihren Luſtbarkeiten war Pimentel zugegen; er folgte ihr ſogar zu Fuß neben dem Schlage ihrer Kutſche nach, wenn ſie zu einem Leichenbegängniſſe fuhr, und in ihrem Palaſte wohnte er nicht weit von ihr. Ihre Gefälligkeiten und Freundſchaftsbezeigungen gegen ihn, die ſelbſt den Wohlſtand zuweilen überſchritten, waren den Schweden unerträglich. Sie machte ihm prächtige Geſchencke: unter andern gab ſie ihm auch das ſogenannte Cabinet von Prag, oder die koſtbaren Seltenheiten, welche ihre Soldaten bey der Eroberung der keinen Seite dieſer Stadt, in dem Kayſerlichen Palaſte in ihre Gewalt bekommen hatten. Da ſie endlich merckte, daß ihn jedermann in Schweden haßte, und daß die mit ihr verbundenen Höfe wegen ſeiner Ueberredungen einen Verdacht in die Treue ihres Bündniſſes ſezen könnten: ließ ſie ihn im Jahr 1652 wieder abreiſen. Kaum aber war er etliche Tage auf der See geweſen, als ſein Schiff, wie es hieß, eine Oefnung bekam: er gieng darauf nach Stockholm zurück, und blieb noch ein halbes Jahr bey der Königinn. Nachdem ſie auf einem Ballet vor ihm getanzt hatte — eine eben nicht königliche Fertigkeit, die ein Geſandter bewundern kann — ſchenckte ſie ihm einen Ring von hohem Werthe, an welchem ihre Maſke hieng. Die Schweden ſagten, Pimentel habe ihrem Reiche mehr Nachtheil gebracht, als wenn der Kayſer ein Heer von funfzig tauſend Mann in daſſelbe geſchickt hätte. Er ſelbſt rühmte ſich, man würde zween Monathe nach der Abreiſe der Königinn aus Schweden ſehen, was er daſelbſt ausgerichtet hätte: dieſe unangeneh-

me

me Erfahrung bekamen ihre Unterthanen würcklich. Zulezt zog er sich den Haß der Königinn eben sowohl zu, als Bourdelot und de la Gardie: fast der ordentliche Ausgang solcher Günstlinge, welche nicht bloß durch ihre Verdienste zu dieser Stelle erhoben worden sind.

Pimentel unterstüzte bey Christinen den Dänischen Grafen Ulfeld, und den Vicecanzler von Pohlen Radziejowski, welche beyde damals nach Schweden flüchteten, so glücklich, daß diese drey Personen fast allein immer um sie waren. Ulfeld war einer Treulosigkeit gegen seinen König beschuldigt worden, die Königinn aber, welche ihn in ihren Schutz nahm, rechtfertigte solchen mit dem Grunde, der von einem nicht ganz ähnlichen Falle hergenommen war, daß viele vornehme Schweden, welche zu der Zeit, als der König Siegmund genöthigt wurde, Schweden zu verlassen, ihre Sicherheit in Dänemark suchten, daselbst sehr wohl waren aufgenommen worden, ohngeachtet beyde Reiche durch Bündnisse vereinigt waren. Doch Ulfeld wurde in Schweden nicht vor strafbar gehalten: daher nahm sich Christina seiner desto williger bey dem Könige von Dänemarck an. Dieser Fürst antwortete ihr, er sey aus Achtung gegen sie bereit, den Grafen wieder zu Gnaden aufzunehmen, wenn dieser nur seine Schmähschrift mit einem andern Aufsatze widerlegen, seinen Fehler gestehen, und um Vergebung bitten wollte. Allein Ulfeld berief sich auf seine Unschuld, und blieb an dem Orte seiner Zuflucht. Radziejowski überredete Christinen, die Ursache seiner Ungnade sey bloß in dem unerlaubten Umgange seines Königs mit seiner Gemahlinn zu suchen: sie legte auch eine nachdrückliche Fürbitte für ihn ein. Der König von Pohlen hingegen,

gegen, der eben damals erfuhr, daß derselbe die Cosaken zu einem Kriege wider sein Vaterland reizte, begehrte vielmehr, daß ihn die Königinn in ihrem Reiche nicht dulden sollte. Würcklich verlor er auch in der Folge einen Theil ihrer Gunst, und ihr Nachfolger mußte ihn gar als einen Verräther wider Schweden bestrafen.

Der Kayserliche Gesandte, der Graf von Montecuculi, war ebenfals vom Pimentel, dessen Hof damals mit dem Kayserlichen aufs genaueste verbunden war, der Gewogenheit der Königinn empfolen worden. Sie trug auf ihr Anhalten einiges dazu bey, daß der Käyserliche Prinz, Ferdinand IV. zum Römischen Könige gewählt wurde, und ertheilte dem Montecuculi den Amaranten-Orden. Sie hatte diesen Orden, dessen griechischer Nahme Unverwelcklich bedeutet, im Jahr 1651 gestiftet, da sie in einem Lustspiele die Schäferinn Amaranta vorstellte. Dreyßig der vornehmsten Personen von beyderley Geschlechte bekamen denselben zuerst. Das Zeichen desselben war ein Lorbeerkranz mit einem Bande umgeben, auf welchem man die Worte las: Dolce nella memoria, (Süß im Andencken); innerhalb des Cranzes aber befanden sich zween in einander geschlungene A, in Gold gearbeitet, und mit Demanten besezt. Die Ritter des Ordens machten sich bey ihrer Aufnahme durch einen Eyd verbindlich, daß sie stets im ehelosen Stande bleiben, oder, wenn sie bereits verheyrathet wären, und ihre Gemahlinnen verlören, keine andere nehmen wollten. Fragt man, wozu man diese ganze Nachricht von einem der schimmernden Spiele der großen Welt gebrauchen soll: so ist die Antwort leicht, man soll die fruchtbare Einbildungskraft, die wizigen Beluſtigungen

gen Christinens, auch zugleich ihre Denckungsart über den Ehestand, daraus kennen lernen.

Sie gerieth um diese Zeit in eine Mißhelligkeit mit den Holländern. Diese hatten seit mehrern Jahren, um sich wegen des Geldes, das sie jährlich an den König von Dänemarck für die Durchfahrt im Sunde zahlten, etwas Schadlos zu halten, eine willkührliche Abgabe von den Schwedischen Waaren gefordert. Außerdem ließ auch die Obrigkeit zu Amsterdam einen Schwedischen Kaufmann gefangen sezen, ohne die Klage wider ihn gehörig untersucht zu haben, und sie gab ihm zwey Jahre lang seine Freyheit nicht, obgleich Christina solches begehrte. Diese Beschwerden brachten die Königinn zu dem Entschluß, alle Holländische Kaufleute in Stockholm nebst ihren Gütern anhalten zu lassen. Der Französische Resident stellte ihr hierüber vor, es sey beyden Cronen daran gelegen, daß die Holländer erhalten würden. Ja, sagte die Königinn; aber sie hätten bisher so wenig Achtung und Treue gegen dieselben beobachtet, daß man gar nicht nöthig hätte, sich ihrer Angelegenheiter anzunehmen, wenn es nicht aus der gedachten Ursache geschähe. Der Holländische Gesandte versprach ihr gleich darauf Genugthuung, und die Zwistigkeit war gehoben.

Eben damals, im Jahr 1653. kam der Englische Gesandte Whitelock nach Stockholm. Er wurde von der Königinn so wohl aufgenommen, daß der Gesandte der Holländer, die gerade im Kriege mit England begriffen waren, befürchtete, sie möchte sich für dieses Reich erklären. Allein sie beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie vielmehr eine Mittlerinn zwischen seinem Staate und den Engländern abge-

abgeben wolle. Whitelock war vom Cromwel abgesandt worden, der nach dem grausamen Tode Carls des I. an welchem er so vielen Antheil hatte, unter dem Nahmen eines Protector oder Beschützer der Republik England, würcklich eine unumschränckte königliche Gewalt behauptete, und jezt Bündnisse mit den vornehmsten Europäischen Fürsten schloß. Sein Abgesandter fand die Schweden gegen die Engländer wegen ihres Königsmordes sehr aufgebracht; er vertheidigte in seinem ersten Gehöre bey der Königinn dieses Verfahren seiner Nation weitläuftig; es währte aber etliche Monathe, bis er zu seinem Endzwecke gelangen konnte. Christina sprach mit ihm von Philosophie, von Ergözlichkeiten und Tänzen; auf seinen Antrag hingegen gab sie keine entscheidende Antwort. Sie wollte erst erwarten, wie gegründet die Macht des Cromwel seyn würde. Da er das Parlement aufhob, und sich die höchste Gewalt zueignete, welche doch den Engländern so verhaßt geworden war, schien er ihr nicht mit der nöthigen Vorsichtigkeit zu handeln. Ihrer Meinung nach hätte er diesen Schritt etliche Jahre später thun sollen. Aus der entdeckten Verschwörung wider sein Leben schloß sie, daß seine Regierung noch unsicher sey, und an seinen Handlungen glaubte sie zu bemercken, daß er selbst noch nicht mit sich einig sey, ob er mehr den Frieden oder den Krieg suchen müsse.

Doch ihre Zweifel hörten bald auf, da sie sahe, daß ihm eben so viele Klugheit als Glück zu Diensten standen, und seine unrechtmäßige Herrschaft befestigten. Sie trat daher im April des Jahrs 1654 mit ihm in ein Bündniß, dergleichen einige Monathe vorher der Cardinal Mazarin in Franckreichs Nahmen mit eben demselben errichtet hatte. Freylich verband

band sie sich mit einem Tyrannen; allein die Staatsklugheit, welche auf bleibende Vortheile zu sehen pflegt, rieth ihr dieses an, zumal da die Sache der königlichen Familie von England unwiederbringlich verloren zu seyn schien. Sie hatte zwar dem Sohne des enthaupteten Königs, Carln dem zweyten, eine Menge Gewehr und zwölf Feldstücke geschickt; Cromwel besorgte auch, sie möchte seinen Anhängern aus dem Hafen von Gothenburg Hülfe zusenden; allein die angeführten Betrachtungen galten endlich mehr bey ihr. In dem Schreiben, welches sie Carls des II. Gesandten mitgab, sagte sie unter andern: „Das Unrecht dieser Zeit macht Ihre Uebel unheilbar. — — Sie werden ohne Zweifel die Güte haben zuzugeben, daß Ihre Freunde für ihre eigene Vortheile sorgen, wenn sie finden, daß sie den Ihrigen nichts nützen können.„ Christina bedauerte das Schicksal dieses Hauses ungemein; es fiel ihr aber so wenig, als sonst jemanden, ein, zu vermuthen, daß es nach sechs Jahren wieder auf seinem väterlichen Throne sizen werde. Sie gab übrigens dem Gesandten Whitelock Merckmale einer besondern Gewogenheit: sie lernte von ihm die Englische Sprache, und vertrauete ihm ihr Vorhaben, die Krone in kurzem abzulegen, wobey sie hinzusezte, daß sie sich freue, ihr Reich im Frieden mit allen seinen Nachbarn zu hinterlassen.

Dieses Bündniß war auch in der That die lezte merckwürdige Handlung, welche sie im Angesichte der Welt vornahm, ehe sie zu regieren aufhörte. Niemand zweifelte, daß sie würdig wäre, bis an ihr Ende Königinn zu bleiben. Das Mißvergnügen, welches ihre Verschwendung und ihre Günstlinge bisher erregt hatten, war größtentheils ge-

ſtillt, und konnte auch nicht lange dauern, ſo bald man ihre Gaben und Verdienſte, dasjenige, was Schweden noch von ihr alles hoffen durfte, überdachte. Ihre Fehler und Schwachheiten würden ſich immer mehr, zum Theil auch durch den beſtändigen Zuwachs von Erfahrung, vermindert haben. In einem Alter von acht und zwanzig Jahren war ſie bereits ſo groß, hatte ſchon einen ſo weiten Weg zurück gelegt; bey reiferm Alter alſo würde ſie eine der vollkommenſten Fürſtinnen geworden ſeyn. So mußten die Schweden von Chriſtinen denken, und ſo dachten ſie auch.

Die Ausländer hatten von ihr eben ſo rühmliche Begriffe. Zween Gemählde, die ſie in den lezten Jahren ihrer Regierung von ihr entwarfen, ſind beſonders leſenswürdig, und überhaupt genommen, allem Anſehen nach, unpartheyiſch. Chanût, Franzöſiſcher Geſandter an ihrem Hofe, genoß zwar der Rechte ihres Freundes; aber, da er ſeinem Hofe im Jahr 1648 eine Abſchilderung von ihr ſchicken mußte, ſcheinet er aufrichtig geſchrieben zu haben. „Wenn es erlaubt iſt, ſagt er unter andern, das „Innere nach den äußerlichen Zeichen zu beurtheilen, ſo denckt ſie erhaben von der Gottheit, und „iſt dem Chriſtenthum treulich ergeben. Sie billigt „es nicht, daß man bey den ordentlichen Unterredungen über die Wiſſenſchaften, die Lehre von der „Gnade verläßt, um auf gut heydniſch zu philoſophiren: und was dem Evangelio nicht gemäß iſt, „hält ſie vor Träumereyen. Sie diſputirt gar nicht „bitter über die Streitigkeiten, welche es zwiſchen „den Evangeliſchen und den Römiſchcatholiſchen giebt: „es ſcheint, ſie trage weniger Sorge, ſich von dieſen Schwierigkeiten zu unterrichten, als von denjenigen,

„nigen, welche uns überhaupt die Philosophen, die „Heyden und Juden machen. Ihre Andacht gegen „Gott zeigt sich in dem Vertrauen, welches sie auf „seinen Schutz, mehr als auf irgend etwas anders, „sezt; im übrigen ist sie nicht allzugewissenhaft, und „giebt keine gezwungene Beweise einer cärimonien„mäßigen Andacht. Nichts hat sie in ihrem Geiste „mehr gegenwärtig, als die unglaubliche Liebe einer „hohen Tugend, welche ihre ganze Freude und alles „ihr Vergnügen ausmacht; womit sie noch eine un„gemeine Begierde nach Ruhm verbindet, und, so „viel man davon urtheilen kann, wünscht sie die Tu„gend, von der Ehre begleitet. Zuweilen gefällt es „ihr, wie die Stoiker, von jener Erhabenheit der „Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in die„sem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht „sie mit einem bewundernswürdigem Nachdruck: „wenn sie davon mit Personen redet, mit denen sie „vertraut umgeht, und auf die wahre Schätzung „kommt, welche man von allen menschlichen Dingen „anstellen muß, so ist es ein ungemeines Vergnü„gen, zu sehen, wie sie ihre Crone unter die Füße „legt, und öffentlich sagt, die Tugend sey das einzige „Gut, nach welchem alle Menschen ohne Ausnahme „streben müssen, ohne ihren Stand dabey zu nützen. „Doch unter diesem Geständnisse vergißt sie nicht lan„ge, daß sie Königinn ist: sie nimmt sogleich ihre „Crone wieder, erkennt das Gewichte derselben, und „hält dieses vor die erste Stufe, um zur Tugend zu „gelangen, daß sie ihre Würde gehörig verwaltet.„— Was hier von der Religion der Königinn gesagt wird, ist freylich für diese Zeit wahr, in der sie noch keinen Saumaise, Voßius und Bourdelot kannte.

Nach einer Abbildung ihrer Gelehrsamkeit, die ich bereits oben nebst einer andern Stelle mitgetheilt habe, fährt Chanût fort: „Wenn sie in ihrer „Rathsversammlung ist, so fällt es ihren Staatsbe„dienten schwer zu entdecken, auf welche Seite sie „sich neige. Sie bewahrt sich selbst getreu das „Geheimniß, und da sie sich durch die Berichte, „welche man ihr mittheilt, nicht einnehmen läßt, so „kommt sie denen, welche sie mit irgend einem Vor„trage anreden, mißtrauisch, oder schwer zu überre„den vor, weil sie eben so hurtig wollen, als sie „wünschen. Es ist wahr, daß sie etwas auf die arg„wöhnische Gemüthsart hängt, und bisweilen zu lang„sam ist, sich über die Wahrheit aufzuklären, zu „leicht eine Argliſt an andern vermuthet. Diese Zu„rückhaltung in dem Entwurfe von demjenigen, was „sie glauben, und wozu sie sich entschließen will, hin„dert es nicht, daß sie, besonders in der Ausferti„gung der Geschäfte, nicht billig seyn sollte. Von „Angelegenheiten, welche ihren Hof betreffen, oder „welche ganz allein von ihrem uneingeschränckten Anse„hen abhängen, sagt sie keinem Menschen etwas; über „solche aber, welche die Regierung des Staats an„gehen, berathschlagt sie in ihrem Rathe.„ Er kömmt endlich auch auf ihre äußerliche Gaben, und auf ihre Lebensart. „Die Natur, schreibt er, ver„sagt ihr keine von den Eigenschaften, welche einem „jungen Herrn Ehre machen würden. Sie ist uner„müdet in der Arbeit auf dem Lande, sogar, daß sie „auf der Jagd zehn Stunden zu Pferde bleibt; we„der Frost noch Hitze fallen ihr beschwerlich; ihr Es„sen ist ungekünstelt, schlecht zugerichtet, und ohne „Leckerey. Niemand in Schweden versteht so gut, „einen laufenden Haasen mit einer einzigen Kugel in „der Flinte niderzuschießen. Sie läßt einem Pferde

„ganz

„ganz ungezwungen alle Arten von Wendungen „machen, und ist weit entfernet, sich darauf etwas „einzubilden. Selten spricht sie mit dem Frauen„zimmer ihres Hofes, weil die Uebungen, welche sie „auf dem Felde anstellt, oder die Sorge für die „Staatsgeschäfte, welche sie zurück halten, ihr den „Umgang mit demselben entziehen: die Frauenzim„mer kommen auch nicht zu ihr, es wäre denn bey „einer gewissen Art von Besuche, und auch alsdenn „läßt sie dieselben, nach der ersten Höflichkeit, in ei„nem Winckel des Zimmers stehen, und unterredet „sich mit den Mannspersonen. Wenn sie unter Per„sonen ist, von welchen sie nicht viel lernen zu kön„nen glaubt, so bricht sie kurz ab, und redet nicht „mehr, als es die Nothwendigkeit erfordert. Daher „reden auch alle ihre Hofbedienten wenig mit ihr; „sie lieben sie aber dennoch: denn so wenig sie auch „mit ihnen spricht, so geschieht es mit Sanft„muth; sie ist eine sehr gute Frau gegen sie, ja frey„gebiger, als es das Vermögen ihres Staates er„laubt. Zuweilen belustiget sie sich daran, daß sie „dieselben spöttisch durchzieht; sie thut auch dieses „mit vieler Anmuth und ohne Bitterkeit: es wäre „aber vielleicht besser, wenn sie es unterließe, weil „doch immer einige Furcht der Verachtung bey de„nen übrig bleibt, welche verspottet worden sind. „Es trägt sich unterdessen dieses selten zu, weil die „Geschäfte und das Studieren ihr fast keine Zeit „übrig lassen. Sie geizt auch würcklich mit derselben: denn sie schläft ordentlich nur fünf Stunden, „und da diese Zeit nicht hinreichend ist, um ihre „Kräfte herzustellen, so ist sie manchmal, sonderlich „im Sommer, genöthigt, eine Stunde nach Tische „zu schlafen. Sie giebt sich so wenige Mühe mit „ihrem Anzuge und Putze, daß man dieselben gar

„nicht unter die Verrichtungen ihrer Tage zählen „muß. In einer Viertelstunde ist sie angekleidet, „und wenn man die Tage ausnimmt, an welchen „große Feyerlichkeiten begangen werden, so macht „der Kamm allein und ein Stückchen Band ihren „ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl schicken sich ihre „so nachläßig hängenden Haare gut zu ihrem Ge„sichte; sie sorgt aber für dieses so wenig, daß sie „weder in der Sonne, noch im Winde und Regen, „weder in der Stadt noch auf dem Lande, eine Hau„be oder Maske trägt. Wenn sie reitet, so hat sie „keine andere Bedeckung gegen die schlimme Witte„rung, als einen Hut mit Federn: so daß ein Frem„der, der sie auf der Jagd mit ihrem Ungrischen Klei„de (Hongreline) und einem kleinen Kragen nach der „Art der Mannspersonen, gesehen hat, sie niemals „vor die Königinn halten würde. Unstreitig ist diese „Sorglosigkeit gegen ihre eigene Person etwas feh„lerhaft; hauptsächlich deswegen, weil es Gelegen„heiten geben kann, da es zu befürchten ist, daß ihrer „Gesundheit dadurch Schaden zugefügt werde. „Aber alle Sachen sind ihr nichts gegen die bren„nende Liebe zur Ehre und Tugend: und man kann „sagen, daß ihr Ehrgeiz mehr darauf geht, ihren „Nahmen durch ein außerordentliches Verdienst „glänzend zu machen, als durch Eroberungen; daß „sie ihren Ruhm mehr sich selbst, als der Tapfer„keit ihrer Unterthanen, schuldig seyn will.„

Mit diesem Bilde stimmt ein anderes sehr wohl überein, welches ebensals von einem Augenzeugen, der Christinen oft gesprochen hat, dem P. Manner-schied, Beichtvater des Gesandten Pimentel, gegen das Ende des Jahrs 1653 entworfen worden ist. Man kann nicht sagen, daß er sie bloß deswegen gelobt habe, weil sie ihn beschenckt hatte; seine Beschrei-

bung

bung entfernet sich in den Hauptzügen von derjenigen nicht, die man damals in der Welt überhaupt von ihm machte. „Ihre Leibeslänge, fängt er an, „ist etwas unter dem Mittelmäßigen: sie hat eine „breite Stirne, große und lebhafte Augen, einen „sehr angenehmen Blick, eine Habichtsnase, einen kleinen und artigen Mund.„— Chanüt, der seinem Hofe auch eine gemahlte Schilderung von ihr überschickte, sezte zu derselben noch hinzu, daß Ein Gemählde nicht zureichend sey, ihr Gesicht vorzustellen; weil es sich nach den verschiedenen Bewegungen ihres Geistes so oft verändere, daß sie in zween Augenblicken nach einander betrachtet, nicht mehr kenntlich sey; ordentlich sähe sie etwas tiefsinnig aus; aber sehr geschwinde und sehr oft gienge sie zu andern Bewegungen über; unterdessen behielte doch ihr Gesicht, so viele Veränderungen auch in ihrem Geiste vorgiengen, immer etwas Heiteres und Anmuthiges. Wenn sie etwas, das vor ihr gesagt würde, mißbilligte, welches sehr selten geschähe, so würde ihr Gesicht mit einer gewissen Wolcke bedeckt, welche, ohne sie zu verunstalten, diejenigen, welche sie ansähen, erschreckte. Der gewöhnliche Ton ihrer Stimme sey sehr lieblich, und mit so vieler Festigkeit sie auch die Worte ausspreche, so mercke man doch deutlich, daß es die Sprache eines Frauenzimmers sey; zuweilen verändere sie diesen Ton, aber ungezwungen und ohne scheinbare Ursache, um einen stärckern anzunehmen, als ihrem Geschlechte eigen ist; doch nähere er sich nach und nach seinem ordentlichen Maaße. Daß sie nicht lang ist, sagt Chanüt, würde man wenig bemercken, wenn sie Frauenzimmer-Schuhe trüge, aber um in ihrem Palaste, oder auf dem Lande, desto bequemer herumgehen, auch reiten zu können, trägt sie nur eine Art von Mannsschuhen.

Dieſes war die äußerliche Geſtalt der Königinn; wir wollen noch ſehen, wie der Geiſtliche das Gemählde des Geſandten ausgebildet habe. „Ich habe „zuweilen, ſagt er, wenn ich mit ihr ſprach, beobach„tet, daß ihr Hemde voll Tintenflecke war, welche ſie „ſich im Schreiben gemacht hatte: ich habe auch zer„riſſene Wäſche an ihr geſehen. Wenn man ſie er„innern will, mehr auf ſich ſelbſt zu ſehen: ſo ant„wortet ſie, dieſe Sorge müſſe Leuten überlaſſen wer„den, welche nichts zu thun haben. Man weiß, „daß ſie anderthalb Jahre hindurch kaum jede Nacht „drey Stunden geſchlafen hat. Wenn ſie aufgeſtan„den iſt, wendet ſie fünf Stunden auf das Leſen ver„ſchiedener Schriften. Oeffentlich zu ſpeiſen, iſt für „ſie eine Quaal. Wenn ſie aber allein iſt, bleibt ſie „kaum eine halbe Stunde bey der Tafel. Sie trinckt „nichts als Waſſer; man hat ſie nie ein Wort von „dem Fleiſche ſagen hören, ob es gut oder übel zuge„richtet ſey; ſie beſtellt auch die Küche niemals. Ich „habe oft von ihr gehört, daß ſie ohne Verdruß und „Unruhe lebe, und daß ſie nichts in der Welt kenne, „was groß, ſchädlich und hart genug wäre, um die „Stille ihres Gemuths ſtören zu können. Sie rühmt „ſich, den Todt nicht mehr zu fürchten, als den „Schlaf. Mitten im Winter, wenn das Meer „ganz mit Eis bedeckt iſt, fährt ſie auf einem Schlit„ten über das Feld ſpazieren, und dieſes ſogar vier „bis ſechs Stunden des Nachts. Den Morgen be„ſtimmt ſie den Staatsangelegenheiten, und wohnt „ordentlich ihrem Rathe bey. Ich habe geſehen, „daß ſie an einem Tage, da ſie ſich zur Ader gelaſſen „hatte, eine Rathsverſammlung hielt, in welcher ſie „faſt fünf Stunden blieb. Ob ſie gleich acht und „zwanzig Tage hindurch mit einem Fieber beſchwert „war, ſo entzog ſie ſich doch den Staatsgeſchäften

„nicht

„nicht. Sie sagt, Gott habe ihr die Regierung „ihres Königreichs anvertrauet: diese wolle sie nach „ihrem besten Vermögen verwalten; und wenn es ihr „darinne nicht immer gelingen sollte, so würde sie „doch den Trost haben, daß sie sich nichts vorwer„fen dürfe.„

Christina erscheinet nun völlig als Königinn. „Die öffentlichen Angelegenheiten, schreibt Manner„schied weiter, gehen alle durch ihre Hände; ganz „allein trifft sie mit denselben eine Einrichtung und „endiget sie. Die Abgesandten und fremden Minister „pflegen ihre Unterhandlungen nur mit ihr allein, ohne „an einen Staatssecretär verwiesen zu werden. Wenn „die Gesandten bey öffentlichen Gehören Reden an sie „halten, antwortet sie ihnen allein. Es ist eine beynahe „unglaubliche Erscheinung, von welcher aber meine „Augen täglich Zeugen sind, alle jene große Feldher„ren, jene Schweden zu sehen, deren Nahmen und „Waffen ganz Deutschland zitternd gemacht haben, „wie sie gleichsam stumm und zitternd in der Gegen„wart ihrer Königinn stehen. Sie verlor ihren Va„ter, ehe sie sieben Jahre alt war. Wer hätte es „glauben sollen, daß eine siebenjährige Prinzeßinn „in einem so freyen Staate, als Schweden ist, so viel „Ansehen und Gewalt erlangen würde, daß sie allein „regieren könnte, ohne von irgend jemandes Rath„schlägen abzuhängen, ohne selbst von jemanden re„giert zu werden? Sie will von allem, was die Re„gierung des Reichs betrifft, eine Kenntniß haben. „Sie hat alle Traktaten gelesen, welche diese inner„lichen Angelegenheiten angehen, ob gleich deren sehr „viele und darunter sehr weitläuftige sind. Ich weiß, „daß sie einen von diesen Traktaten auf acht und „zwanzig Bogen erhielt: sie las ihn, und erklärte „ihn einem Gesandten auf lateinisch, in einer sehr

„kurzen Zeit. Sie liebt alle Nationen, indem sie „die Tugend überall hochschäzt, wo sie dieselbe antrifft. „Darauf allein ist ihre Aufmerckſamkeit gerichtet. Sie „sagt, die Welt bestehe nur aus zwo Nationen: die „eine machten die rechtschaffenen Leute aus; die an„dere die schlimmen; sie liebe die erstere, und verab„scheue die andere, ohne auf die verschiedenen Nah„men zu sehen, durch welche man die Völcker unter„scheidet.„

Noch einmal läßt er sie als eine Privatperson sehen. „Sie kann den Gedancken, sich zu verheyra„then, nicht vertragen: weil sie frey gebohren ist, „sagt sie, will sie auch frey sterben. Im ordentli„chen Umgange ist sie so vertraulich, daß man sie „nicht einmal vor ein vornehmes Frauenzimmer, ge„schweige denn vor eine Königinn halten sollte. Sie „redet die Personen, mit welchen sie sich unterhalten „will, zuerst an, nimmt sie bey den Händen, zieht „sie durch Stichelreden auf, lacht und scherzt mit „einer ungemeinen Offenherzigkeit. Doch zu gleicher „Zeit flößt sie so viele Ehrerbietung ein, daß man in „ihrer Gegenwart eben so furchtsam ist, als es Kin„der seyn würden. Wenn sie mit ernsthaften Ange„legenheiten umgeht, so weiß sie eine majestätische „Miene anzunehmen, welche den kühnsten Men„schen einnehmen würde. Ich habe sie in einem Au„genblicke von einer vertrauten Unterredung zu dem „ernsthaften Anstande übergehen sehen, welcher der „königlichen Majestät gemäß ist, das ist von einem „Aeußersten zum andern; so daß ich kaum meinen „eigenen Augen trauete. Selbst Herr Pimentel, „der doch täglich um sie ist, gesteht, daß sie, wenn „er von wichtigen Geschäften mit ihr spricht, ganz „von sich selbst verschieden und ihm kaum kennbar „sey. Sie hat Ehren-Damen an ihrem Hofe; aber

„mehr

„mehr zur Pracht als zu ihrem Dienste: sie scheinet „wenig Achtung gegen sie zu haben, und geht nur „mit Mannspersonen um. Sie zeigt die Stärcke „ihrer Beurtheilung in den Ausfertigungen, welche sie „anordnet, und in Ansehung welcher sie so eifersüch„tig auf ihre Gewalt ist, daß sie sich keines Beystan„des bedienet. Sie beschäftiget ich weiß nicht wie „viele Geheimschreiber, welche kaum alle Briefe „schreiben können, die sie ihnen in die Feder sagt, „die sie auch ganz allein durchsieht und verbessert. „Sie ist so freygebig, daß, wenn man sagen darf, „sie halte in irgend einem Stück das Maaß nicht, „solches von den Geschencken wahr ist, welche sie ver„schwendet. Die Gesetze der Gerechtigkeit beobach„tet sie heilig. Daher sagt sie auch, sie habe nur „sehr selten Verbrechern, die den Todt verdient hätten, „das Leben geschenckt, ob sie gleich niemals jemanden „zur Todes-Strafe verurtheilt habe, über den sie „nicht Thränen vergossen hätte. Sie hält ihr Ver„sprechen unverbrüchlich. Nichts ist schöner, als „ihre Urtheile über alle Arten von Materien. Ihre „Gütigkeit ist so groß, als alle ihre übrigen Tugenden, „wie es alle Fremden erfahren, indem keiner an ihren „Hof kommt, den sie nicht sehr gnädig aufnähme. „Es mangelt dieser bewundernswürdigen Köni„ginn, (sezt endlich dieser Geistliche der Römischen „Kirche hinzu,) nichts als die wahre Religion; al„lein ohngeachtet meiner häuffigen Unterredungen, „habe ich sie doch hierauf nicht bringen können. Sie „ist durch die Grundgesetze des Reichs gebunden, „dessen Königinn sie nicht mehr seyn könnte, wenn „sie ihre Religion veränderte.„

So betrachtete die Welt die Königinn Christina auch mitten unter ihren Fehlern, die von mir nicht vergessen worden sind, als sie im Jahr 1654. die Regierung

gierung ihrem bestimmten Nachfolger übergab. Mit dieser seltenen und großmüthigen, obgleich nicht unerwarteten Handlung, geht ihr neues Leben an, das nicht weniger merckwürdig ist als dieses königliche von zehn Jahren, und das eben deswegen nach seinem Ursprunge und ganzen Umfange, in der künftigen Fortsezung dieser Lebensbeschreibung allein gestellt zu werden verdienet. Wirft man aber noch vorher einen Blick auf den Thron, welchen sie zu verlassen im Begriff ist, so wird man sie sehr ungerne von demselben herabsteigen sehen. Sie hatte ihrem Reiche den rühmlichsten und sichersten Frieden verschafft, seine Gränzen erweitert, es blühend und furchtbar gemacht, ihm gute Gesezе gegeben, die Wissenschaften und Künste darinne mehr, als man sagen kann, aufgemuntert, ihre Unterthanen geschüzt und geliebt, ihr Land mit den Verdiensten und Schätzen der Ausländer bereichert, seinen mächtigsten Feind und seinen gefährlichen Nachbar gedemüthigt; sie war eine Stütze der Protestantischen Religion, die Liebe ihres Volcks und die Bewunderung von ganz Europa geworden. Was hätte der weiseste und gütigste König in so wenigen Jahren seiner Jugend mehr für sein Reich und für sich selbst thun können.

ENDE
des zweyten Theils.

Digitized by Google

Verbeſſerungen
zum erſten Theile.

S. 9. Z. 6. ſtatt dem Gebiete beyder Völcker, leſe man, dem Gebiete der Römiſchen Bundsgenoſſen und der Carthaginenſer.

S. 18. Z. 4. ſind die Worte, und glühendes Bley, wegzuſtreichen.

S. 34. Z. 23. ſtatt ritte, lies rückte.

S. 46. von der 23ſten Zeile an, iſt in den Reden des Maharbal ſtatt Sie allemal zu ſetzen Du.

S. 76. Z. 12. ſtatt Er leſe man Hannibal.

S. 131. Z. 16. iſt vor zu einzurücken: ſich.

S. 161. Z. 8. iſt ſtatt währe zu leſen währet.

S. 213. u. S. 214. iſt ſtatt Hunnen zu leſen Ungarn.

S. 224. Z. 20. iſt vor edeln einzurücken: einer.

— — Z. 22. ſtatt Franckreich lies Lothringen.

S. 231. Z. 10. iſt ſtatt Römiſcher zu leſen: Deutſcher.

S. 375. Z. 16. ſtatt Juwelen lies Edelgeſteine.

S. 379. Z. 15. iſt nach ſahe einzurücken: dabey.

S. 381. Z. 10. ſtatt mercklicher lies mercklichſter.

S. 382. Z. 5. iſt ſtatt zuthätiger zu leſen gutthätiger.

— — Z. 34. ſtatt war lies waren.

— — Z. 35. u. S. 383. ſind die Worte: bey Ludwigen war es ein ungemeſſener Ehrgeiz, dergeſtalt zu verbeſſern: bey Ludwigen war ein ungemeſſener Ehrgeiz jeder fürſtlichen Tugend hinderlich.

Zum

Digitized by Google

Zum zweyten Theile.

S. 2. Z. 32. statt bewundernswürdigen lies beneidenswürdigen.

S. 71. ist durch ein Versehen aus einem Stücke des Textes eine Anmerckung gemacht worden, die unter demselben steht.

Ebendas. Z. 15. ist statt begleitete zu lesen bekleidete.

Den grösten Theil dieses Bandes habe ich, da ich dieses schreibe, noch nicht abgedruckt gesehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google